

Vorbemerkung des Verlags

Clint Smith zitiert zahlreiche historische Texte, Artikel und Aussagen aus der Zeit der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, als Bezeichnungen und Begriffe, die heute als rassistisch, diskriminierend und abwertend gelten (Nigger, Neger, Mulatte, Rasse, Negroes, untermenschlich, Kaffern), gebräuchlich waren. Diese Bezeichnungen und Begriffe werden in der Übersetzung wiedergegeben und weder umschrieben noch vermieden oder mit Sternchen versehen, da es ja gerade das Anliegen des Autors ist, durch systematische Benennung und explizite Wiedergabe auch drastischer Stimmen das Wirken und Nachwirken der Geschichte aufzuzeigen.

»Schwarz« bezeichnet in diesem Buch in den meisten Fällen kein Adjektiv und keine Hautfarbe. Es handelt sich vielmehr um eine politisch gewählte Selbstbezeichnung zur Beschreibung einer von Rassismus betroffenen gesellschaftlichen Position. »Schwarz« wird deshalb in Entsprechung zum englischen »Black« großgeschrieben.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in diesem Buch häufig die Sprachform des generischen Maskulinums angewendet.

Für meine Kinder

Unsere Vergangenheit war die Sklaverei. Bei ihr verbietet sich jede Selbstgefälligkeit oder Gemütsruhe. Ihre Geschichte ist ein Protokoll von Sträflingen, eine Offenbarung des Leids. Sie wurde mit blutigen Lettern geschrieben. Ihr Atem ist ein Seufzer, ihre Stimme ein Stöhnen. Und wir wenden uns mit Schaudern von ihr ab. Heute besteht unsere Pflicht darin, den Fragen, mit denen wir konfrontiert sind, mit Intelligenz und Mut zu begegnen.

FREDERICK DOUGLASS, »THE NATION'S PROBLEM«

Man muss wissen, dass der Mississippi streckenweise begradigt wurde, um Platz für Häuser und Ackerland zu gewinnen. Gelegentlich flutet der Fluss diese Stellen. »Fluten« sagt man dazu, dabei ist es eigentlich kein Überfluten, sondern Erinnern. Ein Erinnern daran, wo er einst geflossen ist.

TONI MORRISON, »THE SITE OF MEMORY«

Inhalt

Vorbemerkung des Autors	15
»Die ganze Stadt ist ein Denkmal der Sklaverei« Prolog	17
»Es gibt einen Unterschied zwischen Geschichte und Nostalgie« Monticello Plantation	24
»Ein offenes Buch unter freiem Himmel« Die Whitney Plantation	79
»Ich kann nicht ändern, was hier geschehen ist« Angola Prison	122
»Ich weiß nicht, ob sie stimmt, aber sie gefällt mir« Blandford Cemetery	166
»Unser Unabhängigkeitstag« Galveston Island	237
»Wir waren die Guten, stimmt's?« New York City	280

»Ein Sklave ist schon zu viel«	
Gorée Island	321
»Ich habe es durchlebt«	
Epilog	361
Anhang	389
Über dieses Projekt	390
Dank	394
Anmerkungen	399
Register	419

Vorbemerkung des Autors

Die Besuche und Besichtigungen, die ich in diesem Buch beschreibe, fanden zwischen Oktober 2017 und Februar 2020 statt. Manche Orte suchte ich mehrmals auf, andere nur ein einziges Mal. Alle Zitate wurden mit einem digitalen Aufzeichnungsgerät aufgenommen. Manche Namen sind geändert, um die Privatsphäre von Menschen zu schützen.

Ich möchte darauf hinweisen, dass dieses Buch sich zwar auf die Orte konzentriert, an denen die Geschichte der Sklaverei in Amerika weiterlebt, das Land, auf dem viele dieser historischen Stätten liegen, jedoch ursprünglich indigenen Völkern gehörte. Von den acht Orten in den USA, die ich für dieses Buch besuchte, befindet New Orleans sich auf Land der Chitimacha und Choctaw, Monticello auf Monacan-Land, die Whitney Plantation wieder auf Land der Choctaw, ebenso das Angola Prison; der Blandford Cemetery wurde auf Land der Appomattox und Nottoway angelegt; Galveston, Texas, steht auf Land der Akokisa, Karankawa und Atakapa; New York City wurde auf Land der Munsee Lenape errichtet; und das National Museum of African American History and Culture befindet sich auf Land der Nacotchtank (Anacostan) und Piscataway. Ich möchte anmerken, dass Territorien der Ureinwohner sich oft überlappen und veränderbare Grenzen aufwiesen, die sich im Laufe der Zeit verschoben. Diese Zuordnung ist daher nicht definitiv, aber ein möglichst akkurater Versuch, diejenigen zu würdigen, die als Erste durch dieses Land gezogen sind.¹

»Die ganze Stadt ist ein Denkmal der Sklaverei«

Prolog

Der Himmel überspannte den Mississippi wie eine Melodie. An diesem windstillen Nachmittag strömte der Fluss ruhig dahin. Sein Wasser war gelblich-braun von den Sedimenten, die er auf seinem Tausende Meilen langen Weg nach Süden, durch Ackerland, Städte und Vororte, mit sich trug. In der Dämmerung flackerten die Lichter der Crescent City Connection, zweier Auslegerbrücken über den Fluss, die das westliche Ufer New Orleans' mit dem östlichen verbinden. Phosphoreszierende Lampen schmückten die Stahlträger wie eine Versammlung von Glühwürmchen auf den Rücken von zwei mächtigen, reglosen Kreaturen. Ein Schleppkahn war auf dem Weg flussabwärts und zog ein Riesenschiff hinter sich her. Die Geräusche aus dem French Quarter direkt hinter mir pulsierten über den gepflasterten Gehweg weiter unten. Eine Pop-up-Brassband schmetterte in die frühabendliche Luft. Die Klänge von Trompeten, Tubas und Posaunen mischten sich mit den Geräuschen einer sich sammelnden Menge. Ein junger Mann trommelte auf umgedrehten Plastikeimern, flink und geschickt bewegten sich

die Trommelstöcke in seinen Händen. Leute traten zum Fotografieren ans Flussufer. Sie hofften wohl auf ein Bild von sich selbst inmitten eines erkennbaren Stücks der für New Orleans so typischen Ikonografie.

Nachdem der transatlantische Sklavenhandel 1808 verboten worden war, transportierte man etwa eine Million Menschen vom oberen in den unteren Süden. Mehr als hunderttausend von ihnen wurden über den Mississippi transportiert und in New Orleans verkauft.

Leon A. Waters kam und stellte sich neben mir an den Fluss. Die Hände in den Hosentaschen, die Lippen zusammengepresst blickte er über die leichte Biegung des Mississippi zwischen den beiden Ufern der Stadt. Er war mir von einer Gruppe junger Schwarzer Aktivistinnen und Aktivisten in New Orleans vorgestellt worden, die Teil der Organisation »Take 'Em Down NOLA« waren.¹ Deren selbst gestecktes Ziel ist »die Entfernung ALLER Symbole weißer Vorherrschaft in New Orleans, als Teil einer breiteren Anstrengung für ethnische & ökonomische Gerechtigkeit«. Waters war ein Mentor vieler Mitglieder dieser Gruppe – sie betrachten ihn als eine Art Elder Statesman ihrer Bewegung und schreiben ihm eine zentrale Rolle in ihrer politischen Bildung zu.

Ende sechzig und mit grau meliertem Schnurrbart, trug Waters ein schwarzes Sakko über einem grau-weiß gestreiften Hemd, dessen obersten Knopf er offen gelassen hatte. Eine dunkelblaue Krawatte hing locker um den offenen Kragen und über den Bund seiner verwaschenen Jeans. Eine rechteckige Brille mit dünnem Gestell saß ziemlich weit oben auf seinem Nasenrücken. Auf dem linken Glas war in der unteren Ecke ein schwacher Fleck zu erkennen. Seine Stimme war tief und monoton. Man könnte Waters fälschlicherweise für mürrisch halten, doch seine

Art spiegelt einfach nur wider, wie ernst er das Thema nimmt, das er oft diskutiert: die Sklaverei.

Wir standen vor einer Plakette, die kürzlich das »New Orleans Committee to Erect Historic Markers on the Slave Trade« angebracht hatte, um die Rolle Louisianas im transatlantischen Sklavenhandel zu erläutern. »Sie erfüllt ihren Zweck«, meinte Waters zu der Gedenktafel. »Den ganzen Tag über kommen Leute vorbei, bleiben stehen, lesen, machen Fotos ... Es ist auch ein Weg, um Leute darüber aufzuklären.«

In den letzten Jahren hat man begonnen, solche Schilder in der Stadt aufzustellen, die jeweils den Bezug einer bestimmten Gegend zur Versklavung dokumentieren. Das Ganze ist Teil einer größeren Auseinandersetzung. Nachdem jahrelang Schwarze Menschen von der Polizei getötet wurden und ihr Sterben mittels Videos in die ganze Welt übertragen wurde, nachdem ein weißer Supremacist in eine Schwarze Kirche in Charleston, South Carolina, stürmte und dort neun Menschen tötete, die gerade beteten, nachdem Neonazis durch Charlottesville, Virginia, marschierten, um eine Konföderierten-Statue zu schützen, und eine auf Lügen basierende Geschichte reklamierten, nachdem George Floyd durch einen auf seinem Hals knien den Polizisten ermordet worden war, da begannen Städte im ganzen Land, sich genauer mit der Geschichte auseinanderzusetzen, die solche Momente möglich machte. – Eine Geschichte, die viele bis dahin nicht anerkennen wollten. Für Waters, der sich als Heimatforscher und Revolutionär versteht, war das kein Neuland. Er und Gleichgesinnte arbeiteten jahrelang dafür, das Erbe der Unterdrückung in der Stadt – und darüber hinaus im ganzen Land – zu beleuchten.

Erst kürzlich, nach jahrzehntelangem Druck von Aktivistinnen und Aktivisten und im Rahmen einer breiteren Bewegung

auf nationaler Ebene, haben offizielle Vertreter der Stadt begonnen zuzuhören. Oder vielleicht haben sie endlich das Gefühl, über das nötige politische Kapital zu verfügen, um aktiv zu werden. Jedenfalls entfernte New Orleans 2017 vier Statuen und Denkmäler, die, wie man befunden hatte, dem Vermächtnis der *White Supremacy*, der weißen Vorherrschaft und Überlegenheit, Tribut zollten. Die Stadt beseitigte Denkmäler von Robert E. Lee, Sklavenhalter und General der erfolgreichsten Armee der Konföderierten im Civil War, von Jefferson Davis, Sklavenhalter sowie erster und einziger Präsident der Konföderierten, P.G.T. Beauregard, Sklavenhalter und General der Konföderierten-Armee, der die ersten Schüsse im Bürgerkrieg anordnete, sowie ein Monument, das an die Schlacht am Liberty Place 1874 erinnerte. Damals versuchten White Supremacists während der Phase der Reconstruction, als die abtrünnigen Südstaaten wieder in die Union eingegliedert wurden, die etablierte Regierung im Bundesstaat Louisiana zu stürzen. Diese Denkmäler sind jetzt weg, aber mindestens hundert Straßen, Statuen, Parks sowie nach Konföderierten, Sklavenhaltern oder Verfechtern der Sklaverei benannte Schulen sind noch da. An einem kühlen Februarnachmittag versprach Waters, Gründer der Hidden History Tours of New Orleans, mir zu zeigen, wo einige dieser Spuren der Vergangenheit weiter vorhanden sind.

Waters fuhr mich an zwei Schulen vorbei, die nach John McDonogh benannt sind. Bis in die 1990er versah man Dutzende Schulen, die hauptsächlich Schwarze Kinder besuchen, mit dem Namen dieses reichen Kaufmanns, der auch Sklavinnen und Sklaven besaß. Wir passierten zudem Läden, Restaurants und Hotels, die dort standen, wo einst die Büros, Verkaufsräume und Sklavenpferche von über einem Dutzend Sklavenhandelsfirmen gewesen waren, die New Orleans zum größten Sklavenmarkt

im Vorkriegsamerika gemacht hatten. Zum Beispiel das Omni Royal Hotel, errichtet an der Stelle des St. Louis Hotel, wo Männer, Frauen und Kinder ge- oder verkauft und voneinander getrennt wurden. Schließlich erreichten wir den Jackson Square im Herzen des von Touristen überfüllten French Quarter. Dort hatte man einst aufständische versklavte Menschen exekutiert.

Sogar die Straße, an der Waters mich am Ende unserer Tour absetzte und in der meine Eltern jetzt wohnen, ist nach Bernard de Marigny benannt, einem Mann, der im Laufe seines Lebens mehr als hundertfünfzig versklavte Menschen besaß. Das Echo der Sklaverei ist allgegenwärtig. Sie steckt in den Dämmen, die ursprünglich von versklavten Arbeitskräften errichtet wurden. Ebenso in der kleinteiligen Architektur einiger der ältesten Gebäude der Stadt, die versklavte Hände errichteten. Sie steckt in den Straßen, die erstmals von versklavten Menschen gepflastert worden sind. Oder wie der Historiker Walter Johnson über New Orleans sagte: »Die ganze Stadt ist ein Denkmal der Sklaverei.«²

New Orleans ist mein Zuhause. Dort bin ich geboren und aufgewachsen. Ich erforsche noch, inwiefern die Stadt ein Teil von mir ist. Dabei kam ich zu der Erkenntnis, dass ich relativ wenig über das Verhältnis meiner Heimatstadt zu den Jahrhunderten Sklaverei weiß, die im weichen Boden der Stadt wurzeln. Die in den Statuen stecken, an denen ich täglich vorbeigegangen war, in den Namen der Straßen, in denen ich wohnte, in den Namen der Schulen, die ich besuchte, genau wie in den Gebäuden, die für mich früher nichts anderes waren als Reste kolonialer Architektur. Das war alles direkt vor meinen Augen, auch wenn ich gar nicht danach suchte.

Im Mai 2017 – nachdem die Statue von Robert E. Lee nahe dem Zentrum von New Orleans von ihrem sechzig Fuß hohen

Sockel geholt worden war – quälte mich plötzlich die Art und Weise, wie an die Sklaverei erinnert und sich damit auseinandergesetzt wird. Ich brachte mir all die Dinge bei, von denen ich wünschte, jemand anderer hätte sie mich schon längst gelehrt. Unser Land befindet sich in einem Moment, an einem Wendepunkt, an dem es die Bereitschaft gibt, sich intensiv mit dem Erbe der Sklaverei zu beschäftigen und damit, wie diese die Welt, in der wir heute leben, geprägt hat. Allerdings schien es so, als wehrten sich manche umso starrsinniger dagegen, je bewusster manche Orte sich bemühten, die Wahrheit über ihre Nähe zur Sklaverei und deren Folgen zu erzählen. Ich wollte einige dieser Orte besuchen – solche, die die Wahrheit erzählen, solche, die davor weglaufen, und wieder andere, die irgendetwas dazwischen tun – einfach um diese Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu verstehen.

In *Was wir uns erzählen* reise ich an acht Orte in den USA und einen im Ausland, um zu begreifen, wie jeder einzelne davon mit seinem Verhältnis zur Geschichte der amerikanischen Sklaverei umgeht. Ich besuche Plantagen, Gefängnisse, Friedhöfe, Museen, Gedenkstätten, Häuser, historische Sehenswürdigkeiten und Städte. Die Mehrzahl dieser Plätze befindet sich im Süden der USA, da hier die Sklaverei im Verlauf ihrer knapp zweihundertfünfzigjährigen Existenz in diesem Land am intensivsten betrieben wurde. Doch ich reise auch nach New York City und ins senegalesische Dakar. Jedes Kapitel ist das Porträt eines Ortes, aber ebenso ein Porträt der Menschen dort – derjenigen, die dort wohnen oder arbeiten und die Nachkommen des Landes und der Familien sind, die einst darauf lebten. Es sind Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Geschichte des jeweiligen Ortes außerhalb traditioneller Klassenzimmer und anders als in herkömmlichen Geschichtsbüchern zu er-

zählen. Offiziell oder inoffiziell sind sie Heimatforscher, die ein Stück vom kollektiven Gedächtnis dieses Landes in sich tragen. Sie betrachten es als ihre Lebensaufgabe, diese Geschichte mit anderen zu teilen. Und für das vorliegende Buch haben viele von ihnen diese Geschichte großzügigerweise mit mir geteilt.

*»Es gibt einen Unterschied zwischen Geschichte
und Nostalgie«*

Monticello Plantation

Als ich morgens von zu Hause in Washington, D.C., aufbrach, fuhr ich in die entgegengesetzte Richtung zum Berufsverkehr. Erst durch die Viertel mit neuen Eigentumswohnungen im zunehmend gentrifizierten Washington, dann durch die von Einfamilienhäusern geprägten Vororte des nördlichen Virginia und in die weite grüne Landschaft, die die I-95 South umgibt. Auf dem Weg nach Monticello konnte ich sehen, dass Virginia eigentlich aus zwei Staaten besteht. Der Norden mit seinen Kommunen, die dem District of Columbia als Vorstädte dienen, empfand schon immer eine gewisse Distanz zum Süden. Jedenfalls kam mir das so vor, als ich dort aufwuchs. Aber hinter den Vorstädten und nachdem ich an immer mehr Diners und Tankstellen vorbeikam, die Südstaaten-Flaggen in den Fenstern hängen hatten, wurde ich daran erinnert, dass dieser Bundesstaat einst die Hochburg der Konföderierten war.

Auf dem Highway hatte ich den Tempomat eingeschaltet – und auch mein Verstand funktionierte irgendwie auf Automatik –, denn ich nahm nur aus dem Augenwinkel ein Schild wahr,

das auf eine Plantage hinwies. Weil ich vermutete, dass das Monticello sein musste, wollte ich schon abbiegen. Im letzten Moment lenkte ich zurück auf den Highway, weil es sich nicht um Thomas Jeffersons Plantage handelte, sondern um die von James Madison – Jeffersons engem Freund, Vertrautem, ebenfalls aus Virginia stammend und sein Nachfolger als Präsident.

Madisons Plantage Montpelier, keine dreißig Meilen nördlich von Jeffersons, ist eine Art Auftakt zu Monticello. Nicht allein wegen der räumlichen Nähe, sondern weil die beiden Männer ein ähnlich widersprüchliches Verhältnis zu den ambitionierten Dokumenten hatten, die sie verfassten, während versklavte Menschen auf ihren Plantagen schufteten. Die Familie Madison verfügte im Lauf ihrer Zeit auf dem Anwesen über mehr als dreihundert versklavte Menschen. Die beiden Männer schrieben in die Gründungsdokumente der Vereinigten Staaten Worte, die für Gleichheit und Freiheit warben, während sie gleichzeitig Menschen besaßen. Beide Männer schufen eine Nation, während sie die Ausbeutung von Millionen Menschen ermöglichten. Was sie unserem Land gegeben und ihm gestohlen haben, das muss man zusammen betrachten. Ich bog nicht nach Montpelier ab, doch die Tatsache, dass ich auf dem Weg nach Monticello daran vorbeikam, rief mir ins Gedächtnis, dass Jefferson in seiner moralischen Widersprüchlichkeit kein Einzelfall war. Vielmehr war er einer der Gründerväter, die um ihre eigene Freiheit kämpften, während sie gleichzeitig weiter mit ihren Stiefeln auf den Nacken Hunderter anderer standen.

Wenige Meilen von Monticello entfernt wird aus dem Highway eine einspurige Straße, gesäumt von Zypressen und Hemlocktannen. Ich parkte auf dem unbefestigten Parkplatz und stieg die betonierten Stufen hinauf, um mich nach Tickets für eine Führung zu erkundigen.

Eines der ersten Dinge, das mir an Monticello auffiel: Die überwältigende Mehrheit der Besucherinnen und Besucher schien weiß zu sein. Das ist nichts Unerwartetes, aber ich finde es doch bemerkenswert, dass die Verhältnisse auf einer Plantage sich so umgekehrt haben. Es gab zwar einige Touristengruppen aus verschiedenen asiatischen Ländern, doch das waren seltene Ausnahmen. Vor zweihundert Jahren war Monticello, wie die meisten Plantagen, größtenteils durch die versklavten Nachkommen von Afrikanerinnen und Afrikanern bewohnt, während weiße Arbeitskräfte und Jeffersons Familie deutlich in der Minderheit waren. Zu jedem beliebigen Zeitpunkt lebten dort ungefähr hundertdreißig versklavte Menschen, also weitaus mehr als Jefferson, seine Familie und bezahlte weiße Arbeitskräfte.¹

Ich ging auf die stattliche Villa zu, die sich nur ein paar Hundert Schritte vor mir erhob. Von dem Kiesweg stiegen Hitze- wellen auf, und ausladende Maulbeerbäume boten den Besuchern immer wieder kühlere Stellen zur Erholung. Unter einem üppigen Zuckerahorn an einer Seite des Hauses wartete eine Gruppe aus etwa einem Dutzend Leuten, die sich darüber austauschten, woher sie kamen. Unterschiedliche Generationen und Bundesstaaten waren vertreten.

»Und was ist mit Ihnen, Sir?«, fragte der Tourguide, nachdem ich mich rasch zum Rest der Gruppe unter den Baum gestellt hatte. Die Führung begann schon zehn Minuten nach meiner Ankunft und beschäftigte sich speziell mit Jeffersons Verhältnis zur Sklaverei.

»Ich komme aus DC«, antwortete ich.

»Das liegt ja gleich um die Ecke!«, meinte er, nickte und zeigte ein höfliches, aber geübtes Lächeln.

Bevor ich mich sammeln und mit voller Aufmerksamkeit der

Gruppe widmen konnte, überwältigte mich schon, was hinter uns in der Ferne lag. Die ganze Plantage befand sich oben auf einem Berg, umgeben von einer dichten Kaskade verschiedener Bäume, die so eng standen, dass man nicht erkennen konnte, wo einer aufhörte und der nächste begann. Hinter den ersten Bäumen erstreckte sich die hügelige Landschaft in alle Richtungen, während die Silhouette ferner Berggipfel die Wolken berührte.

David Thorson, unser Guide, trug ein blau-weiß gestreiftes Oxfordhemd, kurzärmelig, aber eine Nummer zu groß, sodass die Ärmel in der leichten Bergbrise um seine Ellbogen flatterten. Die scharf gebügelte Kakhose saß hoch um seine Taille und imposante Bügelfalten reichten vom Gürtel bis zu den Schuhen. Davids pfirsichfarbenes Gesicht, gerötet von all den Stunden in der Sonne, war glatt rasiert. Falten und Furchen umgaben sein Kinn und erstreckten sich über den Hals. Er trug eine große Brille mit dickem Gestell und einen breitkrepigen braunen Hut, der seine Augen ein wenig beschattete. Er sprach mit ruhiger Objektivität, die die Leute zum Diskutieren einlud. Wie ein Professor.

Später erfuhr ich, dass er vor seiner Tätigkeit in Monticello über dreißig Jahre lang bei der U.S. Navy gedient hatte. Er besaß keine Erfahrung als Lehrer und hatte auch nie etwas in Richtung Museumspädagogik gemacht, bevor er diesen Job annahm. Seine beiden Kinder hatten an der University of Virginia in Charlottesville studiert und er und seine Frau sich bei ihren häufigen Besuchen im Lauf der Jahre in die Stadt verliebt. Diese Liebe war so groß, dass sie beschlossen, umzuziehen, nachdem David seine Militärlaufbahn beendet hatte, obwohl ihre Kinder die Universität da schon längst abgeschlossen hatten.

»Ich wollte nicht rumsitzen und mich mit dem Fernseher

unterhalten«, erzählte er mir später. »Man kommt hier mit Leuten ins Gespräch, mit einem breiten internationalen Publikum von Leuten, die sich für amerikanische Geschichte und Thomas Jefferson interessieren. Und mir war es ein Anliegen, die Geschichte mit anderen zu teilen, weil ich fest davon überzeugt bin, dass man die USA nur versteht, wenn man bis zu Jefferson zurückgeht.«

Davids beschattete Augen verliehen ihm etwas Rätselhaftes, doch als er zu der Gruppe zu sprechen begann, drückte er sich alles andere als enigmatisch aus. »Die Sklaverei ist eine Institution. Zu Jeffersons Lebzeiten wurde sie zu einem System. Aber was ist dieses Sklavensystem? Es ist ein System der Ausbeutung, der Ungleichheit und Exklusion, ein System, in dem man Menschen wie Eigentum besitzt und sie mit körperlicher und seelischer Gewalt unterdrückt, ein System, das sogar Leute rechtfertigten, die wussten, dass Sklaverei moralisch falsch war. Und wie machten sie das? Indem sie die schiere Menschlichkeit der Versklavten ausschließlich auf der Grundlage ihrer Hautfarbe leugneten.«

Leute aus der Gruppe begannen zu tuscheln, manche hinter vorgehaltener Hand.

Mit nur ein paar Sätzen hatte David das Wesen von Besitzsklaverei auf eine Art und Weise auf den Punkt gebracht, wie es nur wenigen meiner Lehrer je gelungen war. Nicht dass diese Information neu gewesen wäre. Ich hatte nur nicht erwartet, sie an *diesem* Ort zu hören, auf diese Weise und in einer Gruppe fast ausschließlich weißer Besucher, die ihren Tourguide jetzt aufmerksam ansahen.

David schwieg kurz und sagte dann: »Hier findet ein Kampf statt.« Er fuhr fort zu erzählen, dass Jeffersons Verhältnis zur Sklaverei offenkundig war, weil er ausführlich darüber Buch führte.

Am bekanntesten ist sein Farm Book. In diesem dokumentierte er Namen, Geburtsdatum und -ort sowie den Verkauf jeder Person, die er in Knechtschaft hielt. Er zeichnete auch auf, welche Rationen er an die Versklavten ausgab. Eine typische Wochenration, sagte David, bestand aus »einer Tüte Maismehl, einem halben Pfund Fleisch, üblicherweise vom Schwein, und gelegentlich ein halbes Dutzend eingesalzener Fische«.

David erklärte, dass aus Jeffersons Aufzeichnungen hervorging, wer im Laufe der Jahrzehnte ge- und verkauft wurde. Jefferson verkaufte, vermietete und belieh versklavte Menschen – oft um Schulden zu begleichen und um seinen Lebensstandard zu finanzieren. (Die Leute, die Jefferson verkaufte, kamen größtenteils von Poplar Forest, seiner Plantage in Bedford County, aber auch von Monticello und einer kleineren Plantage in Goochland County namens Elkhill.) Der Besitz versklavter Arbeitskräfte half Jefferson, laut David, seinen Lebensstil zu halten, und brachte ihm Zeit und Raum, um sich dem zu widmen, was er am liebsten tat: lesen, schreiben und Gäste empfangen.

»Jefferson machte seinen Kindern und Enkeln auch Geschenke«, sagte David und schien damit das Thema zu wechseln. Eine Verschnaufpause für diejenigen, die innerhalb weniger Minuten erlebt hatten, wie ihre bisherige Vorstellung von Jefferson sich in Luft auflöste. Ich war enttäuscht und wollte lieber mehr über die Aspekte von Jeffersons Vermächtnis hören, die so oft verborgen bleiben. Das war schließlich der Zweck dieser Führung, dachte ich: unappetitliche Geschichten ans Licht bringen und sich offen und ehrlich damit auseinandersetzen. Ohne Verschnaufpausen. Doch ich hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als David seinen Satz fortführte: »Diese Geschenke waren menschliche Wesen aus der versklavten Community.«

David wusste genau, was er tat: Es war die pädagogische Ent-

sprechung eines Crossover im Basketball; man lullt den Gegner ein – vermittelt ihm die momentane Gewissheit, die Richtung zu kennen, in die die Dinge sich entwickeln – bevor man abrupt die Hände unter seinen ausgestreckten Armen wechselt und ihn wie angewurzelt hinter sich stehen lässt, während man auf den Korb zuläuft.

David nannte die versklavten Schwarzen, die auf Monticello lebten, »menschliche Wesen«. Die Entscheidung, primär von »Menschen« anstatt von »Sklaven« zu sprechen, war eine kleine, aber absichtsvolle Geste. Er schilderte die Spiele, die die Kinder an warmen Sonntagnachmittagen spielten (es war der einzige Tag der Woche, an dem sie nicht arbeiten mussten), die Lieder, die die versklavten Arbeiter spätabends sangen, wie sie feierten, wenn jemand heiratete. Was da immer mitschwang, war die Menschlichkeit der Versklavten – ihr ungebrochenes Verlangen, ein erfülltes Leben zu führen, das nicht nur von ihrer Zwangsarbeit bestimmt wurde.

David und allen anderen Tourguides auf der Plantage oblag es, dieses Menschsein trotz eines sehr begrenzten Zugangs zu den eigenen Geschichten der Versklavten vermitteln. Die Historikerin Lucia Stanton, die über dreißig Jahre lang auf Monticello arbeitete, hatte genau damit zu kämpfen. »Die Welt der Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner auf Monticello zu rekonstruieren, ist eine Herausforderung. Es sind nur sechs Bilder von Männern und Frauen, die dort in Sklaverei lebten, bekannt, und ihre eigenen Worte sind nur in vier Erinnerungen und einer Handvoll Briefen festgehalten«, schrieb sie. »Ohne direkte Augenzeugenberichte der meisten afroamerikanischen Bewohner Monticellos müssen wir versuchen, ihre Stimmen aus den knappen Aufzeichnungen in Jeffersons Farm Book herauszuhören sowie aus den oft voreingenommenen Berichten und

Briefen zu den Betriebskosten und aus den überlieferten Erinnerungen derjenigen, die Monticello verließen, um in Freiheit zu leben.«²

Doch trotz der begrenzten Quellen erweckte David diese Geschichten zum Leben. Mit folgenden Worten beendete er seine Vorrede zur Führung: »Wissen Sie, wenn Sie das alles zusammennemen, diese Dokumente wie Jeffersons Farm Book, die Erinnerungen von Menschen, die Monticello ihr Zuhause nannten, und archäologische Funde, dann beginnt die Story sich zu entfalten. Was machen diese Familien, die einst hier lebten, den Schrecken und der Unterdrückung der Sklaverei zum Trotz? Sie bemühen sich um ein quasi normales Leben. Sie pflegen Traditionen. Sie geben ihren Kindern eine Chance zu lernen, eine Chance zu spielen. Vielleicht versuchen sie sogar, diese Kinder gegen die Realität abzuschirmen.«

Ich blickte mich auf dem Rasen um und stellte mir vor, wie Monticello vor zweihundert Jahren ausgesehen haben mochte. Es war das Zuhause Hunderter Menschen, darunter einiger Großfamilien. Einige Familien waren auf Monticello über drei Generationen und mehr versklavt. Es handelte sich um die Gillettes, die HERNs, die Fossetts, die Grangers, die Hubbards und die Hemings.³

Ich ließ den Blick über die Landschaft schweifen und stellte mir vor, wie die Kinder der Gillettes zwischen den Pferden herumliefen, die gestriegelt und gefüttert wurden, und wie ihre Stimmen durch die Bergluft schwirrten. Ich dachte an David und Isabel HERN, die, obwohl eine Eheschließung zwischen versklavten Menschen in Virginia illegal war, heirateten und bis zu Isabels Tod ein Paar blieben. Ich malte mir aus, wie sie vielleicht im Schatten der Maulbeerbäume eine Pause von der Arbeit machten, flüsterten, lachten und sich in den Armen hielten.

Ich dachte an Joseph Fossett, der auf Monticello blieb, während seine Frau nach Washington, D.C., gebracht wurde, um während Jeffersons Präsidentschaft in der Küche des Weißen Hauses zur Köchin angelernt zu werden. Daran, dass drei ihrer Kinder im Weißen Haus zur Welt kamen. Oder dass Jefferson 1806 dachte, Joseph sei geflohen. Dabei war er nur in Washington gewesen, um seine Frau zu sehen.

Ich musste auch daran denken, dass 1827, nach Jeffersons Tod, Edward und Jane Gillette sowie neun ihrer Kinder und zwölf ihrer Enkelkinder verkauft wurden. Dass David Hern sowie seine vierunddreißig überlebenden Kinder und Enkel verkauft wurden.⁴ Dass Joseph Fossett gemäß Jeffersons Willen freigelassen, aber seine Frau Edith und sieben ihrer Kinder verkauft wurden. Wie man diese Familien auseinanderriss, um posthum Jeffersons Schulden zu begleichen.

Ich dachte an all die Liebe, die es auf dieser Plantage gegeben hatte, und an all den Schmerz.

David winkte uns, ihm zu folgen, und so spazierten wir von Jeffersons Haus aus die Mulberry Row hinunter, wo einige der versklavten Familien gewohnt hatten. David ging zu ein paar Bänken unter mehreren Maulbeerbäumen und forderte uns auf, dort Platz zu nehmen. Zwischen uns und dem Garten hinter ihm stehend, erzählte er die Geschichte eines versklavten Arbeiters namens Cary. Der Teenager gehörte zur Nagelschmiede auf der Plantage. Die versklavten heranwachsenden Jungen mussten annähernd tausend Nägel pro Tag produzieren und wurden immer wieder geschlagen, wenn sie zu langsam waren.

Eines Tages versteckte Carys Freund Brown Colbert zum Scherz eines von Carys Werkzeugen. Cary wusste, dass es überhaupt nicht witzig war, seine Werkzeuge nicht zu finden. Er wurde – wahrscheinlich aufgrund extremer Furcht – so wütend,

dass er seinem Freund mit dem Hammer auf den Kopf schlug. Dieser fiel dadurch ins Koma. Obwohl Brown Colbert sich wieder erholte, war Jefferson danach in einer schwierigen Lage. Was sollte er mit jemandem tun, der beinah einen Mitbewohner von Monticello getötet hatte? Sollte er ausgepeitscht werden? Was wollte die Gemeinschaft der versklavten Menschen? Was verlangte Browns Familie? Welche Folgen hätte es, wenn Cary bleiben durfte? Welche, wenn er gehen musste? Letztlich gab Jefferson Anweisung, Cary zu verkaufen. Und zwar, wie David es beschrieb, »an einen Ort, so weit entfernt, dass man nie wieder von ihm hören wird und es vor den anderen Nagelschmieden so aussehen wird, als wäre er getötet worden«. Wenig später kamen Sklavenhändler nach Monticello und bezahlten dreihundert Dollar für Cary. Keiner auf Monticello sollte ihn je wiedersehen oder etwas von ihm hören.

Während auf der Monticello Plantation großteils dieselben Familien ihr ganzes Leben verbrachten, ließ Carys Geschichte mich an die verbreitete Praxis außerhalb von Monticello denken, Familien unter der Sklaverei zu trennen. Und das war keine Nebensächlichkei, sondern eine zentrale Maßnahme. In *Soul by Soul* schreibt der Historiker Walter Johnson: »Von den zwei Dritteln einer Million getätigter zwischenstaatlicher Verkäufe durch die Händler in den Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg bedeuteten 25 Prozent die Zerstörung einer Ehe und 50 Prozent die Zerstörung einer Kernfamilie – vielfach wurden dabei Kinder unter dreizehn von ihren Eltern getrennt. Bei fast allen kam es zur Auflösung einer bis dahin existierenden Gemeinschaft. Und das sind nur die Verkäufe innerhalb eines Bundesstaats.«⁵ Der Historiker Edward Bonekemper schätzt, dass während der Besitzsklaverei insgesamt etwa eine Million versklavter Menschen von ihren Familien getrennt wurden.⁶

Szenen und Schilderungen solcher familiären Trennungen sind zentrale Themen in den Erzählungen, die versklavte Menschen im 18. und 19. Jahrhundert geschrieben und veröffentlicht haben. Eine der erschütterndsten stammt von einem Mann namens Henry Bibb. Sein Buch, *Narrative of the Life and Adventures of Henry Bibb, An American Slave, Written by Himself*, wurde 1849 veröffentlicht (vier Jahre nach der Publikation von Frederick Douglass' Buch mit einem ähnlichen Titel). Bibb floh aus der Sklaverei in Kentucky nach Kanada, wo er ein bekannter Abolitionist wurde und die Zeitung *Voice of the Fugitives* gründete.

In seinem Buch gibt es eine frappierende Illustration: Ein Mann im Anzug steht auf einem Tisch mitten in einem Raum und blickt auf die Menschen unter ihm. In der Linken hält er einen Auktionshammer, in der Rechten ein in der Luft baumelndes Schwarzes Kleinkind, das er am Handgelenk gepackt hat. Eine Frau – anscheinend die Mutter des Kindes – kniet unterhalb des Mannes, die Arme verzweifelt ausgestreckt, fleht sie um Erbarmen der Männer, die sich selbst zu Göttern aufgeschwungen haben. Im Bild sind noch weitere weiße Männer, alle in Anzügen und mit breitrempigen Hüten. Derjenige, an den die Mutter ihre Bitten zu richten scheint, steht links vom Tisch und hat eine Zigarette zwischen den Lippen. Ein anderer, am Rand, hält eine Peitsche über seinen Kopf, die durch die Luft zu schnalzen scheint. In der unteren Bildhälfte sind die Versklavten zu sehen. Einige in Ketten, zwei halten sich umschlungen. Ein anderer hat das Gesicht in den Händen vergraben.

Neben der Abbildung schreibt Bibb quälend detailliert:

Nachdem alle Männer verkauft waren, verkauften sie die Frauen und Kinder. Sie befahlen der ersten Frau, ihr Kind wegzulegen und auf den Auktionstisch zu steigen; sie wei-

gerte sich, ihr Kleines aufzugeben, und klammerte sich, solange es ging, daran, während die grausame Peitsche sie wegen dieses Ungehorsams traf. Im Namen Gottes flehte sie um Erbarmen. Doch das Kind wurde den Armen der Mutter entrissen, während Mutter und Kind herzerreißend schrien und die Tyrannen Verwünschungen ausstießen und die Peitsche schwangen. Schließlich wurde das arme Kleinkind der Mutter, die man dem Höchstbietenden opferte, endgültig genommen. Auf diese Weise verlief der Verkauf von Anfang bis Ende.

Da war jeder Spekulant mit seinen Handschellen, um seine Opfer nach dem Kauf zu fesseln; und während sie das Schriftliche erledigten, baten die Christen unter den Sklaven um Erlaubnis, sich noch einmal zum Gebet auf den Boden knien zu dürfen, bevor sie getrennt würden, was man ihnen gewährte. Und während sie sich kurz vor ihrer endgültigen Trennung gegenseitig mit Tränen der Trauer badeten, schienen ihre eloquenten Anrufungen des Allhöchsten im Gebet in den Ohren ihrer Tyrannen ein unangenehmes Gefühl auszulösen, denn man befahl ihnen, aufzustehen und ihre Glieder für den Sklavenzug zu rüsten. Als sie beim ersten Aufruf nicht sprangen, wurden sie bald vom Geräusch der Peitsche und der rasselnden Ketten angetrieben, mit denen ihre jeweiligen Herren sie fortzerrten – Ehemänner von Ehefrauen und Kinder von Eltern, die nicht erwarten konnten, sich vor dem Tag des Jüngsten Gerichts wiederzusehen.⁷

Obwohl Jefferson völlig klar war, welche Auswirkung dieser Verkauf eines versklavten Menschen an eine andere Plantage auf die übrigen Versklavten haben konnte, verkaufte er im Lauf sei-

nes Lebens mehr als hundert von ihnen.⁸ Lucia Stanton schreibt, dass Jefferson, genau wie andere Einwohner Virginias vor dem Bürgerkrieg, die sich für aufgeklärt hielten, es bevorzugte, wenn sein versklavtes Eigentum im Familienverbund verkauft wurde. Typischerweise verkaufte er Einzelne nur, wenn er in finanziellen Schwierigkeiten steckte. 1820 schrieb er, er hätte »Skrupel, *negroes* außer wegen Vergehen oder auf ihren eigenen Wunsch zu verkaufen«. Und es gab tatsächlich Fälle, in denen Jefferson eine versklavte Person verkaufte oder kaufte, um sie wieder mit ihrem Partner zu vereinen, »wo das halbwegs machbar ist«.⁹ Laut Jefferson wünschte er ein Szenario, bei dem weder Eheleute noch Kinder und Eltern auseinandergerissen würden.

Doch Jefferson ließ durchaus zu, dass Familien unter seiner Aufsicht getrennt wurden. Er trennte Kinder mit gerade mal dreizehn Jahren durch Verkauf von ihren Eltern, kaufte Kinder, die erst elf waren, und trennte Kinder unter zehn von ihren Familien, um sie auf seine eigenen Güter zu verteilen oder Angehörigen zu schenken.¹⁰ Jefferson hielt sich selbst für einen gütigen Sklavhalter, aber seine moralischen Ideale kamen erst an zweiter Stelle und waren immer verstrickt mit seinen eigenen wirtschaftlichen Interessen und denen seiner Familie. Jefferson begriff auch sehr wohl den besonderen ökonomischen Vorteil, wenn er Eheleute zusammen ließ und notierte, »ein Kind alle zwei Jahre bringt mehr Profit als die Ernte des besten arbeitenden Mannes«¹¹.

Jefferson glaubte, sich selbst von der Barbarei der Sklaverei freisprechen zu können, indem er deren brutalste Methoden nur in reduziertem Ausmaß nutzte. Auf das Auspeitschen seiner Sklaven beispielsweise »darf nur im äußersten Fall zurückgegriffen werden«.¹² Er wollte das Beste aus beiden Welten und suchte nach Aufsehern, die vielleicht weniger brutal waren als

im Virginia des späten 18. Jahrhunderts üblich, sofern das ohne Einschränkungen der Erträge und Effizienz seiner Plantagen möglich war. Als Robert Hemings – der versklavte Arbeiter von gemischter Abstammung, dessen Eltern Elizabeth Hemings und Jeffersons Schwiegervater John Wayles waren – eine Frau fand und sich freikaufen wollte, reagierte Jefferson zornig. Er erwartete »Loyalität für die »Nachsicht«, die er Hemings gewährt hatte, und konnte nicht begreifen, dass ein Sklave Freiheit und Familie der Treue zu seinem Herrn« vorzog.¹³

Aber in Jeffersons Fall konnte Absolution niemals dadurch erreicht werden, dass er sich weigerte, die abscheulichsten Aspekte der Sklaverei mitzumachen. Einen versklavten Menschen zu besitzen, bedeutete, die Barbarei der Institution fortzusetzen. Und wenn er das Gefühl hatte, es sei nötig, um die Ordnung, die sein Leben ermöglichte, aufrechtzuerhalten, dann griff Jefferson durchaus zu einigen genau dieser Methoden, die er angeblich zutiefst verabscheute.

Um das Jahr 1810 floh James Hubbard, ein versklavter Mann, der in der Nagelschmiede von Monticello gearbeitet hatte. Das hatte er bereits fünf Jahre zuvor versucht, war damals aber schon kurz nach der Flucht gefasst worden. Diesmal wurde er etwa ein Jahr danach aufgegriffen. Als man ihn zurückbrachte, schrieb Jefferson: »Ich ließ ihn in Anwesenheit seiner alten Kameraden heftig auspeitschen.«¹⁴ Obwohl er versuchte, Distanz zwischen sich und die Misshandlung zu bringen, indem er einem Aufseher den Auftrag erteilte, wusste Jefferson genau wie alle Sklavenhalter des Südens, dass das Spektakel der öffentlichen Körperverletzung ein Mittel war, um einerseits die Autorität über und die Disziplin unter den versklavten Arbeitskräften durchzusetzen.

Im Verlauf von Davids einstündiger Führung merkte ich, dass ich vor allem zwei Frauen beobachtete. Jedes Mal wenn er eine neue Geschichte, Tatsache oder einen historischen Beleg für Jefferson als Sklavenhalter präsentierte, verzogen sie vor Staunen die Gesichter. Ihre Münder standen offen und sie schüttelten die Köpfe, beinah als hätte man ihnen glaubwürdig versichert, dass die Erde doch eine Scheibe wäre.

Nachdem Davids Führung zu Ende war und die Leute sich zerstreut hatten, um den Rest der Plantage zu besichtigen, ging ich auf die beiden zu und fragte, ob sie bereit wären, mir ihre Reaktionen auf das eben Gehörte zu erklären.

Donna faltete ihre Broschüre zusammen und fächelte sich damit Luft zu. Ihr silbergraues Haar schimmerte in der Hochsommersonne gelblich und war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der ihr bis über die Schultern fiel. Während wir uns unterhielten, schwankte sie leicht und verlagerte ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Ihre schwarzen Flipflops quietschten durch den unterschiedlichen Druck leise. Ihre Stimme hatte einen schwachen texanischen Akzent, der dafür sorgte, dass sie jedes I in die Länge zog und ihre Ls in der Brise schmolzen. Grace sprach dagegen mit höherer Stimme und schneller. Ihre grau melierten Haare waren nur wenige Zentimeter lang. Ihre Haut war von Jahren unter der Sonne Floridas fleckig, auch wenn sie, wie sie mir erzählte, ursprünglich aus Vermont stammte.

Beide waren herzlich und aufgeschlossen, als ich sie ansprach. Es wehte gerade eine kühle Brise, die uns ein bisschen Erleichterung von der Sommerhitze verschaffte.

Ich fragte, ob sie vor dieser Führung schon von Jeffersons Verhältnis zur Sklaverei gewusst hatten. Davon, dass er versklavte Arbeitskräfte hatte auspeitschen lassen, Familienmitglieder von-

einander getrennt und Generationen von Familien gefangengehalten hatte. Ihre Antworten waren knapp und ehrlich.

»Nein.«

»Nein.«

Beide schüttelten die Köpfe, als seien sie immer noch verblüfft von dem, was sie eben erst erfahren hatten. Und man spürte deutliche Enttäuschung – vielleicht von sich selbst, vielleicht von Jefferson, vielleicht beides.

»Da wächst man auf und er gehört zu den Grundlagen amerikanischer Geschichte ab der vierten Klasse ... Er ist ein großartiger Mann und hat viel geleistet«, sagte Donna, während sie mit den Händen gestikuliert, und mokierte sich beinahe nachträglich über die Dinge, die sie früher über Jefferson gelernt hatte. »Und selbstverständlich hat er Dinge erreicht. Aber wir haben gerade darüber gesprochen, dass nach all dem hier der Lack wirklich ab ist.«

»Ja ... das bringt es auf den Punkt«, sagte Grace nickend.

Sie war mit Donnas inzwischen verstorbenem Bruder verheiratet gewesen. Schon vorher hatten sie sich nahestehend, aber seit seinem Tod fanden sie Trost beieinander und reisten gemeinsam kreuz und quer durchs Land, vor allem an historisch bedeutsame Orte. Sie erklärten mir, dass sie eigentlich wegen der Architektur nach Monticello gekommen waren. Die faszinierte sie, weil sie ganz ohne moderne Werkzeuge und Maschinen entstanden war. Vor allem Donna bewunderte die Handwerker, die so reiche Verzierungen an den Bauwerken vollbracht hatten, die bis heute überdauerten.

»Ich bin ein bisschen verrückt nach Geschichte«, sagte sie, »und ich wollte einfach das Haus besichtigen, denn ich liebe es, Städte zu besuchen, die damals ohne all die ausgefeilten Geräte entstanden sind.«

Jeffersons Haus, dessen Fertigstellung über vierzig Jahre gedauert hatte, verkörperte so viel von dem, was sie bewunderte. Die Historikerin Annette Gordon-Reed schrieb darüber, dass noch vor Baubeginn versklavte Arbeiter mitten im Winter die Hügelspitze abtragen mussten. Und zwar zu einer Zeit, als es außer Schaufeln noch keinerlei mechanische Hilfsmittel gab. Außerdem mussten die versklavten Arbeiter, da es auf dem Gipfel des Hügel kein Wasser gab, knapp zwanzig Meter tief graben – doppelt so tief wie sonst üblich –, bevor sie nach sechs- undvierzig Tagen auf Wasser stießen.¹⁵

Das Haus selbst ist eine Villa mit über tausend Quadratmetern und dreiundvierzig Zimmern. Die markante Westfront schmücken sechs dorische Säulen, die aus über viertausend halbrunden Ziegeln errichtet wurden, um wie Marmor auszusehen. Das darauf ruhende Dach ragt weit vor, sodass ein Portikus entstand, in dem Jefferson gerne saß und seine Gäste empfing – Staatsmänner, Philosophen, Kaufleute und alte Freunde. Hunderttausende zimtfarbene Ziegel verkleiden die Fassade mit ihren grünen Fensterläden und weißen Fenstern, die im Sonnenschein strahlten. Viel vom Design des Hauses ist auf Jeffersons Zeit in Europa zurückzuführen, wo er sich von der Architektur der römischen Antike und der Renaissance inspirieren ließ. Er nutzte freie weiße Arbeiter und seine eigenen versklavten Arbeitskräfte, um seine Vision zu verwirklichen.

»Deshalb besichtige ich so was gerne«, sagte Donna, wieder mit Blick auf die beeindruckende Ästhetik des Hauses. »[Jefferson] war nur eine Nebenfigur. Aber Junge, Junge, das ...« Kopfschüttelnd senkte sie den Blick.

»Dieser Mann dort«, unterbrach Grace sie und schaute zu David, der sich gerade mit zwei Besuchern unterhielt, »er hat mir gerade eine ganz neue Sichtweise eröffnet.«

»Da ist jetzt wirklich der Lack ab«, wiederholte Donna. »Er mag ja große Dinge vollbracht haben, aber Junge, er hatte einen großen Makel.«

Das Faszinierende an Jefferson ist, dass er sich dieses Makels vollkommen bewusst war. In *Notes on the State of Virginia* schrieb er: »Ohne Zweifel muß es dadurch, daß unter uns Sklaverei existiert, einen unglückseligen Einfluß auf die Verhaltensformen unseres Volkes geben. Der gesamte Umgang zwischen dem Herrn und dem Sklaven ist eine dauernde Umsetzung der ungestümsten Gemütsbewegungen, des gnadenlosen Despotismus auf der einen Seite und entwürdigender Unterwerfung auf der anderen. Unsere Kinder sehen dies und lernen, es nachzuahmen, denn der Mensch ist ein zur Nachahmung neigendes Tier. [...] Der Vater oder die Mutter tobt, das Kind schaut zu und merkt sich die Zornesgebärde, setzt im Kreise jüngerer Sklaven dieselbe Miene auf, läßt seinen schlimmsten Gemütsbewegungen freien Lauf und kann, indem es so großgezogen, erzogen und täglich in Tyrannei eingeübt wird, schließlich nur durch abscheuliche Eigentümlichkeiten geprägt werden. Der Mensch muß als ein Wunder gelten, der seine Umgangsformen und seine Moral von einer Korruption durch solche Umstände freihalten kann.«¹⁶

Trotz dieser offensichtlichen Selbstkritik betrachtete Jefferson seine versklavten Arbeitskräfte als wertvolles Gut, das ihm helfen konnte, seine drückenden Schulden zu begleichen. »Die Seelenpein, die ich erleide, bis der Moment gekommen sein wird, in dem ich auf Erden keinen Schilling mehr schuldig bin, vergällt mir wirklich das Leben«, schrieb er 1787 in einem Brief an einen Freund.¹⁷ »Ich kann mich nicht entschließen, meine Ländereien zu verkaufen. Ich habe schon zu viel davon verkauft, und sie sind die einzige sichere Vorsorge für meine Kin-

der. Genauso wenig bin ich bereit, die Sklaven zu verkaufen, solange noch irgendeine Aussicht darauf besteht, dass ich meine Schulden mit ihrer Arbeit begleichen kann.« Jefferson hoffte, seinen versklavten Arbeitskräften ein »besseres Verhältnis« bieten zu können, sobald seine Finanzen geordnet wären, doch er blieb für den Rest seines Lebens verschuldet. Beinahe alle seine versklavten Arbeitskräfte – das waren damals etwa zweihundert Menschen auf Monticello und einem anderen Anwesen – wurden nach seinem Tod 1826 versteigert, um seine Schulden zu begleichen.

Jefferson wusste, dass die Sklaverei die Menschlichkeit derjenigen herabsetzte, die deren Existenz aufrechterhielten, da sie die Unterwerfung anderer Menschen notwendig machte. Gleichzeitig glaubte er, dass Schwarze Menschen eine minderwertige Klasse darstellten. Hier scheidert Jeffersons Logik, wie der Historiker Winthrop D. Jordan 1968 schrieb. Wenn Jefferson Schwarze Menschen wahrhaftig für unterlegen hielt, dann muss er »vermutet haben, dass der Schöpfer die Menschen tatsächlich nicht gleich erschaffen hat; und das konnte er nicht sagen, ohne seiner Vermutung genau die gleiche logische Kraft zu verleihen wie seiner berühmten Behauptung des Gegenteils«. ¹⁸

Jefferson hielt es für unmöglich, dass Schwarze und Weiße nach der Freilassung der Versklavten friedlich nebeneinander leben könnten, wie er 1821 in seiner Autobiografie schrieb: »Die beiden Rassen, gleichermaßen frei, können nicht unter derselben Regierung leben. Wesen, Gepflogenheit, Empfinden haben unauslöschliche Trennlinien zwischen ihnen gezogen.« ¹⁹

In einem Brief an seinen Freund Jared Sparks vom 4. Februar 1824 sinnierte Jefferson über die Möglichkeit der Ausbürgerung Schwarzer Menschen durch »die Etablierung einer Kolonie an der Küste Afrikas.« ²⁰ Doch er hatte die afrikanische Kolo-

nisierung wegen der Kosten bereits als nicht machbar verworfen. »Ich sage das nicht, um daraus den Schluss zu ziehen, dass es für immer unmöglich ist, sie loszuwerden. Denn das ist weder meine Meinung noch meine Hoffnung«, schrieb er an Sparks. »Sondern nur, dass es auf diese Weise nicht durchführbar ist. Ich glaube, es gibt einen Weg, es zu tun«, fuhr er fort, »und zwar durch die Freilassung der Nachgeborenen, indem man sie, mit gebührender Kompensation, bei ihren Müttern lässt, bis ihre Dienste ihrem Unterhalt entsprechen, und sie dann arbeitsamer Beschäftigung zuführt, bis sie ein angemessenes Alter für die Deportation erreicht haben.«

Er war zu der Überzeugung gekommen, dass die Karibik eine vielversprechende Destination wäre. »St. Domingo ist unabhängig geworden, und das mit einer Bevölkerung ausschließlich dieser Farbe; und wenn man den Zeitungen glauben darf, dann bietet ihr Anführer an, ihre Überfahrt zu bezahlen, sie als freie Bürger zu empfangen und ihnen Arbeit zu geben.«²¹ Was Jefferson da vorschlug, war, dass die Regierung den Sklavenhaltern neugeborene Sklaven abkaufte, diese bei ihren Müttern beließ, bis sie zur Trennung bereit wären, und sie dann nach Santo Domingo – ins heutige Haiti – schicken würde.

Ähnliche Ansichten hatte er schon 1814 in einem Brief an Edward Coles, damals James Madisons Privatsekretär und später der zweite Gouverneur von Illinois, geäußert.²² »Ich habe noch keinen brauchbareren Vorschlag gesehen«, schrieb Jefferson, »als den der Freilassung derjenigen [Sklaven], die nach einem bestimmten Tag geboren wurden, und der Ausbildung und Ausbürgerung in einem angemessenen Alter.«

Im Jahr 1807, während seiner zweiten Amtszeit als Präsident, unterschrieb Jefferson ein Gesetz, das den Import von Sklavinnen und Sklaven in die Vereinigten Staaten verbot. Doch

falls Jefferson glaubte, die Sklaverei würde langsam aussterben, nachdem der transatlantische Sklavenhandel abgeschafft war, so widersprach diese Hypothese dem Beweis, den er auf seiner eigenen Farm zur Verfügung hatte. Laut seinem Farm Book gab es zwischen 1774 und 1778 mindestens zweiundzwanzig Geburten und zwölf Todesfälle unter seinen Versklavten.²³ Gemäß dem Wissenschaftler Michael Tadman »übertraf unter den Sklaven Nordamerikas die Geburtenrate bei Weitem die der Todesfälle, sodass die versklavte Bevölkerung rapide wuchs... Tatsächlich war das nordamerikanische Muster wahrscheinlich, mit einigen wenigen lokalen und manchmal kurzzeitigen Ausnahmen, in der Geschichte der Sklaverei einzigartig.«²⁴ Von der Warte des Historikers schrieb C. Vann Woodward: »Soweit die Geschichte das erkennen lässt, hat keine andere Sklavengesellschaft, egal ob in der Antike oder der Neuzeit, ihre Sklavenpopulation nicht nur erhalten, sondern deutlich vervielfacht, indem sie auf natürliches Wachstum setzte.«²⁵

Nach Erfindung der Baumwollentkörnungsmaschine 1793 explodierte die Baumwollindustrie regelrecht und damit auch der Bedarf an Sklavenarbeit. Gemäß den National Archives verdoppelte sich der Ertrag an Rohbaumwolle ab 1800 mit jedem Jahrzehnt.²⁶ 1790 gab es acht Sklavenstaaten, 1860 waren es fünfzehn.* Jefferson sah noch den Beginn dieser Verbreitung, sollte jedoch nicht mehr erleben, wie allumfassend die »peculiar institution«, die »absonderliche Institution«, noch wurde. Im Jahr 1860 war ungefähr jeder dritte Mensch in den Südstaaten versklavt.²⁷

* Auch wenn es 1790 acht Sklavenstaaten gab, hatten zwölf Staaten versklavte Bevölkerung. Pennsylvania, Connecticut und Rhode Island werden gemeinhin nicht zu den Sklavenstaaten gezählt, weil sie in den 1780er-Jahren Gesetze zur schrittweisen Abschaffung der Sklaverei verabschiedeten – und trotzdem gab es in allen drei Staaten 1790 gemäß der Volkszählung noch Sklaven. (In Penn-

So häufig er auch sagte, dass er die Sklaverei verabscheute, widmete Jefferson nicht viel von seiner Lebenszeit dem Versuch, sie in den USA zu begrenzen. Seine ursprüngliche Anordnung von 1784 hätte Sklaverei ab 1800 im Nordwesten untersagt (obwohl eine sechzehnjährige Übergangsfrist mit erlaubter Versklavung vorgesehen war), doch dieser Vorschlag wurde abgelehnt. Danach ließ Jefferson im Großen und Ganzen die Finger vom Thema Abschaffung der Sklaverei im Inland, wenn man von privaten Gesprächen und Briefwechseln einmal absieht. Jefferson war, wie es scheint, in erster Linie Staatsmann. Und als er erkannte, wie zunehmend unerschütterlich sich der Widerstand in Virginia und im gesamten Süden gegen alles, was in Richtung Abschaffung der Sklaverei ging, formierte, unterließ er es weitgehend, das System öffentlich zu tadeln. Im Privaten verurteilte er die Sklaverei und brachte seine Ambivalenz gegenüber der Befreiung versklavter Menschen zum Ausdruck. »Freiheit zu schenken«, schrieb er 1789 in einem Brief, »oder eher, Menschen sich selbst zu überlassen, deren Gewohnheiten in der Sklaverei geprägt wurden, das ist so, als würde man Kinder aussetzen.«²⁸

Gordon-Reed bemerkt, dass Jefferson sich in der zweiten Lebenshälfte mit der Tatsache abfand, dass die Sklaverei nicht zu seinen Lebzeiten abgeschafft würde und sicherlich nicht durch irgendeine von ihm unternommene Bemühung. Er glaubte, das Projekt der Freilassung würde von einer anderen Generation angepackt; er und seine Revolutionskollegen hätten ihren Teil geleistet. Mit der Befreiung der Kolonien von Großbritannien

sylvania waren es 3737, in Connecticut 2764 und in Rhode Island 948.) In geringem Umfang existierte die Sklaverei auch in New Hampshire noch, wo bei der Volkszählung von 1790 158 Sklaven erfasst wurden. (United States Census Bureau, *Heads of Families at the First Census: 1790*, <https://www2.census.gov/prod2/decennial/documents/1790m-02.pdf>, aufgerufen am 23. Oktober 2020.)

und mit der Gründung der weltweit ersten konstitutionellen Republik, einem Ort, an dem man sich überhaupt mit solchen Fragen auseinandersetzen konnte.

Die Sonne war jetzt hinter einem dünnen Wolkenschleier verborgen, sodass sie uns zumindest zeitweise nicht allzu stark auf den Nacken brannte. Ich fragte Donna und Grace, was sie zuvor über all das hier gelernt hätten.

»Wissen Sie, Jefferson gehörte zum Lehrplan«, sagte Grace. »Der Teil mit der Sklaverei nicht.«

»Tja, es wurde auch nicht besonders detailliert behandelt«, berichtete Donna. »Mit dem Thema wurde sich weder vom Gefühl noch vom Verstand her auseinandergesetzt. An der Highschool oder auf dem College dachte man sich nicht, *das waren Familien. Das waren Mütter und Väter, die auseinandergerissen wurden.* Also, das gehörte nicht zum Bildungsauftrag.«

David hatte zu Beginn der Führung davon erzählt, wie die Kinder auf der Plantage sich Murmeln aus dem Lehm der Straße gemacht und bei Sonnenuntergang jeden Abend im Schatten ihrer Hütten gespielt hatten. Er hatte darüber gesprochen, wie die Versklavten Hochzeiten, Geburtstage und Beerdigungen begangen hatten. Wie sie Schiefertafeln vor den Aufsehern versteckt hatten, um Lesen und Schreiben zu lernen.

Donna und Grace und so viele Menschen – vor allem Weiße – haben Sklaverei und diejenigen, die davon betroffen waren, oft nur als etwas Abstraktes begriffen. Sie sehen die Gesichter nicht. Sie können sich die Hände nicht vorstellen. Sie hören weder die Angst in den Stimmen noch das Lachen. Sie bedenken nicht, dass das Kinder wie ihre eigenen waren oder Menschen, die eben Geburtstage, Hochzeiten und Beerdigungen erlebten. Menschen, die einander liebten und zusammen

feierten, genau wie sie selbst einander lieben und zusammen feiern.

Donna wirkte besonders schockiert davon, wie die Institution Sklaverei die Kinder betroffen hatte. »Ich meine, Familien auseinanderreißen«, sagte sie. »O mein Gott, wie kann man eine Familie auseinanderreißen?«

»Das passiert gerade«, sagte Grace.

Als wir drei uns im Juli 2018 unterhielten, hatte die Trump-Regierung an der amerikanischen Südgrenze schon ungefähr dreitausend Kinder von ihren Eltern getrennt, was die Wut von Millionen in den USA und im Ausland hervorrief. Wir hatten von Müttern und Vätern gehört, denen man gesagt hatte, ihre Kinder würden nur eben geduscht. Erst Stunden später erfuhren sie, dass man die Kinder weggebracht hatte – an einen unbekanntem Ort.

Diese beiden Frauen, die sich als Southern Republicans bezeichneten, zogen von selbst Parallelen zwischen Familien, die während der Sklaverei getrennt worden waren, und denjenigen, die aufgrund der Gewalt in Mittelamerika in den USA um Asyl ansuchten.

Donna stammte aus einer Familie, in der nach ihren Angaben ihre Mutter »extreme« Ansichten vertrat. Als ich sie fragte, was sie unter »extrem« verstehe, beschrieb Donna die Haltung ihrer Mutter mit einer Redewendung, die im Diskurs vieler weißer Südstaatler nicht ungewöhnlich war: »Nur ein Toter von denen ist ein Guter von denen.«

»Von denen« ist hier natürlich ein beschönigendes Metonym. Ich hatte die Redewendung von meinen Großeltern gehört, wenn sie davon erzählten, wie weiße Leute mit ihnen gesprochen hatten, als sie Mitte des 20. Jahrhunderts im von Jim-Crow-Stereotypen geprägten Süden aufwuchsen. Dort schützte

einen das Gesetz nicht vor dem Terror der *White Supremacy*, sondern es leistete diesem sogar noch Vorschub. Die unzensurierte Version der Redewendung lautet: »Nur ein toter Nigger ist ein guter Nigger.«

Hier stand ich, auf einer Plantage, zu der Hunderte versklavte Menschen mit meiner Hautfarbe gehört hatten, und unterhielt mich mit einer weißen, konservativen, Fox-News-schauenden Texanerin, deren Mutter ihr ein Leben lang vermittelt hatte, dass Menschen wie ich – vielleicht sogar ich – besser tot als lebendig wären. Eine Frau, der ich, zu meiner eigenen Überraschung, Fotos meines vierzehn Monate alten Sohns zeigte.

Wir unterhielten uns noch ein paar Minuten lang, aber schon bald änderte sich die Lufttemperatur. Als wir zu Boden schauten, hinterließen dicke Regentropfen Flecken auf der Straße aus Lehm.

Irgendwann fasste Grace zusammen, und sie wiederholte es mehr für sich selbst als für irgendwen sonst, womit sie sich bis vor einer Stunde niemals hatte auseinandersetzen müssen.

»Da nutzt er hier all diese Menschen aus, und dann heiratet er eine Lady und sie haben Kinder«, sagte sie und seufzte tief. (Sie spielte auf Sally Hemings an, eine versklavte Frau, die mindestens sechs von Jeffersons Kindern gebar. Die beiden heirateten nie.) »Jefferson ist nicht der Mann, für den ich ihn gehalten habe.«

Um die Wahrheit zu sagen, auch ich habe erst relativ spät in meinem Leben erfahren, dass Jefferson nicht der Mann war, den ich in der Schule kennengelernt hatte. Erst 2014, im ersten Jahr meines Aufbaustudiums, als ich *Betrachtungen über den Staat Virginia* las, wurde ich mit einer komplizierteren, um nicht zu sagen, einer zutreffenderen Version Jeffersons konfrontiert. Mit Bedacht hatte ich zu den Stellen geblättert, die sich speziell

mit Jeffersons Verhältnis zur Sklaverei beschäftigten. Dort war ich auf einen Abschnitt gestoßen, in dem er theoretisierte, dass Schwarze Menschen »den weißen in ihren körperlichen und geistigen Gaben unterlegen sind«. ²⁹

Ich hatte auch die Passage gelesen, in der er über Phillis Wheatley – die gemeinhin als die erste publizierte Schwarze Dichterin der USA gilt – sagt, dass »die unter ihrem Namen veröffentlichten Werke der Kritik unwürdig sind«. Jefferson glaubte, dass Schwarze Menschen grundsätzlich nicht zu poetischer Ausdrucksweise fähig wären. »Leid ist oft die Mutter der ergreifendsten Stellen in der Poesie«, schrieb er. »Unter den Schwarzen gibt es bei Gott genügend Leid, jedoch keine Poesie. Liebe ist die besondere Brunft des Poeten. Ihre Liebe ist brennend, aber sie entzündet nur die Sinne, nicht die Fantasie.« ³⁰

Als ich auf diese Stelle stieß, beendete ich soeben meine erste Gedichtsammlung. Ich schrieb unter dem Eindruck der Unruhen von Ferguson und nutzte Lyrik, um die unablässige staatlich sanktionierte Gewalt zu verarbeiten, die Schwarzen Menschen in meiner Umgebung widerfuhr. So versuchte ich, mein Leben in Kontext zu diesem politischen Moment und der Geschichte, die ihn hervorgebracht hatte, zu setzen. Stunden verbrachte ich damit, an der Sprache und Form meiner Gedichte zu arbeiten – ich änderte, stellte um, fügte hinzu und strich, bis es Dutzende Wiederholungen jedes Verses, jeder Zeile gab. Ich musste daran denken, wie ernst ich diese Kunstform nahm. Und daran, dass meine ganze Arbeit, sogar als Reaktion auf die Gewalt, von einem Ort der Liebe herrührte – der Liebe zu meiner Community, zu meiner Familie, zu meiner Partnerin und einer Liebe zu den Menschen, die darauf hofften, eine bessere Welt erschaffen zu können als diejenige, in der wir aktuell lebten.

Als ich Jeffersons Herabwürdigung Wheatleys las, empfand

ich das, als hätte er die ganze Ahnenreihe Schwarzer Dichterinnen und Dichter herabgesetzt, die ihr noch folgen sollte, mich selbst eingeschlossen. Ich hatte es hier mit einem Mann zu tun, der nicht wirklich begriffen hatte, was Liebe ist.

Als Robert Hayden uns die Balladen schenkte, in denen er daran erinnerte, wie gefangene Afrikanerinnen und Afrikaner die Schiffspassage überlebt und an diesen Küsten angekommen waren, handelte es sich um einen Akt der Liebe.

Als Gwendolyn Brooks über die Kinder schrieb, die an der South Side Chicagos in von der Stadtverwaltung vernachlässigten Vierteln miteinander spielten, da war das ein Akt der Liebe.

Als Audre Lorde diese Sprache zerbrach und dann neu für uns zusammensetzte, damit wir einen frischen Blick darauf haben sollten, wer wir in dieser Welt sind, war das ein Akt der Liebe.

Wenn Sonia Sanchez mit ihrer Zunge Blitze schlägt, indem sie von Südstaatenslang zu Versen springt, die von Suaheli geprägt sind, sodass sie in einem Atemzug einen ganzen Ozean überwindet, dann ist das ein Akt der Liebe.

Jeffersons Vorstellung von Liebe scheint dermaßen von seinen eigenen Vorurteilen verzerrt gewesen zu sein, dass er unfähig war, die unendlich vielen Beispiele von Liebe auf den Plantagen im ganzen Land zu erkennen: Mütter, die sich schützend über ihre Kinder warfen und Peitschenhiebe abfingen, damit diese ihre Kleinen nicht trafen; Ersatzmütter, -väter und -großeltern, die Kinder aufnahmen und wie ihre eigenen großzogen, wenn die biologischen Eltern mitten in der Nacht verschleppt wurden; Menschen, die sich liebten, heirateten und füreinander einstanden, trotz der omnipräsenten Drohung, dass sie jeden Moment voneinander getrennt werden konnten. Was, wenn nicht Liebe, war das?



Es gibt keine Geschichte Monticellos – und keine Geschichte Thomas Jeffersons – ohne die Erwähnung von Sally Hemings. Wir verfügen über keine Briefe oder anderen Dokumente, die Sally (deren Geburtsname wahrscheinlich Sarah lautete) verfasst hat, und über nichts, was Jefferson über sie geschrieben hätte. Es gibt keine Fotos von ihr. Beinahe alles, was wir über ihre äußere Erscheinung wissen, stammt von Isaac Jefferson. Er war zur gleichen Zeit wie Hemings auf Monticello versklavt und beschrieb sie als »mächtig beinahe weiß ... Sally war sehr schön, mit langem, glattem Haar bis über den Rücken«. ³¹ Darüber hinaus geben alle Porträts, die sie zeigen sollen, die Fantasie der Künstler wieder. Sie ist wie ein körperloser Schatten. Ein Sternbild ohne Sterne. Und doch gehört Sally Hemings' Geschichte in den Mittelpunkt von Monticello. Zwei Jahrhunderte lang wiesen Jefferson-Experten ebenso wie Jeffersons *anerkannte* Nachfahren – trotz gegenteiliger Beweise – die Vorstellung zurück, dass Jefferson eine Liebesbeziehung oder ein sexuelles Verhältnis zu Sally hatte. Und mit absoluter Sicherheit wiesen sie zurück, dass er der Vater all ihrer sechs Kinder gewesen war.

Sally Hemings' Mutter Elizabeth war eine Sklavin gemischter Abstammung im Besitz von Jeffersons Schwiegervater John Wayles. Elizabeth, die oft Betty genannt wurde, gebar in ihrer Gefangenschaft sechs von Wayles Kindern. Sally war die Jüngste. Demnach waren Sally und Jeffersons Ehefrau Martha Halbschwestern. Bevor Martha im Alter von dreiunddreißig Jahren starb, ließ sie sich von Jefferson das Versprechen geben, nicht wieder zu heiraten. Jefferson, der seine Frau sehr liebte, hielt sich daran. Es hinderte ihn allerdings nicht, ein beinahe vierzig Jahre dauerndes Verhältnis mit Sally zu beginnen. Das fing an, als sie etwa sechzehn und Jefferson Mitte vierzig war. Jeffersons Beziehung mit Sally – sofern man eine Verbindung, die davon

bestimmt ist, dass eine Person die andere besitzt, überhaupt als solche bezeichnen kann – war zu seinen Lebzeiten anscheinend ein offenes Geheimnis. 1802 verfasste der Journalist James Callender eine Reihe anzüglicher Artikel im *Richmond Recorder*, in denen er behauptete, Jefferson sei der Vater mehrerer unehelicher Kinder seiner versklavten »Konkubine«: »Es ist wohlbekannt, dass der Mann, den das Volk gern verehrt, sich eine seiner eigenen Sklavinnen als seine Konkubine hält und schon viele Jahre gehalten hat«, begann ein Text. »Ihr Name ist SALLY.«³²

Callender war nicht immer ein Gegner Jeffersons gewesen. Tatsächlich unterstützte Jefferson, dem die politische Bedeutung eines guten Drahts zu Zeitungen bewusst war, Callender bei der Suche nach einem neuen Zeitungsjob, nachdem dieser bei der *Philadelphia Gazette* gefeuert worden und hoch verschuldet war. Er half dem Journalisten über einige Jahre sogar immer wieder mit Geld aus. Nachdem Callender auf Basis des *Alien and Sedition Acts* wegen antiföderalistischer Schriften verhaftet worden war, kehrte er in eine Welt zurück, in der Jefferson inzwischen Präsident der Vereinigten Staaten war. Angesichts der neu entdeckten Macht seines Freundes erwartete Callender eine gewisse materielle Dankbarkeit für jahrelange Pro-Jefferson-Tätigkeit. Er wollte Postmeister von Richmond werden. Doch Jefferson ernannte ihn nicht dazu. Er verschaffte ihm auch keine andere Stelle. Der darüber sehr erboste Callender nutzte daraufhin seine neue Position beim *Richmond Recorder*, um die Geschichte von Jefferson und Hemings zu verbreiten. In der Hoffnung, damit Jeffersons politische Karriere zu sabotieren.

Die Sache sprach sich herum, da Zeitungen im ganzen Land die Story nachdruckten. Jefferson leugnete die Anschuldigung nie explizit. Das musste er auch gar nicht. Denn wie Gordon-Reed schreibt, glaubten die meisten Leute die Geschichte ent-

weder nicht oder sie war ihnen nicht bedeutsam genug und sie wählten ihn trotzdem für eine zweite Amtszeit.³³ Außerdem mochte es zwar tabu sein, aber es war durchaus üblich, dass weiße Sklavenhalter Sex mit versklavten Schwarzen Frauen auf ihren Plantagen hatten. Jefferson wurde jedenfalls wiedergewählt.

Eine neue Ausstellung über Sally Hemings war einer der Gründe für meinen Besuch Monticellos. Die Ausstellung versprach, ihre Geschichte vollständig und in all ihrer Komplexität wiederzugeben. Lange hatte Monticello Bedenkzeit dafür gebraucht, wie diese Story zu erzählen sei. Vielleicht zu lange.

Ein scharfer Lichtstrahl fiel durch die offene Tür in etwas, das vielleicht Hemings' Kammer gewesen sein könnte – ein kleiner Raum mit verputzten Wänden und einem Boden aus roten Ziegeln. Darin lief ein fünfminütiges Video, das die Geschichte von Sally Hemings und ihrem Verhältnis mit Jefferson erzählte. Das Video wurde auf eine Wand projiziert. Da wir nicht wissen, wie sie aussah, erscheint sie darin nur als Silhouette. Zuerst mit einem Schwangerschaftsbauch, dann neben den Silhouetten ihrer vier Kinder, die bis ins Erwachsenenalter überlebten: Beverly, Harriet, Madison und Eston – drei Söhne und eine Tochter. Man sieht sie das Haar ihrer Tochter flechten, während nur ein paar Schritte entfernt deren Brüder Geige üben. Die Schatten der Kinder verblassen, erscheinen wieder und verblassen erneut, beinahe wie um ihre flüchtige Präsenz im Diskurs über ihren Vater zu zeigen. In der Projektion kommen ihre Namen in Jeffersons Farm Book auf einer Seite mit der Überschrift »Roll of Negroes« vor. Ihre Vornamen in geschwungener Schrift könnte man zwischen all den anderen leicht übersehen. »Es war nicht seine Art, besonders väterliche Gefühle uns Kindern ge-

genüber zu zeigen«, sagte Madison Hemings, Jeffersons ehemals versklavter Sohn, in einem Interview 1873.* Wir waren seine einzigen Kinder mit einer Sklavin.«³⁴

Jeffersons Verbindung zu Hemings war damals keine Verirrung, sondern spiegelte die vertrackten Verhältnisse zwischen weißen Männern und versklavten Frauen wider. Im Virginia des 18. Jahrhunderts besaßen weiße Sklavenhalter absolute Macht über ihre versklavten Personen und absolute sexuelle Macht über die versklavten Frauen. Folglich waren Beziehungen von den Machtverhältnissen verzerrt, in denen sie stattfanden. Diese Frauen hatten keinerlei Möglichkeit, sich den Annäherungen ihrer Besitzer oder irgendwelcher anderer weißer Männer, die sie haben wollten, zu verweigern. Es gab nicht den geringsten rechtlichen Schutz, und das wussten beide Seiten. Tatsächlich schrieb John Hartwell Cocke, einer von Jeffersons engen Freunden, in sein Tagebuch, dass es für »ledige und verwitwete Sklavenhalter« überhaupt nicht unüblich sei, eine versklavte Frau zu haben, die als »Ersatz für eine Ehefrau«³⁵ diene. Nachdem er Martha versprochen hatte, nicht wieder zu heiraten, bedeutete das Verhältnis mit einer versklavten Frau wie Sally, so irritierend das klingen mag, dass er sein Versprechen hielt.

Ich verließ den Raum, nachdem der kurze Film zu Ende war, und begann, die Tafeln an den Wänden davor zu lesen. Links von mir stand eine Frau mit einem Namensschild, das sie als Mitarbeiterin von Monticello auswies. Sie blickte in meine Richtung und schien bereits eine Frage zu erwarten. Also fragte ich sie, was mich schon seit der Unterhaltung mit Donna und Grace beschäftigte: Ob sie glaube, dass der Besuch dieser Plantage und

* Fast fünfzig Jahre zuvor war Madison als einer der wenigen versklavten Menschen gemäß Jeffersons Testament freigelassen worden.

in jüngster Zeit auch der dieser Ausstellung die Leute anders über Jefferson denken ließ. Ich wusste bereits, was Donna und Grace erlebt hatten, aber mich interessierte, ob das vielleicht untypisch war.

Theresa, eine weiße Frau mit rötlich-blondem Haar und sanften Augen, erklärte mir, dass sie durchaus glaube, die Mehrzahl der Besucherinnen und Besucher verlasse die Plantage verändert. Sie meinte, dass Monticello, von der Slavery-Tour bis zu der neuen Ausstellung über Sally Hemings, die Leute geradezu dränge, sich ein komplexeres, ganzheitliches Bild von Jefferson zu machen. Sie berichtete allerdings auch, dass manche Gäste der Meinung wären, das Museum versuche, zu politisch korrekt zu sein und durch sein ganzheitlicheres Porträt Jeffersons die Geschichte zu verändern.

»Wir verändern die Geschichte nicht«, sagte Theresa ungerührt. »Wir erzählen Geschichte, indem wir die ganze Geschichte erzählen, mehr von der Geschichte aller, die hier gelebt haben. Nicht nur die derjenigen, die selbst in der *Lage* waren, ihre Geschichten zu erzählen.«

Sie berichtete auch von Leuten, die sie und die anderen Mitarbeiter auf der Plantage verhöhnten, weil sie angeblich versuchten, Jefferson »schlecht zu machen«.

»Ich denke allerdings, dass sie ihn auf einen Sockel stellen und leugnen, dass er ein Mensch war. Er hatte Fehler und man muss sich sein Leben ansehen. Von dem Moment an, in dem er aufstand, bis zu dem Moment, wenn er abends zu Bett ging, verließ er sich in jeder Hinsicht auf Sklavenarbeit.«

Therasas eigener Weg zum Verständnis Jeffersons in seiner Gesamtheit erforderte, dass sie viel von dem wieder ablegte, was sie einst über ihn gelernt hatte. Ihr Leben lang hatte sie nur ein County entfernt von der Pracht der Jefferson'schen Plantage

auf ihrem Berggipfel gewohnt. Doch als ich sie fragte, ob sie von Jeffersons Verhältnis zur Sklaverei oder zu Hemings gewusst hatte, bevor sie auf Monticello zu arbeiten begann, da erwiderte sie: »Du meine Güte, nein.« Sie hatte ihn nur als Verfasser der Unabhängigkeitserklärung gekannt.

Für Theresa war die jahrelange Arbeit auf Monticello ein Lern- und Verlernprozess. Bevor sie eine Führung übernehmen, durchlaufen die Guides ein wochenlanges Training. Es gibt auch regelmäßige Entwicklungsgespräche, bei denen die Mitarbeiter sich darüber austauschen, was sie gelernt haben und welche Fragen Gäste auf ihren jeweiligen Besichtigungstouren gestellt haben. Dieses Training gibt den Angestellten die nötigen Werkzeuge an die Hand, um mit Menschen wie Donna und Grace umzugehen, die, wenn auch schockiert, akzeptieren, was sie erfahren. Aber auch für das richtige Verhalten gegenüber jenen, die sich vehementer gegen die in ihren Augen unberechtigte Beschmutzung von Jeffersons Erbe aussprechen. Dieses Training hat Theresa auch geholfen, die Geschichte Jeffersons in Bezug dazu zu setzen, was sie in der gegenwärtigen amerikanischen Politik sieht: »Diese Demonstrationen, die in Charlottesville stattgefunden haben ...«, spricht sie seufzend die Kundgebungen von White Supremacists im Sommer 2017 an.

»Wir müssen dafür sorgen, dass wir unsere Geschichte kennen. Ich weiß nicht, ob ich so weit gehen möchte zu sagen, wir müssen sie annehmen, aber jedenfalls müssen wir daraus lernen.«

Hinter Theresa war die Mulberry Row zu sehen, einst das Zentrum der Plantage. Werkstätten und Häuser, darunter auch mehrere Sklavenhütten, hatten die Straße gesäumt. Heute befand sich dort nur ein einziger Nachbau, der beispielhaft zeigen sollte, wie versklavte Menschen auf Monticello gewohnt hatten. Die Hütte stand ein Stück vom Haupthaus entfernt, aber noch

in dessen Nähe. Wie ein Mond auf der Umlaufbahn eines Planeten, von dem er nicht loskommt.

Ich betrat die Hütte und starrte auf die rissigen, unebenen Bretter an den Wänden. Als ich zum Dach hinaufblickte, fiel ein Sonnenstrahl durch eine kleine Lücke. Weiche Lichtflecken lagen auf meinen Schultern. An schönen Tagen kam ein bisschen Sonnenschein durch die Ritze herein, aber bei Regen drang wohl genauso problemlos Wasser ein. Obwohl ich wusste, dass es nur ein Nachbau war, entsetzte es mich, wie wenig Schutz so eine Konstruktion bot.

Ich stand mit drei anderen Personen in dem Raum, der dem entsprach, was jemand einst sein Zuhause genannt hatte. Wir schafften es kaum, einander auszuweichen, und der Stoff unserer Kleidung lud sich statisch auf, als er sich berührte. Die ganze Hütte war nur etwa ein Viertel so groß wie die Eingangshalle von Jeffersons Villa.

Ich trat aus der Hütte zurück in die Nachmittagssonne. Gerade ging eine weiße Frau mit zwei kleinen Mädchen, wahrscheinlich ihren Töchtern, vorbei. Ihre blonden bzw. brünetten Pferdeschwänze wippten. Die Mutter betrachtete die Hütte und sagte zu den Mädchen: »Würde es euch gefallen, wenn das euer Zuhause wäre?«

Die beiden kleinen Mädchen drehten sich nicht einmal mehr um, sondern liefen »Nein!« schreiend davon, sodass der rötliche Schotter unter ihren Füßen hochwirbelte.



Als ich Monticello an jenem Tag verließ, wollte ich David und seine Rolle als Guide auf Monticello genauer kennenlernen. Also fuhr ich ein paar Monate nach meinem ersten Besuch zurück nach Charlottesville, um ihn zu treffen und an einer Füh-

zung teilzunehmen, die ich beim ersten Mal verpasst hatte und die sich ganz auf die Familie Hemings konzentrierte.

Als ich ankam, hatte es schon seit Stunden geregnet. Regengüssen und Windböen prägten den grauen Nachmittag. Auf der Plantage war deutlich weniger los als bei meinem ersten Besuch. Einzelne Gäste mit Regenschirmen platschten durch die Pfützen auf dem Hof des Besucherzentrums.

Bevor ich David traf, setzte ich mich noch mit Brandon Dillard und Linnea Grim zusammen. Damals war Brandon Chef der Abteilung für die speziellen Bildungs- und Besucherprogramme auf Monticello. (Inzwischen managt er den Bereich für historische Interpretation.) Linnea ist die Direktorin des Bereichs.

Brandon trug ein braun kariertes Oxfordhemd, dessen Ärmel er bis knapp unter die Ellbogen hochgekrempt hatte. Sein dünnes schwarzes Haar reichte nur noch bis zur Kopfmittle. Ein dichter schwarzer Ziegenbart machte seinen Mund unsichtbar, außer wenn er lachte, was er oft tat. Eigentlich war er eine ungewöhnliche Besetzung für seine Stelle. Nach dem Philosophiestudium hatte er jahrelang als Barkeeper in Charlottesville gearbeitet. Eines Tages entdeckte er eine Anzeige in der Lokalzeitung: Monticello suchte Tourguides. Acht Jahre später war er immer noch da, allerdings auf seinem neuen Posten, nachdem er vorher jahrelang Besucher herumgeführt hatte.

Linnea trug einen schwarzen Hosenanzug und das braune Haar schulterlang. Bevor sie etwas sagte, machte sie oft eine kurze Pause. Das zeugte von einer Nachdenklichkeit, die meiner Ansicht nach daher rührte, dass sie seit Jahren die Öffentlichkeitsarbeit einer Institution managte, die mit ihrem Verhältnis zu einer der schrecklichsten Phasen in der Geschichte unseres Landes zu kämpfen hatte.

Brandon und Linnea waren schon lange genug auf Monticello, um die öffentliche Diskussion über Jefferson und die beachtliche Weiterentwicklung einer breiteren Debatte über Sklaverei und Rassismus miterlebt zu haben. Beide fanden, Monticello habe die Verantwortung, darauf zu reagieren und in vielerlei Hinsicht diese Veränderung sogar anzuführen. »Eine der Sachen, die ich versucht habe, mit den Guides zu erarbeiten, und ich glaube, wir haben das auch erfolgreich geändert«, meinte Brandon, »ist, dass wir viel mehr über den transatlantischen Sklavenhandel reden. Darüber, wie er unauflöslich mit *race* und der Entwicklung dieses Begriffs und der damit verbundenen Vorstellung im Laufe der Zeit verknüpft wurde. Das hilft uns, den Begriff *race* über Gespräche besser zu begreifen und seine Bedeutung zu erfassen, was uns wiederum erlaubt, mehr über das historische Erbe zu sprechen.«

Grundsätzlich lässt Monticello den einzelnen Tourguides, die fast alle fest angestellt sind, beachtlich freie Hand. Zur gründlichen Ausbildung gehört kein Skript. Vielmehr schreibt jeder Guide einen erzählenden Entwurf, der vom Vorgesetzten geprüft wird. Neue Kräfte laufen bei Führungen der Veteranen mit. Schon bei der Einstellung versuchen die Teams, ein Gefühl dafür zu bekommen, ob jemand die Fähigkeit besitzt, schwierige Wahrheiten zu vermitteln, die Besucher dazu zu bringen, sich mit der Brutalität des Sklavenhandels auseinanderzusetzen. Und es geht auch darum zu verstehen, dass diese Auseinandersetzung aufgrund der Erfahrungen des einzelnen Besuchers unterschiedlich aussieht. »Manchmal hat man Gäste, die kommen und sagen so was wie: ›Ich hatte ja keine Ahnung, dass es Sklaverei gab.‹ Würde man denen die ganzen Infos einfach vor den Latz knallen, hören sie gar nicht zu«, sagte Linnea.

Obwohl Monticello für die Öffentlichkeit zugänglich ist, seit

die Thomas Jefferson Memorial Foundation das Anwesen 1923 kaufte, begann die öffentliche Auseinandersetzung der Plantage mit Jeffersons Verhältnis zur Sklaverei erst 1993. Und zwar als Teil des Oral-History-Projekts »Getting Word« der Stiftung. Diese interviewte Nachkommen versklavter Menschen aus Monticello, um deren Geschichten zu bewahren. Die mündlich weitergegebenen Berichte standen für den Versuch, die Nachfahren dazu zu bringen, diese zu teilen, so wie ihre Vorfahren das mit ihnen gemacht hatten. Dann wurden diese Storys aus »Getting Word« Teil der Führungen, die Monticello auf Grundlage der Lebensgeschichten der dort versklavten Menschen kreierte. »So wird das Geschehene weitererzählt«, erklärte einer der Nachfahren in einem Interview das Projekt.

Nicht lange danach, 1997, veröffentlichte Annette Gordon-Reed *Thomas Jefferson and Sally Hemings: An American Controversy*. Gordon-Reed schrieb gegen jahrhundertelange Behauptungen an, Jefferson hätte nie eine sexuelle Beziehung zu Sally Hemings gehabt. »Das zieht sich wirklich durch die Geschichtsschreibung«, sagte Brandon, »und es zeigt, dass Madison Hemings Aussagen tatsächlich von außen verifizierbar sind und alle Argumente dagegen sich ziemlich leicht widerlegen lassen.«

Die detailliertesten Informationen, die wir über die Beziehung zwischen Sally Hemings und Jefferson haben, stammen von Madison Hemings, dem zweiten ihrer überlebenden Söhne. Er gab dem Herausgeber der Zeitung *Pike County Republican*, S.F. Wetmore, ein ausführliches Interview, das am 13. März 1873 veröffentlicht wurde. Die meisten Historiker wiesen diese Aussagen zurück. Viele der offiziellen Nachfahren Jeffersons behaupteten stattdessen, dass Peter und Samuel Carr, Neffen von Jefferson, oder einer der beiden Vater der Hemings-Kinder gewesen sei. Ursprünglich verbreiteten zwei Enkelkinder Jeffer-

sons diese Theorie. Manche Historiker argumentierten auch, man könne dem *Pike County Republican* nicht trauen, weil – wie Julian Boyd einmal schrieb – der Herausgeber der Zeitung »mit Sicherheit ein fanatischer Befürworter der Abolition gewesen sein muss«³⁶. Ein plumper Versuch, Madison als Werkzeug der Abolitionismus-Propaganda zu verunglimpfen. Oder wie Gordon-Reed es formuliert: »Das hier verwendete Klischee ist das vom geistesschwachen Schwarzen als Schachfigur eines weißen Mannes.« Weiter schreibt sie: »Eine der Auffälligkeiten in dem, was über die Jefferson-Hemings-Kontroverse geschrieben wurde, ist, wie leichtfertig Historiker Schwarze Menschen in dieser Geschichte nach Belieben und Bedarf benutzen, ohne spezifische Beweise zu liefern.«³⁷ Gordon-Reed überprüfte die damals gemachten Angaben von Madison Hemings und Israel Jefferson – ebenfalls ein ehemaliger Versklavter auf der Monticello Plantation – anhand von Primärquellen, die sie selbst entdeckt hatte und von deren Existenz Madison zum Zeitpunkt seiner Aussagen noch nicht gewusst haben konnte. Außerdem verglich sie die Geschichten der Familie Hemings mit Jeffersons eigenen Aufzeichnungen aus Monticello. Das Ergebnis bildete ein Buch, das heute als Rechtfertigung von Madison Hemings Aussagen gilt und deutlich macht, dass Historiker zwingende Beweise für die Beziehung zwischen Sally und Thomas lange ignorierten.

1998 schloss dann ein DNA-Test die Carr-Brüder aus und ergab, dass ein Jefferson der Vater von Sally Hemings jüngstem Sohn war. Wissenschaftler analysierten DNA-Proben verschiedener Menschen, darunter Nachkommen von Field Jefferson, einem Onkel väterlicherseits von Thomas Jefferson. Sie testeten auch einen Mann namens John Weeks Jefferson, der wiederum Nachfahre von Sallys Sohn Eston Hemings war – und vor allem

das einzig verfügbare Mitglied der Familie Hemings in einer ununterbrochenen Reihe männlicher Nachkommen, sodass das Y-Chromosom übereinstimmen musste. Zum Zeitpunkt der Tests hielt man Madison oder einen seiner männlichen Nachkommen nicht für eine Option. Selbst als ein paar Jahre später das Grab eines Sohnes von Madison entdeckt wurde, weigerte sich seine Familie, den Leichnam exhumieren zu lassen. »Meine Familie muss sich nicht beweisen«, sagte Shay Banks-Young, eine von Madisons Urururenkelinnen. »Wenn sie gleichzeitig Thomas Jefferson wieder ausbuddeln, überlege ich es mir vielleicht noch mal.«³⁸

Gordon-Reeds Buch und der DNA-Test zwangen die Thomas Jefferson Memorial Foundation (die inzwischen einfach nur noch Thomas Jefferson Foundation heißt), die Monticello besitzt und betreibt, ihre Haltung zu Sally Hemings zu überprüfen. Nach dem DNA-Ergebnis, das im ganzen Land für Aufsehen sorgte und dem sich sogar eine umfassende Sendung im öffentlichen TV-Netzwerk PBS widmete, startete die Stiftung eine eigene interne Untersuchung. Zwei Jahre später gab es die öffentliche Bestätigung, wonach man glaube, Jefferson sei tatsächlich der Vater der Hemings-Kinder. Nach dieser Bekanntgabe wurde das auch bei den Besichtigungen gesagt. »Seit nunmehr fast zwanzig Jahren erklären wir das nun bei den Führungen – bei jeder Tour durch das Haus. Und es ist Vorschrift. ›Wir glauben, dass Jefferson der Vater von Hemings' Kindern war.‹ Doch in den letzten Jahren und mit Eröffnung der neuen Ausstellung wurde die Mehrdeutigkeit gestrichen«, sagte Brandon und machte ein ernstes Gesicht. »Jetzt heißt es einfach: ›Jefferson war der Vater von Hemings' Kindern.«

Nicht jeder ist begeistert von den Veränderungen, die die Thomas Jefferson Foundation in den letzten zwei Jahrzehnten

vorgenommen hat. Einige Jefferson-Loyalisten bekämpfen sogar explizit das aktuelle Projekt Monticellos. So behauptet beispielsweise die Thomas Jefferson Heritage Society, dass Monticello unter anderem die Art von Jeffersons Verhältnis zu Hemings falsch darstellt. Vivienne Kelley, Vizepräsidentin der Organisation, schrieb, die Thomas Jefferson Memorial Foundation »benutzt Jeffersons Monticello, um ein politisches Statement zu den Übeln der Sklaverei abzugeben«, und »scheint es übertrieben zu haben«. ³⁹ *

Zum Zeitpunkt meines Besuchs waren von den neunundachtzig Tourguides nur vier Schwarz, wobei drei der vier zu den Anwärtern gehörten, die ihre Tätigkeit noch nicht offiziell begonnen hatten. In den vergangenen gut zehn Jahren, so erzählten mir Brandon und Linnea, waren es insgesamt nur etwa zehn. Beide gaben zu, dass dies eine Schwäche Monticellos darstellt, aber sie sagten auch, dass es nicht an fehlenden Bemühungen liege. Vielmehr wiesen sie auf mehrere Hürden hin, darunter auch die Art und Weise, wie Schwarze Guides von Besuchern behandelt würden. »Viele afroamerikanische Erzähler haben hier schon gearbeitet... Es ist eine Herausforderung, weil manche Leute ziemlich unsensible und unglaubliche Dinge sagen«, meinte Brandon.

Linnea erzählte die Geschichte einer jüngeren Schwarzen Frau, die etwa zwei Jahre lang als Guide auf Monticello gear-

* Als ich mich per E-Mail noch mal bei Linnea zu dieser Argumentation meldete, die in einem Artikel erschien, den Kelley mitverfasst hatte, antwortete sie: »Wir sind verpflichtet, ehrliche Deuter der Geschichte zu sein. Die historischen Inhalte, die wir mit unseren Gästen teilen, darunter auch Informationen über die Menschlichkeit innerhalb der versklavten Community und die Realitäten der Sklaverei, basieren auf jahrzehntelanger Archäologie, Erforschung von Dokumenten und Oral History.«

beitet hatte und alles Mögliche erlebte: unter anderem Belästigung durch Besucher, Leute, die sie nach einem Date fragten oder sogar auf sie zukamen und sagten: »Hey, bist du mit Sally Hemings verwandt?« Eine andere Mitarbeiterin saß im Café, als eine weiße Frau, die gerade die Besichtigung absolviert hatte, von hinten kam, sie umarmte und weinend sagte: »I'm sorry for slavery.«

Als ich später meinen Tourguide David wiedertraf, äußerte er sich selbst überrascht darüber, wie anders Menschen auf ihn als auf manche seiner Kollegen reagieren. »Eines der Dinge, die ich hier auf Monticello gelernt habe, ist, dass ich eine bestimmte Art habe und eben bin, wie ich bin. Aber es gibt Kollegen von mir, die brillant sind und trotzdem Probleme damit haben, ernst genommen zu werden oder auf unerfreuliche Weise von Besuchern angesprochen zu werden. Einfach weil sie kein weißer alter Mann sind, sondern eine fünfunddreißigjährige Frau.« Er schwieg kurz. »Es ist mir fast peinlich, das heute so zu sagen, aber ich hätte das nicht für möglich gehalten, bis ich es bei meinen Kollegen erlebte.«

Ich überlegte, dass das vielleicht nicht nur für die Guides, sondern ebenso für die Gäste galt. Was würde eine Schwarze Familie motivieren, herzukommen und den Tag auf einer Plantage zu verbringen, wenn sie sich Sorgen darüber machen würden, wie hier die Geschichte jenes Landes erzählt würde? Was für Leute würden dabei neben ihnen stehen? Und wer würde ihnen diese Geschichte erzählen?

Nach meinem Gespräch mit Brandon und Linnea machte ich mich auf den Weg den Hügel hinauf, wo ich David zur Hemings-Family-Tour auf Monticello treffen sollte, die ich bei meinem ersten Besuch versäumt hatte. Das Gewitter hatte sich soeben verzogen und Regenwasser floss noch in Strömen vom

Dach der nachgebauten Hütte und tropfte auf den Boden. Wie schon bei der Slavery-at-Monticello-Tour redete David nicht lange um den heißen Brei herum. »Es gibt da ein Kapitel in *Betrachtungen über den Staat Virginia*«, sagte er zu uns fünf, die wir vor dem Ostflügel von Jeffersons Villa standen, »in dem sich die rassistischsten Sachen finden, die Sie vielleicht je von irgendwem irgendwo gelesen haben. Deshalb halte ich manchmal inne und frage mich: ›Wäre Gettysburg falsch ausgegangen, würden die Leute dann die Unabhängigkeitserklärung oder *Betrachtungen über den Staat Virginia* zitieren?‹ Denn geschrieben wurde beides von demselben Kerl.«

Nach der Tour führte David mich vorbei an den anderen Besuchergruppen in Jeffersons Haus. Wir stiegen eine schmale Treppe hinauf in den ersten Stock und kamen in ein Zimmer mit leerem Tisch, drei Stühlen und milchigen Fenstern auf den Rasen hinaus.

Für David ist entscheidend, dass ein Guide die richtige Balance findet: Durchaus soll er die Wahrheit erzählen, aber den Leuten nicht solchen Druck machen, dass sie alles abblocken. Er erzählte mir, dass man, wenn wenn man Leute infrage stellt, insbesondere die Vorstellung weißer Menschen von Jefferson, damit tatsächlich ihr Bild von sich selbst infrage stellt. »Mir ist bewusst geworden, dass es einen großen Unterschied zwischen Geschichte und Nostalgie gibt, und irgendwo dazwischen liegt die Erinnerung«, sagte er. »Ich denke, Geschichte ist die Story der Vergangenheit unter Verwendung aller verfügbaren Fakten. Nostalgie ist eine Fantasie von der Vergangenheit, die keine Fakten nutzt, und irgendwo in der Mitte ist Erinnerung, also ein Mischmasch aus Geschichte mit einem Schuss Emotion... Ich meine, Geschichte ist so ungefähr das, was man wissen muss... Aber Nostalgie ist, was man hören möchte.«

David weiß, dass einige Besucher mit einem Verständnis von Geschichte nach Monticello kommen, das nicht nur fehlgeleitet, sondern schädlich ist. Es fällt ihm schwer, das von der gegenwärtigen politischen Situation zu trennen. »Es geht nicht um die Story darüber, wer wir sind«, meint er und verwendet dabei absichtlich die Sprache von »Make America Great Again«, »aber manche Leute wollen das, aus welchen Gründen auch immer, glauben und sie wollen dahin zurück. Sie wollen zu etwas zurück, das nie existiert hat.«

Während David erzählte, dachte ich an die Führungen, die ich bei meinem ersten Besuch auf Monticello absolviert hatte. Außer an der Slavery-at-Monticello-Tour mit David hatte ich noch die Führung durch das Haupthaus mitgemacht, was beinahe jeder tut, der ein Ticket für Monticello kauft. Ich tat das nach Davids Tour und staunte über den Unterschied. Die Tour durch die Villa ist ein Besuch in Jeffersons Zuhause. Da wird die Architektur erklärt, seine Familiengeschichte erzählt und man erfährt, welche Rolle das Haus in Jeffersons Leben mit seinen Ideen, Erkundungen und öffentlichen Ämtern spielte. Es verblüffte mich, wie wenig die Sklaverei dabei erwähnt wurde. Zwar stimmt es, dass Jeffersons Leben immer von der Sklaverei geprägt, jedoch nicht ausschließlich damit verknüpft war. Ich verstehe auch, dass es viel gibt, das man über sein Leben berichten und erforschen kann. Es ergibt auch Sinn, dass die Leute von seiner vielfältigen wissenschaftlichen Arbeit, seiner politischen Tätigkeit und seinem Familienleben erfahren. Ich frage mich allerdings, ob wir irgendetwas davon wirklich begreifen können, ohne Jefferson als einen Sklavenhalter zu begreifen.

Von den geschätzt vierhunderttausend Menschen, die alljährlich Monticello besuchen, entscheiden sich nur etwa achtzigtausend für die Führung »Slavery at Monticello« oder machen

bei einem Programm für Schüler mit, das Inhalte dieser Tour nutzt.⁴⁰

Bevor ich aufbrach, wollte ich von David noch etwas wissen. Und zwar ob und wie stark seine Rolle als ehemaliger Offizier – verantwortlich für den Schutz und die Vertretung der Außenpolitik dieses Landes im In- und Ausland – mit seiner jetzigen Funktion kollidiert. »Ich bin in den Vereinigten Staaten von Amerika geboren. Ich habe diesem Land dreißig Jahre lang gedient, also glaube ich tatsächlich an die Idee Amerikas«, sagte er und richtete sich auf seinem Stuhl gerade auf. »Sind wir einzigartig? Nein. Hatten wir aufgrund unserer Geografie und aufgrund einer Reihe anderer Faktoren einzigartige Vorteile? Ja. Kam 1776 eine Gruppe von Leuten zusammen und entwickelte eine für die damalige Zeit ziemlich radikale Idee? Und entwarfen diese dann ein Regierungssystem, beruhend auf der Verfassung und ihren Zusätzen, das ziemlich radikal und neuartig war? Yeah. Haben andere Länder eigene Wege gefunden? Natürlich. Also glaube ich an die Idee Amerikas. Ich glaube aber nicht, dass dieses Land perfekt *war*. Ich glaube nicht, dass es perfekt *ist*. Ich glaube nicht, dass es perfekt *sein wird*. Ich glaube, dass die Reise, es zu einem besseren Ort zu machen, die Mühe lohnt. Und dass die Vereinigten Staaten es wert sind, dass man für sie kämpft, wenn man sie weniger als Ort betrachtet, an dem man sich aufhält, sondern vielmehr als Idee, an die man glaubt.«



Das Büro der Historikerin von Monticello befindet sich etwa eine halbe Meile die Straße hinunter von der Plantage entfernt. In einem Gebäude gleich neben der Jefferson Library. Niya Bates, damalige Leiterin für afroamerikanische Geschichte und Verantwortliche für das Oral-History-Projekt »Getting Word«,

ist eine absolut zugängliche ausgewiesene Expertin auf ihrem Gebiet. Ihr Schreibtisch war bedeckt mit Büchern voller Notizzettel – einige davon aufgeschlagen, andere gestapelt, aber alle zum Thema Verstrickung von Sklaverei, Jefferson und Monticello. »Das sind meine Bibeln«, meinte sie, als ich die Bücher nacheinander zur Hand nahm und durchblätterte.

Als Chefin des Oral-History-Projekts war sie dafür zuständig gewesen, mit den Nachfahren der Community der Versklavten auf Monticello in Verbindung zu treten. Das Projekt begann 1993 (also noch vor der Veröffentlichung von Gordon-Reeds Buch), als Jeffersons Geburtstag sich zum zweihundertfünfzigsten Mal jährte. Wissenschaftler reisten mehr als vierzigtausend Meilen kreuz und quer durchs Land, um Familien von Nachkommen zu besuchen. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs waren bereits über zweihundert Leute interviewt worden.

Es gehört auch zu Niyas Job, den Kontakt zu diesen Nachfahren zu pflegen. »Ich suche nach mehr als nur den Familiennamen«, sagte sie. »Jefferson besaß sechshundertsieben Menschen, und bisher haben wir gerade einmal zwölf bis fünfzehn verschiedene Nachnamen identifiziert, was viel über die Community damals hier aussagt. Viele der Familien waren durch Heirat oder inoffizielle Ehen miteinander verwandt.«

Ich fragte sie, wie sie vorgeht, um in einem Land mit mehr als dreihundertfünfundzwanzig Millionen Menschen Nachfahren von Jefferson und Hemings zu finden. Da erklärte sie mir, dass ihr Team sowohl die traditionelle, auf Dokumenten basierende genealogische Spurensuche betreibt als auch die Ergebnisse von DNA-Tests nutzt, um Nachkommen versklavter Menschen zu identifizieren. Dabei geht es auch um die Nachfahren von Madison und Eston Hemings. Wenig ist bekannt über Beverly und Harriet Hemings, die beiden ältesten Kinder von Sally

Hemings und Jefferson. Sie wurden als Weiße akzeptiert, nachdem sie Monticello verlassen hatten.* Ihre Nachfahren zu finden, ist weitaus schwieriger. »Im Moment können wir das nur über DNA-Tests tun. Da immer mehr Menschen sich testen lassen, hoffen wir einfach, dass irgendjemand passt.«

»Also nur über Ancestry und 23andMe?«, fragte ich. »Sie hoffen, dass irgendjemand passt. Wozu passt?«

»Zu anderen bekannten Nachfahren der Hemings«, erwiderte sie. »Was eine ziemlich phänomenale Entdeckung wäre. Wir haben nach der herkömmlichen Methode mit gedruckten Dokumenten versucht, diese Menschen zu finden, und hatten keinen Erfolg. Wir wissen nicht, ob sie ihre Namen geändert hatten, bevor sie starben. Wir kennen ihre Ehenamen nicht, falls sie geheiratet haben, zumindest nicht bei Harriet. Über Beverly wissen wir gar nichts. Diese Spur erkalte ziemlich schnell. Wir hoffen, dass wir über DNA-Analysen noch Menschen finden.« Sie betonte, dass ihr Team aber nicht nur nach Nachfahren der Familie Hemings sucht, sondern ebenso nach denen einer Reihe anderer versklavter Familien, die auf Monticello gelebt und gearbeitet haben.

Niya berichtete, es habe auch schon Menschen gegeben, die behaupten, Nachkommen auf Monticello versklavter Familien zu sein, und selbst Kontakt aufnehmen. Wenn das vorkommt, führt Monticello eine Menge Interviews, um die Ahnenreihe der Person nachzuzeichnen und über die Legitimität dieser Behauptung zu entscheiden.

»Ein anderes Beispiel ist eine Familie, in der die Mutter starb,

* Jefferson ließ Beverly und Harriet nie offiziell frei, so wie Eston und Madison, aber in den frühen 1820er-Jahren erlaubte er ihnen, Monticello zu verlassen, ohne dass sie verfolgt wurden.

die aber sehr viel später in ihrem Leben noch begonnen hatte, Geheimnisse ihrer Familie preiszugeben. Auf einem Ausflug nach Buckingham County, dem Nachbarbezirk, südlich von hier, fuhr die Familie an einer Kirche vorbei. Da meinte die Mutter: »Das ist meine Heimatkirche.« Die anderen sagten: »Nein, Mom. Das ist die Kirche der Familie Hemings.« Und sie darauf: Ja, ich weiß.« So verriet sie einige dieser Geheimnisse kurz vor ihrem Lebensende. Wir haben eine Menge Leute, die auf diese Weise Puzzlestücke zusammensetzen.«

In ihrer Rolle als Historikerin in einem Arbeitsbereich der *Public History* liefert Niya Informationen aus den Oral-History-Interviews und ihrer eigenen Forschung für die Fortbildung der Guides, die Ausstellungen, die Webseite sowie die öffentliche Haltung und Stellungnahmen Monticellos zu seiner Geschichte.

Sosehr Niyas Arbeit auf Geschichtsforschung beruht, hat sie doch nicht nur einen intellektuellen Bezug zu Monticello, sondern auch einen persönlichen. Sie wuchs gleich nebenan in Charlottesville auf und erzählte mir: »Ich kann mich an kein einziges Jahr erinnern, in dem es nicht einen Schulausflug nach Monticello gab.«

In ihrer Jugend stand die Stadt im Mittelpunkt der anhaltenden Debatte über das Vermächtnis Thomas Jeffersons. Diese Debatte fand innerhalb der Stadt und im ganzen Land statt. Als sie etwa acht Jahre alt war, erzählte sie, wurden die DNA-Ergebnisse von Sally Hemings veröffentlicht, und sie hörte Leute im Supermarkt darüber streiten. »Ich weiß noch, dass ich mich als Kind fragte: »Wer ist Sally Hemings und warum sind alle so aufgebracht?« Ich erinnere mich auch noch an einen Schulausflug danach. Wir kamen hierher und ich fragte nach Sally Hemings. Da antwortete mir der Tourguide: »Darüber reden wir nicht.«

Diese Weigerung von Menschen, insbesondere Guides auf der

Plantage, über etwas zu reden, das für die Geschichte der Stadt und der auf dem Hügel liegenden benachbarten Institution so bedeutsam ist, beschäftigte Niya jahrelang. Als Studentin an der University of Virginia wurde ihr bewusst, dass die Umgestaltung der Public History ihr Berufswunsch war. Sie schrieb sich für einen Kurs mit dem Titel »Art and Culture of the Slave South« ein und unternahm im Rahmen der Lehrveranstaltung Exkursionen zu historischen Orten in der Umgebung. Einer davon war die Plantage Cloverfields, an der Niya beinahe jeden Tag ihres Lebens vorbeigefahren war, die sie aber nie wirklich besucht hatte.

»Wir liefen draußen auf der Plantage herum und besichtigten dann all die Nebengebäude. Man erzählte uns von den Leuten, die sie gebaut hatten, und von der materiellen Kultur der Sklaverei«, sagte sie und beugte sich dabei weit über ihren Schreibtisch vor. »So ging es weiter und weiter, bis wir schließlich ins Herrenhaus kamen. Wir betraten es durch den Keller, und dort befand sich eine Küche. Der ganze Kurs quetschte sich in diese Küche, dann schloss die Frau, die unser Tourguide und Nachfahrin der Plantagenbesitzer war, die Tür hinter sich. An der Rückseite der Tür hingen Fotos von all den Menschen, die hier gearbeitet hatten. Ich warf einen Blick darauf und erkannte auf dem ersten Bild, das ich sah, meine Großmutter. Ich sagte so was wie: ›Oh mein Gott, das ist meine Grandma.‹ Neben meiner Großmutter war meine Tante zu sehen. Es gab noch andere Mitglieder meiner Familie. Ich begann zu überlegen, dass ich zwar schon immer gewusst hatte, dass sie an diesen Orten gearbeitet hatten, aber ich hatte das nie mit der akademischen Geschichte der Plantagen verknüpft. Ich fragte mich: *Wissen Leute aus meiner Community, dass hier so etwas ist? Ist ihnen bewusst, wie sie einen Beitrag geleistet haben, diese Geschichte zu formen, über die oft ohne sie gesprochen wird?*«

Schnell erfuhr Niya, dass ihre Familie in den Jahrzehnten nach der Freilassung entscheidend zum Erhalt von Cloverfields beigetragen hatte. Davon hatte sie nichts gewusst. Es führte dazu, dass sie ihre Masterarbeit über den historischen Bezirk schrieb, in dem auch Cloverfields lag, sowie über den Ausschluss schwarzer Communities von historischen Konservierungsbemühungen nach der Befreiung. Erst da hörte sie, dass ihr Großvater Steinmetz, ihre Tante Köchin und ihre Großmutter Hausmädchen gewesen waren.

»Das war quasi der Anfang meiner Überlegungen zu Public History«, sagte sie. »Also Public History, historische Bezirke, geschichtsträchtige Sehenswürdigkeiten, die Schilder, die Leute am Straßenrand sehen. *Wie Sorge ich dafür, dass unsere Geschichte ein Teil davon ist oder dass meine Leute dort repräsentiert sind?*« Sie schwieg kurz. »Im wahrsten Sinne des Wortes: meine Leute.«

Nach den Angriffen in Charlottesville 2017 und dem Erstarren des weiß-nationalistischen Terrorismus in den letzten paar Jahren sieht Niya ihre Arbeit nicht mehr nur noch als Ausdruck ihres persönlichen und intellektuellen Engagements, sondern auch als politisches Wirken. Ihrer Ansicht nach spielt Monticello eine wichtige Rolle, um Menschen bei der Selbsteinschätzung in Bezug auf die Geschichte ihres Landes zu helfen. »Ich glaube, dass Leute zu uns kommen, weil sie mit ihrer eigenen Identität ringen«, erklärte sie. »Und speziell Monticello ist ein Ort, der so eng damit verbunden ist, wer wir sind oder wer wir glauben zu sein. Als Amerikaner mit Freiheit und Demokratie. Trotzdem ist es auch ein Ort der Knechtschaft, und inzwischen haben die Leute wirklich mit dieser Frage zu kämpfen. Ich glaube, das macht unsere Arbeit um so viel wichtiger: dass wir vielleicht in der Lage sind, sie durch dieses Gespräch zu lotsen.«

Ich erzählte Niya, dass meine Erfahrung bei der Slavery-at-

Monticello-Tour sich so deutlich von der bei der Haupttour durch Jeffersons Villa unterschied.

»Wir veranstalten die gleiche Tour im Grunde genommen seit Mitte der Fünfzigerjahre. Man kommt durch den Haupteingang hinein, dreht eine Runde und verlässt das Haus auf der anderen Seite wieder. Das ist die Besichtigung. Es gibt auch da interessante Geschichte zu erfahren. In den ersten dreißig Jahren, seit Monticello ein Museum ist, waren die meisten Tourguides Schwarz. Schwarze Männer – in Livree.« Sie hielt kurz inne, weil sie gemerkt haben musste, dass ich nicht gleich verstand, worum es ging. Sie beugte sich vor und sagte mit derselben Sachlichkeit wie in unserem bisherigen Gespräch: »Sie waren als versklavte Menschen verkleidet.«

Mir blieb fast die Spucke weg. Ich stellte meine übereinandergeschlagenen Beine nebeneinander und lehnte mich auf dem Stuhl zurück. »In den ersten dreißig Jahren seit Bestehen«, wiederholte ich, nur um sicher zu sein, dass ich richtig gehört hatte, »wurden die Besichtigungen von Schwarzen Männern geführt, die als versklavte Menschen verkleidet waren?«

Niya nickte. »Ich zeige Ihnen ein paar Bilder.«

Sie drehte sich zu ihrem Computer. Auf einem sepiafarbenen Foto aus den Dreißiger- oder Vierzigerjahren standen zwei Schwarze Männer vor Monticellos säulengeschmücktem Westportal, der Eingang hinter ihnen war offen. Sie trugen jeder einen dreiteiligen Smoking mit doppelreihig geknöpfter Jacke, dazu schmale Fliegen und gestreifte Westen. Der Ausdruck, mit dem sie in die Kamera blickten, ließ sich nicht deuten. »Manche von ihnen waren Nachfahren von Menschen, die hier versklavt gewesen waren«, sagte Niya. Manche der Geschichten, die die Männer über die Plantage erzählten, waren von ihren Angehörigen weitergegeben worden.

Während ich mich in dem Foto verlor, hätte ich beinahe vergessen, dass es nicht zwei tatsächlich Versklavte zeigte, sondern Menschen, die diese Rolle nur spielten. In *Memoirs of a Monticello Hostess* schreibt Terry Tilman, die in den Vierziger- und Fünfzigerjahren hier arbeitete und zum obersten Tourguide Monticellos aufstieg: »Der Übergang von farbigen Guides zu [weißen] Hostessen 1951 kam nicht besonders gut an, denn Besucher beschwerten sich darüber, wir würden dadurch sachlicher und weniger unterhaltsam.«⁴¹

Ich erwähnte meine Unterhaltung mit Grace und Donna. »Sie kamen her – kauften sich ein Ticket, nahmen eine Reservierung vor, stiegen ins Flugzeug, mieteten ein Auto, verstanden sich als Geschichtsfans, tauchten hier auf und sagten so was wie ›Ich hatte keine Ahnung davon, dass Jefferson Sklaven besaß‹«, sagte ich. »Und für mich war das ein so faszinierender Moment, weil ich meinte: ›Sie sind doch offenbar durchaus neugierig. Sie haben wörtlich gesagt: ›Ich bin ein Geschichtsfan. Ich wollte herkommen und sehen, wie Jefferson gelebt hat. Ich wollte Jeffersons Haus sehen‹, aber ohne eine Vorstellung davon –«

»Wer er tatsächlich war, oder?«, fragte Niya.

Nicht nur, wer er war, meinte ich. Nicht einmal davon, dass Monticello eine Plantage war.

Niya nickte. »So viele Leute kommen her, ohne etwas über den ursprünglichen Anlass des Bürgerkriegs zu wissen. Manche Leute glauben, Jefferson habe die Verfassung geschrieben. Ich finde, unser staatliches Bildungssystem ist einfach in so vielerlei Hinsicht unzureichend. Es gibt den Leuten nicht einmal den Kontext, um zu verstehen, dass Monticello eine Plantage war und die Sklaverei ein System, das den ökonomischen Wohlstand erzeugte, durch den unser Land überhaupt existieren konnte. Die meisten Leute begreifen das nicht. Ich mache ihnen des-

wegen nicht wirklich einen Vorwurf, denn man hat ihnen nicht beigebracht, sich für diese Geschichte zu interessieren. Und die meisten kommen nicht her, um all diese Bücher zu lesen, die sich auf meinem Schreibtisch stapeln.«

Sie fuhr fort: »Also bemühen wir uns, sehr behutsam zu sein. Wir versuchen, die Leute in mehrerlei Hinsicht vorzuwarnen, im Sinne von: ›Was Sie heute hören werden, mag schwierig sein. Vielleicht denken Sie seit der siebten Klasse zum ersten Mal wieder darüber nach, und das ist in Ordnung. Sie werden eine Menge Fragen haben. Und es gibt keine dummen Fragen.« Wir bemühen uns schlichtweg, es so einfach wie möglich zu machen, und uns ist bewusst, dass diese Frauen hier vielleicht im Urlaub waren. Dass viele Leute hier vorbeikommen, nachdem sie vorher auf einem Weingut haltgemacht haben. Dass sie ihre Kinder mitbringen, die zwar neugierig sind und in der Schule eine Lektion über die Sklaverei durchnehmen, sich aber ansonsten nicht wirklich für die Besichtigung interessieren. Es gibt eben so viele Gründe, aus denen Leute diese Orte besuchen, dass wir versuchen, sie wegen ihres Wissensstands nicht zu verurteilen. Vor allem weil dies die einzige amerikanische Plantage ist, die auf der Liste des Weltkulturerbes der UNESCO steht. Es gibt auch eine Reihe internationaler Gäste, die wirklich keine Ahnung von amerikanischer Sklaverei oder dem transatlantischen Sklavenhandel haben... Wir haben hier also viele Leute mit keinerlei Hintergrundwissen.«

Allerdings fügte Niya hinzu, sie habe »null Geduld« mit denjenigen, die, konfrontiert mit dieser Geschichte, behaupten, Monticello würde versuchen, Jeffersons Vermächtnis zu zerstören. »Es geht darum, die ganze Wahrheit darüber zu erzählen, wer er war«, sagte sie. »Ja, er hat großartige Dinge geleistet. Ja, er hat uns die Unabhängigkeitserklärung geschenkt und die Uni-

versität, an der ich meinen Abschluss gemacht habe, aber er war auch ein Besitzer von Menschen. Er besaß die Vorfahren von Leuten, die ich kenne. Das ist die Realität. Ich glaube, um ihn wirklich zu verstehen und ganz zu verstehen, muss man sich mit der Sklaverei auseinandersetzen. Man muss sich mit [körperlicher] Gewalt und mit seelischer Gewalt befassen, mit dem Auseinanderreißen von Familien. Wir würden der Geschichte nicht gerecht, wenn wir diese Geschichten nicht erzählten.«



Um zu Jeffersons Grab zu gelangen, geht man etwa fünfhundert Meter einen gewundenen Pfad bergauf. Der Kies, eine dünne Schicht auf dem roten Lehm dieses Berghangs in Virginia, knirscht bei jedem Schritt.

Wenn man die Serpentina zum Friedhof hinaufgeht, sorgen sich über den Pfad wölbende Zweige und dichtes Laubwerk für angenehmen Schatten gegen die Hochsommerhitze. Vereinzelt fallen Sonnenstrahlen auf die rotbraune Erde und am Wegrand wechseln sich Silberweiden mit Amerikanischen Weißbeichen ab. Auf dem Friedhof von Monticello liegt Jefferson zwischen seinen Nachkommen begraben. In der Mitte ragt ein riesiger Tulpenbaum auf.

Die Grabstätte mit ihren schmiedeeisernen Toren, majestätischen Grabsteinen und Goldverzierungen steht in scharfem Kontrast zur Grabstätte weiter unten am Hügel, wo über vierzig der von Thomas Jefferson versklavten Arbeitskräfte beerdigt wurden. Diesen Ort umgibt ein verwitterter Holzzaun. Grünes Moos wächst auf vielen der verschieden langen Latten. Der Boden ist eine simple Mischung aus Erde und Hobelspänen. Irgendwelches Blattwerk sorgt für ein paar kleine grüne Flecken auf dem Friedhof. Während auf dem Jefferson-Friedhof Grab-

steine die Namen von ungefähr zweihundert seiner Abkömmlinge und deren Ehepartnern verkünden, ist die Grabstätte der Versklavten schmucklos und frei von persönlichen Angaben. Es gibt ein paar verstreute Grabsteine, jedoch ohne sichtbare Namen oder Inschriften. Die Bäume rundherum wachen über eine Ansammlung ungekennzeichneter Ruinen. Niemand kennt die Namen der hier begrabenen Menschen.

In den Stunden kurz vor Jeffersons Tod, als niemand mehr seine gemurmelten Worte verstand, war es einer seiner versklavten Bediensteten, der hörte, wie er darum bat, dass sein Kissen zurechtgerückt wurde. Er bettete den Kopf des Sterbenden höher. Nur kurze Zeit später war Jefferson tot. Sein ganzes Leben lang hatte er die Gesellschaft kosmopolitischer Gäste geschätzt, ebenso Zeit zum Lesen, Schreiben, Nachdenken, die Eleganz edler Architektur, den Geschmack guten Essens und die Düfte der Natur. Kurz gesagt: ein Leben, das seinen Geist nährte und seine Sinne befriedigte. Dieses Leben war nur durch die versklavten Frauen und Männer möglich, die er gefangen hielt, verkaufte und voneinander trennte. Es war nur möglich, weil er zuließ, dass diese Menschen bedroht, manipuliert, ausgepeitscht, verletzt, getäuscht und terrorisiert wurden. Jeffersons Schwanken zwischen moralischer Abneigung und bloßer Rechtfertigung spiegelt wider, wie er sich weitgehend damit arrangierte, obwohl er wusste, dass es unverzeihlich war. Er hielt trotzdem Frauen, Männer und Kinder auf seiner Plantage versklavt gefangen, trennte sie voneinander und weigerte sich, mehr als einer Handvoll Menschen die Freiheit zu gewähren.

Allerdings macht nicht Jefferson allein Monticello aus. Ohne die versklavten Menschen, die dort lebten, hätte es nicht existieren können. Sie hatten ihre Familien dort und bildeten über Generationen eine Gemeinschaft. Im Staatsdienst hielt Jefferson

sich mehr als die Hälfte seines Lebens fern von der Plantage auf, während mehrere Hundert der versklavten Menschen ihr gesamtes Leben dort zubrachten. Sosehr dieses Land die Widersprüchlichkeiten von Jeffersons Vermächtnis illustriert, es dient auch als Erinnerung an Hunderte Schwarze Menschen, deren Zuhause es war. Auch ihre Leben sind der Erinnerung und des Gedenkens wert.

Als einen der letzten Punkte bei meiner zweiten Führung auf Monticello sprach David diesen Dualismus an: »Sie befinden sich hier. [Sallys Bruder James] Hemings wurde hier geschlagen. Nicht in einem Buch, verstehen Sie? Sondern das passierte genau hier.« Als hundert versklavte Menschen nach Jeffersons Tod auf Monticello versteigert wurden, fand das »direkt dort auf dem westlichen Rasen hinter uns« statt, fuhr David fort. »Es passierte direkt hier. Und Jeffersons Ideen zur Unabhängigkeitserklärung, auch wenn er das Dokument selbst dann in Philadelphia geschrieben hat, seine ganze Idee, wohin er wollte, die wurde genau hier auf dieser Hügelkuppe formuliert.«

»Ein offenes Buch unter freiem Himmel«

Die Whitney Plantation

Zwischen dem weißen Holzzaun und dem mit roten Ziegeln gepflasterten Weg, wo ich stand, gab es einen Flecken Erde, auf dem die Köpfe von fünfundfünfzig Schwarzen Männern auf Metallstangen gespießt waren. Die Köpfe steckten auf stabilen silberfarbenen Spießen. Ihre Augen waren geschlossen und manche Gesichter wie in ewiger Qual erstarrt. Jede Kinnpartie wirkte kantig, ob aus Empörung oder durch das Werkzeug des Künstlers, der sie geschaffen hatte. Um viele Köpfe waren schmale weiße Stoffstreifen geschlungen, die kleinen Knoten befanden sich auf Schläfenhöhe. Das Sonnenlicht glitzerte auf den Keramikfiguren. Fast meinte man, Blut und Schweiß auf ihren glänzenden Wangen zu sehen.

Diese Köpfe, Darstellungen einer brutalen Vergangenheit, sind auf der Whitney Plantation in Wallace, Louisiana, ausgestellt – eine Stunde westlich von New Orleans, vorbei an der brackigen Mündung des Lake Pontchartrain und hinter den letzten Beständen von Zuckerrohr, das hier immer noch von der Geschichte der Gegend kündigt. Aus der Ferne ist die Ähnlich-

keit der Figuren mit echten Menschen so beunruhigend, dass ich näher trete, nur um sicher zu sein. In der wärmeren Jahreszeit schwirren hier Mücken und Fliegen herum, Wespen beginnen, an den unten offenen Hälsen Nester zu bauen. Das kollektive Summen um die Köpfe klingt wie eine Armee winziger Drohnen. All die Gesichter sind namenlos, bis auf die zehn vordersten. *Mathurin. Cook. Gilbert. Amar. Lindor. Joseph. Dagobert. Komina. Hippolite. Charles.* Sie waren die Anführer des größten Sklavenaufstands in der Geschichte Amerikas. Menschen, die beschlossen, dass es genug war.

An einem regnerischen Abend im Januar 1811 führte Charles Deslondes, ein Sklavenaufseher gemischter Abstammung, im Süden Louisianas diesen massiv bewaffneten Aufstand an.¹ Deslondes' Armee aus Hunderten Menschen näherte sich New Orleans über den verschlungenen Weg der River Road aus südlicher Richtung. Und zwar mit militärischer Disziplin, die viele ihrer Gegner erstaunte. Es ist bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass Hunderte versklavte Menschen, die aus verschiedenen Ländern, mit verschiedenen Muttersprachen und verschiedenen Stammeszugehörigkeiten kamen, sich so effektiv zu organisieren vermochten.

An der sogenannten German Coast of Louisiana, wo die Rebellion stattfand – sie war nach den deutschen Siedlern benannt, die sich hier niedergelassen hatten –, bestand die Gesamtbevölkerung zu etwa sechzig Prozent aus Versklavten.² Die Furcht vor einem bewaffneten Aufstand hatte schon lange in der Luft gelegen.

Eskaliert war sie im Verlauf der Haitianischen Revolution, bei der die versklavte Bevölkerung sich gegen die Franzosen erhob und 1804 die erste Republik der Welt unter Schwarzer Führung gegründet hatte. Die französische Armee war durch

Kampfhandlungen und Krankheiten so angeschlagen – zum Ende des Kriegs waren über 80 Prozent der auf die Insel geschickten Soldaten tot –, dass Napoleon Bonaparte, um seine Verluste einzugrenzen und sich wieder mehr auf die militärischen Auseinandersetzungen in Europa zu konzentrieren, ganz Louisiana für die bescheidene Summe von fünfzehn Millionen Dollar an Thomas Jeffersons Unterhändler verkaufte.³ (Das entspricht ungefähr vier Cent pro Morgen Land.) Ohne die Haitianische Revolution hätte Napoleon die Landmasse, durch die sich die Größe der damaligen Vereinigten Staaten verdoppelte, wahrscheinlich nicht angeboten. Zumal Jefferson vorgehabt hatte, den Franzosen nur New Orleans abzukaufen, um Zugang zum Herzen des Mississippi zu bekommen. Für versklavte Menschen im Rest der »Neuen Welt« diente der Sieg in Haiti – dessen Geschichte sich auf den Plantagen im Süden an den Rändern der Baumwollfelder und in stillen Winkeln lauter Küchen verbreitet hatte – als Inspiration dafür, was möglich war.

Sogar William C.C. Claiborne, der Gouverneur des Gebiets, aus dem 1812 Louisiana werden sollte, war gegen den weiteren Import versklavter Menschen aus Haiti. Aus Furcht, dass einige von ihnen womöglich an der Haitianischen Revolution teilgenommen hatten. 1804 schrieb Claiborne einen Brief an den damaligen Außenminister James Madison und teilte ihm seine Befürchtung mit. »Gegenwärtig bin ich mir ganz sicher, dass von der Mulatten- wie von der Negerbevölkerung nichts zu befürchten ist«, sagte er und wollte damit wohl zunächst unmittelbare eventuelle Befürchtungen des Präsidenten und seines Kabinetts zerstreuen, »doch in einer *künftigen Zeit* wird diese Gegend der Union (so fürchte ich) *zu einem gewissen Grad* das Unge- mach St. Domingos [Haitis] erleben, und jene Zeit wird beschleunigt, wenn der Kongress den Menschen nachsichtig eine

Fortführung des Afrikanerhandels erlaubt.« Claiborne schrieb, er würde versuchen, »das Hereinbringen von Sklaven zu verhindern, die am Aufstand von St. Domingo beteiligt waren.«⁴

Gemäß dem Historiker David Brion Davis, »hing das Bild Haitis beinahe siebenzig Jahre lang wie eine schwarze Wolke über dem Süden, als ständiger Bezugspunkt von Führungspersonen, die sich für die Sklaverei aussprachen.«⁵

Beim Aufstand von 1811 in Louisiana, als die Männer die Flussbiegungen entlangmarschierten – trommelschlagend und mit Fahnen, die sie hoch über ihre Köpfe hielten –, wurden mehrere Plantagen mit einem Sammelsurium aus Messern, Macheten, Musketen und anderen erbeuteten Waffen angegriffen; man tötete zwei weiße Männer und zerstörte Eigentum. Die Verschwörer hatten einige Monate lang durch sorgsame und geheime Planung die Basis gelegt und dabei eine kodierte Sprache benutzt, um feindlich gesinnten Spitzeln keine Hinweise zu geben. Zunächst funktionierte die Überraschung. Je weiter sie marschierten, desto mehr Männer schlossen sich dem Trupp an und desto mehr Waffen kamen dazu.⁶ Trotzdem hatten nicht viele der versklavten Kämpfer Schusswaffen. Daher sollte es nur einer kleinen Truppe Bewaffneter bedürfen, um ihren Befreiungsmarsch zu stoppen.

Innerhalb von achtundvierzig Stunden hatten lokale Milizen und Bundestruppen den Aufstand niedergeschlagen. Deslondes entkam während der ersten Welle des Gemetzels für kurze Zeit, indem er sich im Sumpf versteckte. Doch er wurde rasch gefasst und exekutiert. Seine Hände wurden abgehackt, die Knochen seiner Beine waren von Kugeln zerschmettert und am Ende verbrannte man seinen Körper noch auf einem Strohhallen. Viele der Rebellen wurden an Ort und Stelle abgeschlachtet. Man schlug ihnen die Köpfe ab und spießte sie auf Stangen, die

am Damm entlang aufgestellt wurden, um andere Versklavte zu warnen, dass dies der Preis für Rebellion wäre. Der Marineoffizier Samuel Hambleton schrieb dazu: »Man brachte sie wegen ihrer Köpfe her, die jetzt unseren Damm die ganze Küste hinauf dekorieren. Sie sehen aus wie Krähen, die auf hohen Stangen hocken.«⁷

Im Unterschied zu anderen Aufständen, etwa von Nat Turner oder John Brown, hat die Sklavenrevolte von 1811 im kollektiven Gedächtnis kaum Niederschlag gefunden.* Es gibt keine Aufzeichnungen davon, was unter den Verschwörern besprochen wurde, wenig, das uns verrät, was Deslondes gedacht haben mag. Zweifellos wussten jedoch alle, die sich an jenem Abend versammelten, welches Risiko sie mit ihrem Engagement eingingen.

Commodore Shaw erfasste die Furcht der Plantagenbesitzer, die diese zu solcher Gewalt gegenüber den am Aufstand Beteiligten trieb und vor der gesamten versklavten Bevölkerung ein Exempel statuieren ließ. »Wären nicht die umgehendsten und energischsten Maßnahmen ergriffen worden, dann hätte die gesamte Küste ein Bild der Verwüstung abgegeben; jede Beschreibung von Besitz wäre dahingerafft und das Land von Aufständischen brach liegen gelassen worden.«⁸ Nachdem die schlimmsten Befürchtungen der Sklavenhalter sich bewahrheitet hatten, war die Gegenreaktion brutal. So finanzierten alarmierte Sklavenhalter in Louisiana die Ausbildung einheimischer Milizen, und Sklavenpatrouillen begannen, Schwarze Menschen

* Im November 2019 veranstaltete der Künstler Dread Scott eine Nachstellung. Dabei zogen Hunderte Menschen in historischen Kostümen des 19. Jahrhunderts den Pfad der Aufständischen von 1811 entlang. Innerhalb von zwei Tagen legten sie zu Fuß die 26 Meilen von LaPlace, Louisiana, nach New Orleans zurück.

verstärkt zu überwachen. Außerdem wurde ihnen nur noch begrenzt erlaubt, sich in größeren Gruppen zu treffen.

Gleichzeitig verpflichtete die Bundesregierung sich zur Verteidigung der Sklaverei als Institution, indem sie den Sklavenstaat Louisiana 1812 offiziell zum Bundesstaat erklärte. Das blieb er bis zu seiner Sezession von der Union 1861. In einer Rede machte der Bevollmächtigte Louisianas die Prioritäten des Bundesstaats deutlich: »Louisiana strebt die Bildung einer Südstaaten-Konföderation an, um die Segnungen der afrikanischen Sklaverei zu erhalten.«⁹

Meine Gedanken kehrten zu der Installation direkt vor mir zurück. Ich betrachtete die körperlosen Köpfe und die Furchen in ihren gepeinigten Gesichtern. Dabei mussten meine Füße Halt auf den unebenen Ziegeln suchen.

Diese Gesichter veranschaulichen, was die Whitney Plantation von fast jeder anderen Plantage im Land unterscheidet. In einem Bundesstaat, wo Plantagen nach wie vor Örtlichkeiten für feierliche Anlässe wie Hochzeiten sind, wo Besichtigungen ehemaliger Sklavengüter sich nostalgisch auf die architektonischen Besonderheiten der alten Herrenhäuser konzentrieren, wo man immer noch eher Geschichten darüber hört, dass die Eigentümer des Lands »ihre Sklaven gut behandelt haben«, anstatt etwas über das Leben der tatsächlich versklavten Menschen zu erfahren, dort sticht die Whitney Plantation heraus. Sie rückt die Geschichte der Versklavten in den Mittelpunkt des Besuchs.



Auf meiner Fahrt zur Plantage war der Highway von gelben Wildblumen gesäumt, die im Fahrtwind eines jeden vorbeikommenden Autos tanzten. Aus den Raffinerien in der Ferne stieg Rauch in den Himmel. Vögel, die vor einem unberechenbaren

Winter nach Süden gezogen waren, flogen vor einem endlosen Himmel in Schwärmen auf und ließen sich bald wieder nieder. Die Plantage liegt etwa eine Autostunde südöstlich von Baton Rouge und zwei Stunden südöstlich des Louisiana State Penitentiary, des Hochsicherheitsgefängnisses, das auch Angola genannt wird. Mein Radio begann zu knistern, die Musik klang eher statisch als melodiös, während die Umgebung sich von urban zu ländlich veränderte – Felder auf der einen Seite, Dämme auf der anderen. Versunken in das weiße Rauschen aus dem Radio, muss ich zwanzig Meilen schneller gefahren sein als erlaubt, denn noch dazu lenkten mich die Wolken vor mir ab, die wie ein Kaleidoskop aus Callablüten aussahen. Die gelbe Doppellinie des einspurigen Highways wand sich hin und her, als versuche sie, jemanden abzuschütteln.

Als ich das Schild zur Plantage sah, bog ich auf die Schotterstraße zu ihrem Eingang ab. Dort sollte ich John Cummings treffen. Er war von 1999 bis 2019 Eigentümer der Whitney Plantation und hatte knapp zehn Millionen Dollar in sie gesteckt.*

Das Land, das heute die Whitney Plantation umfasst, kaufte ursprünglich 1752 ein deutscher Einwanderer namens Ambroise Heidel (später sollte seine Familie den Nachnamen zum französischen klingenden »Haydel« ändern). Als Ambroise starb, erbte sein jüngster Sohn, Jean Jacques Haydel, den Besitz und stieg, wie so viele Plantagenbesitzer im Süden Louisianas zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in den Handel mit Zuckerrohr ein. 1820 überließ Jean Jacques das Anwesen seinen Söhnen Marcellin und Jean Jacques junior. Die Brüder kauften eine angrenzende Plantage dazu und dehnten damit ihren Besitz flussabwärts weiter aus. Marcellins Witwe, Marie Azélie Haydel, führte

* Cummings verwandelte die Plantage 2019 in eine gemeinnützige Stiftung.

die Plantage nach seinem Tod in den produktivsten Jahren.¹⁰ So avancierte das Anwesen zu einem der erfolgreichsten Zuckerrohrunternehmen in ganz Louisiana, das 1844 mehr als hundertsechzigtausend Kilogramm Zucker produzierte. Als sie starb, war Marie Azélie Haydel eine der größten Sklavenhalterinnen des Bundesstaats. Nach Ende des Bürgerkriegs kam die Plantage in den Besitz von Brandish Johnson, der sie nach dem Familiennamen von einem seiner Schwiegersöhne in Whitney umbenannte. Als der Bürgerkrieg zu Ende war, blieben viele der ehemals Versklavten auf der Whitney und arbeiteten weiter dort.¹¹

Immer noch leben Nachfahren von auf der Whitney versklavten Menschen in der Gegend rund um die ehemalige Plantage. Einige wenige arbeiten sogar dort – u. a. als Leiter der Tourguides und am Empfang. Allerdings leidet ein Großteil nach wie vor unter der generationenübergreifenden Armut, die vielen Communities ehemals Versklavter mehr als eineinhalb Jahrhunderte nach der Befreiung noch immer zu schaffen macht.¹² Armut ist in Wallace, Louisiana, dem Gebiet, in dem auch die Whitney Plantation liegt, weit verbreitet; mehr als neunzig Prozent der Bevölkerung sind hier Schwarz.¹³ Wallace gehört auch zu einer Region mit mehrheitlich Schwarzen Kommunen entlang des Mississippi zwischen Baton Rouge und New Orleans, die – wegen ihrer Nähe zu petrochemischen Industrieanlagen – Cancer Alley, also Krebsallee, genannt wird. Die Gegend hier weist mit die höchsten Krebsrisiken des ganzen Landes auf, und chemische Emissionen der Fabriken werden mit Herzkreislauf- und Atembeschwerden sowie Entwicklungsverzögerungen in Verbindung gebracht.¹⁴ Der Bürgerrechtler Reverend Dr. William J. Barber II. hat es so formuliert, als er die Landschaft von Fabriken und Raffinerien entlang des Mississippi beschrieb: »Dasselbe Land, das Menschen mittels der Sklaverei gefangen

hielt, hält Menschen nun durch diese Ungerechtigkeit und Umweltzerstörung in seinen Fängen.«

Ich war früh dran für meinen Termin mit John, daher folgte ich zunächst Yvonne Holden, Verwaltungsdirektorin der Whitney Plantation und mein spontaner Tourguide, die die Plantage mit mir besichtigte. Yvonne sprach voller Überzeugung, war aber auch umsichtig. So erfuhr ich von ihr eine Fülle historischer Fakten, doch sie wies mich ausdrücklich darauf hin, wenn sie sich bei etwas unsicher war, und empfahl mir, andere Quellen zurate zu ziehen, um sicherzugehen. Sie war leger gekleidet: blau-grüne Bluse, schwarze Jeans und graue Converse-Sneakers, deren weiße Schnürsenkel beim Gehen wippten. Ihre Haut war hellbraun und das lockige schwarze Haar trug sie zu einem hohen, straffen Bun frisiert.

In Chicago geboren und aufgewachsen, arbeitete Yvonne jahrelang in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie der Stadt, genauer gesagt im Bereich edler Weine. Nach etwa zehn Jahren wuchs ihre Unzufriedenheit mit dieser Tätigkeit. Das Gefühl wurde noch verstärkt durch unablässigen Rassismus und Sexismus, den sie nach eigenen Angaben in der Restaurantbranche erfuhr und der ihr den Aufstieg verbaute. »Ich hielt es dort damals nicht mehr aus. Ständig hätte ich davon anfangen müssen, wie ich permanent benachteiligt wurde. Nicht nur, weil ich eine Frau war, sondern weil ich eine Schwarze Frau war. Und dass diese Dinge sich zu diesen Hindernissen auftürmten, die zu hoch waren, als dass ich sie hätte überwinden können. Ich hätte Karriere machen können. Das kann ich ja immer noch, aber ich wollte etwas tun, das mehr Sinn und mehr Bezug zur Community hat.«

Aus einer Laune heraus zog sie 2015 mit Mitte dreißig nach New Orleans. Sie hoffte, sich in einer bezahlbaren Stadt eine

neue Karriere aufzubauen und dabei finanziell und sozial so flexibel zu sein, dass ihr noch Zeit für Interessen bliebe, die bisher zu kurz gekommen waren.

Bald erfuhr ich, dass die eigene Familiengeschichte mit ihrer aktuellen Arbeit zu tun hat. Ihre Großmutter war in Mississippi geboren und aufgewachsen, ihr Großvater in Arkansas. Der war zum Zeitpunkt unseres Kennenlernens neunzig Jahre alt. 1938 hatte er zusammen mit seinem damals sechzehnjährigen Bruder beschlossen, den Bundesstaat zu verlassen. Die beiden hofften, auf diese Weise dem rassistischen Terror zu entfliehen, unter dem so viele Menschen im Süden litten. Doch als sie aufbrachen, hatten weiße Südstaatler schon mitansehen müssen, wie im Rahmen der Great Migration deutlich mehr als eine Million Schwarzer Menschen den Süden verlassen hatten. Mit ihnen verschwanden die billigen Arbeitskräfte, an die viele weiße Landbesitzer gewohnt waren. Um die andauernde Massenmigration einzudämmen, erzählte Yvonne, fingen sie an, Züge zu stoppen, mit denen Schwarze Menschen nach Norden wollten. Sie zwangen die Leute auszusteigen und manchmal sogar die Züge zum Umkehren.

In der Familie erzählte man sich, dass die beiden Jungs deshalb den ganzen Weg von Forrest City, Arkansas, bis nach Chicago, Illinois, zu Fuß gingen. »Es hätte ja mehr Sinn ergeben, wenn sie zumindest für einen Teil der Strecke einen Zug genommen hätten«, meinte Yvonne. »Zwei junge Schwarze Männer, die in den Dreißigern im ländlichen Illinois übers platte Land liefen, müssen definitiv die Art von Aufmerksamkeit erregt haben, vor der die beiden ja gerade zu fliehen versuchten.«

Die Furcht, die Yvones Familie empfunden hatte – und die so viele Schwarze Menschen im von Jim-Crow-Stereotypen geprägten Süden erfuhren –, war für sie irgendwie abstrakt ge-

wesen, bis sie ein Museum besuchte, das sich der Dokumentation der Geschichte rassistischen Terrors in diesem Land verschrieben hat: das National Memorial for Peace and Justice in Montgomery, Alabama. Geführt wird es von der Equal Justice Initiative, einer gemeinnützigen Organisation, gegründet vom Bürgerrechtsanwalt Bryan Stevenson. Das Museum dokumentiert unter anderem die Geschichte des Lynchmords im gesamten Süden, indem es die Namen der Menschen nennt, die in den Bezirken jedes Bundesstaats ermordet wurden. »Ich fand das County, aus dem mein Granddaddy stammte, und sah die Menschen, die man dort gelyncht hatte«, sagte Yvonne. Davor waren Yvannes Großvater und Großonkel geflohen.

Dieser Museumsbesuch veränderte sie. Yvonne begann zu begreifen, »was genau Vermächtnisse, was Altlasten sind. Vieles davon sind Dinge, die wir uns nicht aussuchen. Das machte mir auch bewusst, wie nah dran an meiner Familie diese Geschichte ist.«

Als sie erfuhr, dass die Whitney Plantation Tourguides einstellte, ergriff sie die Gelegenheit. Sie begann, sich in die historische Literatur zur Sklaverei zu vertiefen, verbrachte Stunden über dicken Büchern, um besser zu begreifen, was Sklaverei für sie selbst bedeutete, aber auch um diese Geschichte besser vermitteln zu können.

»Selbst wenn die hier versklavten Individuen wahrscheinlich nicht meine direkten Vorfahren waren ... ist das ein Ort der Vorfahren. Insofern ist es auch ein Ort der Heilung. Hier zu arbeiten, wurde mehr als alles andere zu einer Berufung.«

Den ersten Stopp legten wir bei einer großen weißen Kirche ein. Von außen war die abblätternde Fassade von einer dünnen Schmutzschicht überzogen. Die Spitzen von zwei neogotischen Fenstern mit jeweils zwölf Scheiben zeigten zu dem mit schwar-

zen Schindeln gedeckten Dach. Die Tür quietschte beim Öffnen und der zimtbraune Holzboden knarzte, als wir eintraten und die Tür hinter uns wieder schlossen. Diese von befreiten Sklavinnen und Sklaven errichtete Kirche wurde nach dem Krieg gegründet und liegt ein Stück von der unbefestigten Straße entfernt. Ursprünglich hieß sie Anti-Yoke Baptist Church. Yoke heißt Joch, der Name war also ein Statement gegen die frühere Unterdrückung und als Homonym zugleich ein Tribut an Antiochien, die Wiege des Christentums.*

Die alte Kirche stand ursprünglich nicht auf dieser Plantage, sondern war eine Schenkung der Gemeinde, die sie seit dem späten 19. Jahrhundert genutzt hatte, an das Museum. Das stieß nicht nur auf Zustimmung. Ich hatte bereits gehört, dass die Kirche und andere Ausstellungsobjekte nicht original von der Plantage stammten und daher angeblich die historische Integrität von Whitney untergraben würden. Das galt auch für die drei Gefängniszellen in der Mitte des Geländes. Diese wurden 1868 in Pennsylvania gebaut. »Das ist ein bisschen so, als würde man von einem Rembrandt den Rahmen abnehmen und nur den behalten, aber das Kunstwerk entsorgen«, erklärte der oberste Denkmalschützer New Orleans', der Architekt Robert Cangelosi junior, in einem Interview mit der Zeitung *The Advocate* aus Baton Rouge.¹⁵ »Man muss die Integrität des Ortes wahren. Stellen Sie sich vor, man würde eine Plantage aus der ländlichen Umgebung ins Zentrum von New Orleans verlegen, weil es da mehr Tourismus gibt – das ist einfach nicht angemessen.«

Andere, mit denen ich sprach, finden hingegen, dass diese Ergänzungen Teil des Projekts sind, das die Rolle der Whitney Plantation als Raum der Erinnerung stärkt, über die Plantage an

* Im Jahr 1890 benannte die Gemeinde sich von »Anti-Yoke« zu »Antioch« um.

sich hinaus. Einige sehen darin eine Art künstlerisches Unterfangen, bei dem eine Vielzahl verschiedener Ausstellungsobjekte, ob original oder nicht, die Bedingungen Schwarzer Unterdrückung veranschaulichen. Die Historikerin Jessica Marie Johnson bemerkte nach ihrem Besuch auf der Whitney zu den Gefängniszellen: »Ein höchstwahrscheinlich nach der Befreiung gebautes Gefängnis aus Pennsylvania zur physischen Konfrontation mit Sklavenhütten herzubringen, das bedeutet im wahrsten Sinne des Wortes, sich an der Schwärze als rassifizierter Assemblage versuchen und sie in die Landschaft malen.« Sie fragt: »Spielt es denn eine Rolle, dass die in diesem Bau eingesperrten Schwarzen Menschen vielleicht Sklaven oder vielleicht keine Sklaven waren? Was bedeutet Freiheit in einer Welt von Sklaven? Was Einsperren?«¹⁶

In der Kirche gab es zwei Reihen mit Holzbänken, dazwischen sechskantige weiße Säulen. Im ganzen Innenraum verteilt – neben den Bänken stehend, am Boden sitzend, in den Ecken versteckt – befanden sich Statuetten. Insgesamt mehr als zwei Dutzend lebensgroße Tonskulpturen von Kindern. Jede davon wirkte so lebendig und war bis in Einzelheiten wie Lippenkontur oder Nasenrücken ausgearbeitet. Ich zuckte richtig zusammen, als ich um die Ecke kam und sie entdeckte, weil ich sie einen Moment lang für echte Kinder hielt. Ihre Kleidung war schlicht und dürftig: Die Jungen trugen zu große Latzhosen, manche auch nur kurze Hosen, während die Oberkörper nackt waren. Manche hatten einen Bucket-Hut auf, der ihnen fast bis über die Augen rutschte. Die Mädchen trugen einfache Kleider, manche Kopftücher, wieder anderen fielen kleine Locken in die Stirn. Ihre Augen waren leer und trotzdem irgendwie zart. Sonnenstrahlen, die durch die neogotischen Fenster direkt auf die Figuren fielen, hüllten sie in Licht wie in ein Tuch.

Diese Skulpturen sind *The Children of Whitney*, die der Künstler Woodrow Nash speziell für die Plantage geschaffen hat, um ihr eine neue Ebene hinzuzufügen. »Es gibt so viele falsche Vorstellungen über Sklaverei«, erklärte Yvonne. »Leute denken nicht wirklich an die *Kinder*, die mit Schiffen hierher verschleppt wurden, und nicht an die Kinder, die in dieses System geboren wurden. Eine Möglichkeit, Leute wirklich zu erreichen, wenn sie hierher kommen, besteht darin, sie mit der Realität der Sklaverei zu konfrontieren. Und die Realität von Sklaverei ist die Versklavung von Kindern.«

Kinder stützten und verkörperten die Institution der Sklaverei vor allem nach dem offiziellen Ende des transatlantischen Sklavenhandels im Jahr 1808. 1860 gab es knapp vier Millionen versklavter Menschen; 57 Prozent davon waren unter zwanzig.¹⁷ In einer erschütternden Schilderung der Bedingungen, unter denen manche Sklavenkinder lebten, schrieb Francis Fedric, der versklavt in Virginia zur Welt kam und mit über vierzig floh, in seiner Autobiografie: »Kinder, die wie Schweine aus Trögen gefüttert werden und nur wenig zu essen bekommen, kämpfen und zanken bei den Mahlzeiten unweigerlich miteinander.«¹⁸ Kinder unter zehn machten im Jahr 1850 51 Prozent der gesamten Todesfälle unter Schwarzen aus (verglichen mit 38 Prozent bei den Weißen).¹⁹ Etwas anders drückte es der Plantagenbesitzer M. W. Phillips aus Mississippi aus: »Nicht ein Viertel der geborenen [Sklaven-]Kinder wird groß.«²⁰

»Ich persönlich« – Yvones Stimme wurde leiser – »als ich diese Kirche das erste Mal betrat ... da bin ich in Tränen ausgebrochen, als ich diese Statuen sah.« Ihr Blick ging langsam von einer Figur zur anderen. »Jeder Besucher erhält ein Band mit einem Bild von einem der Kinder. Und auf der Rückseite steht ein Zitat aus dem Federal Writers' Project. Ein Sklavenbericht.«

Das Federal Writers' Project spielt auf Whitney eine beachtliche Rolle, weil es die Möglichkeit verbessert, die Stimmen versklavter Menschen in den Mittelpunkt zu stellen. Geschaffen als Teil der Bemühungen der Arbeitsbeschaffungsbehörde im Rahmen des New Deal, umfasste das Projekt eine Initiative zur Dokumentation der Sklaverei. So sammelten Mitarbeiter in den späten Dreißigerjahren zweitausenddreihundert Berichte ehemals versklavter Menschen aus erster Hand. Dazu gehörten auch fünfhundert Schwarz-Weiß-Fotos. Das Material wurde in siebzehn Bänden veröffentlicht.

Aus Yvones Sicht gehören diese Berichte zu den wichtigsten Dokumenten der amerikanischen Geschichte. Es verwundert sie immer wieder, wie wenige Menschen von deren Existenz wissen. »In diese Geschichte sind so viele Tragödien eingebettet«, sagte sie. »Aber eine der schlimmsten ist für mich, dass Menschen ihre eigenen Geschichten nicht festhalten konnten. Und so sind diese Erzählungen aus den 1930er-Jahren wirklich das Einzige, was wir haben, um Einblick zu gewinnen. Abgesehen natürlich von Frederick Douglass, Harriet Tubman, Harriet Jacobs und ihresgleichen. Wir haben selbstverständlich einige Berichte von Leuten, die in die Freiheit fliehen und noch zu ihren Lebzeiten über ihre Erfahrungen schreiben konnten, aber im Großen und Ganzen ... ist diese Geschichte für uns verloren.« Yvonne hat insofern recht, als die Sammlung des Federal Writers' Project eine der wichtigsten und umfassendsten zu den Lebensgeschichten versklavter Menschen ist, die dieses Land besitzt. Historiker weisen aber auch darauf hin, dass versklavte Menschen ihre Geschichten auch auf andere Weise erzählten. Beispielsweise findet man die Stimmen ehemals Versklavter in Interviews mit Abolitionisten. Außerdem gab es Projekte für Oral History ehemals versklavter Menschen schon ab 1929 an traditionell Schwarzen

Colleges und Universitäten – beispielsweise an der Fisk University, der Southern University und der inzwischen in Prairie View A&M University umbenannten Hochschule.²¹

Wie Besucherinnen und Besucher die Whitney Plantation erleben, beruht in erster Linie auf den Stimmen und Erzählungen versklavter Menschen. Das ist vor allem deshalb so wichtig, weil es außer einem einzigen Foto, das einen versklavten Mann zeigt, keine Bilder oder Geschichten der vielen Menschen gibt, die einst auf dieser Plantage gelebt haben. »Ihre Stimmen sind für immer verloren und zum Schweigen gebracht«, sagte Yvonne.

Obwohl ein Leben wie das von Frederick Douglass bemerkenswert ist, müssen wir bedenken, dass nicht jeder Mensch, der unter der Sklaverei lebte, wie Douglass war. Die meisten lernten nicht lesen und schreiben. Die meisten kämpften nicht mit bloßen Händen gegen weiße sogenannte Sklavenbrecher. Die meisten wohnten nicht nah genug an freien Staaten des Nordens, um sich auch nur die geringste Hoffnung auf Flucht zu machen. Niemand, ob versklavt oder nicht, war genau wie Douglass. Es gab andere brillante, außergewöhnliche Menschen, die unter der Sklaverei lebten, und viele wehrten sich auf unzählige Arten gegen diese Institution, doch die Lehrpläne unseres Landes zum Thema Sklaverei sind schmerzlich beschränkt und konzentrieren sich oft lediglich auf heldenhafte Sklavengeschichten. Das geht auf Kosten der Millionen Männer und Frauen, deren Geschichten vielleicht weniger sensationell, jedoch nicht weniger erwähnenswert sind.

Ich musste an meinen eigenen Unterricht an der Grundschule und der weiterführenden Schule denken. Und ich erinnerte mich an das furchtbar schlechte Gewissen, während ich mich im Stillen fragte, warum nicht jeder versklavte Mensch einfach wie Douglass, Tubman und Jacobs hatte fliehen kön-

nen. Ich merkte, wie mich die Geschichten derjenigen, die nicht geflohen waren, wütend machten. Hatten sie sich nicht genug Mühe gegeben? Kümmerte es sie nicht ausreichend, um etwas dagegen zu unternehmen? Hatten sie sich dafür *entschieden*, verklavt zu bleiben? Heute weiß ich, dass dies Teil der Heimtücke der *White Supremacy* ist. Man beleuchtet das Außerordentliche, um so implizit denjenigen Schuld zuzuweisen, die sich unter brutalsten Umständen nicht zu übermenschlichen Höhen aufschwingen können. Und man tut dies, anstatt das System anzuklagen und die Menschen, die es errichtet und aufrechterhalten haben.

Indem wir unsere Vorfahren zu sehr mythologisieren, vergessen wir eine allzu wichtige Realität: Die riesige Mehrheit waren normale Menschen, also Menschen wie alle anderen. Diese Gewöhnlichkeit ist nur dann ein Grund, sich zu schämen, wenn man sie benutzt, um Unterdrückung zu rechtfertigen. Es ist eine eigene Form von stiller Gewalt.

Wir verließen die Kirche und standen wieder unter dem bedeckten Himmel. Nicht weit von der Kirche entfernt befand sich eine lange, helle Steinmauer, an der hohe schwarze Granitplatten befestigt waren.

»Hier kommen wir zur ersten Gedenkstätte«, erklärte Yvonne. »Zur Wall of Honor. Dieses Denkmal ist den dreihundertvierundfünfzig Menschen gewidmet, von denen wir aus Aufzeichnungen wissen, dass sie hier auf dieser Plantage Versklavte waren.«

In jede Platte waren mit weißer Schrift Dutzende Namen eingraviert, daneben Geburtsdaten, oft auch die Stammeszugehörigkeit, was belegt, dass eine Person direkt durch den transatlantischen Sklavenhandel in die Neue Welt kam und nicht in die Sklaverei der Vereinigten Staaten geboren wurde.

»Wir haben das Denkmal in zwei Seiten unterteilt. 1752, als diese Plantage gegründet wurde, war es keine Zuckerplantage, sondern eine Indigoplantage.« Yvonne erklärte mir, dass damals Reis und Indigo die zentralen Produkte der Plantagenwirtschaft im südlichen Louisiana waren und dass die französischen Schiffe, die zwischen Louisiana und Westafrika hin und her segelten, die Samen beider Pflanzen bringen mussten sowie Menschen, die wussten, wie man sie in Nordamerika anbaute. Versklavte Afrikanerinnen und Afrikaner kamen hauptsächlich aus Senegambia nach Louisiana; über 60 Prozent der Sklavenpopulation stammten aus jener Region.²²

Yvonne drehte sich wieder zu der Steinmauer um. »Diese Seite hier repräsentiert also diejenigen, die in dieser Zeit hier versklavt waren. Sie repräsentiert aber auch Menschen, die hier während des transatlantischen Sklavenhandels versklavt wurden.« Dann zeigte sie auf die andere Seite des Denkmals auf die sogenannte »Zuckergeneration«. Sie schien beinahe durch die Wand zu blicken. »Diese Seite steht für jeden, der hier während des inneramerikanischen Sklavenhandels versklavt wurde.«

1795 gab es in Louisiana knapp zwanzigtausend versklavte Menschen, davon fast dreitausend an der German Coast. Ab 1808, also unter der Präsidentschaft von Thomas Jefferson, verboten die Vereinigten Staaten den transatlantischen Sklavenhandel offiziell. Dieser kam allerdings nicht sofort zum Erliegen. Vielmehr war es von da an ein kriminelles Vergehen, Afrikanerinnen und Afrikaner gefangen zu nehmen und in die USA zu importieren. Einige Schiffe jedoch schmuggelten weiterhin Menschen aus Westafrika und der Karibik. Ein halbes Jahrhundert später, im Jahr 1860, hatte sich die Zahl der Versklavten in Louisiana auf über dreihunderteinunddreißigtausend verseh-

zehnfacht. Ein Großteil dieser Steigerung hing mit der Bevölkerungsexplosion der Versklavten im Inland als Folge des hiesigen Sklavenhandels zusammen, auch wenn ein gewisser Anteil auf den fortdauernden illegalen Handel zurückzuführen war.²³

Ich drehte mich zur Wand mit den Granitplatten. Auf einer davon stand beispielsweise zu lesen:

Charles Mandingo Nation Born ca. 1764	Jean Nard Nation Born ca. 1764	Lubin Ado Nation Born ca. 1767
Sara Mandingo Nation Born ca. 1774	François Canga Nation Born ca. 1779	Madou Mandingo Nation Born ca. 1781
Constance Congo Nation Born ca. 1759	Dick Soso (Susu) Nation Born ca. 1758	Yéro Poulard Nation Born ca. 1768
Coacou Mina Nation Born ca. 1768	Samba Poulard Nation Born ca. 1768	Valentin Chamba Nation Born ca. 1778

Ich strich mit den Fingern über die Schrift und spürte, wie meine Haut ein Stück in den Stein einsank. Die Vertiefung der Buchstaben stand für ein ganzes Leben, über das ich nie etwas erfahren würde.

Außer den Namen waren auf manchen Granitplatten noch Auszüge einiger Geschichten aus dem Federal Writers' Project zu lesen. Sie lieferten den erschütternden emotionalen Stoff zu

dem Meer bloßer Namen, denn sie erzählen von Schmerz, Traumata, Ausbeutung und sexueller Gewalt.

Ich las ein Zitat von Julia Woodrich, die 1851 geboren und in Louisiana versklavt wurde: »Meine Ma hatte fünfzehn Kinder und keins von denen hatte denselben Pa. Jedes Mal wenn sie verkauft wurde, bekam sie einen neuen Mann. Meine Ma hatte einen Jungen, der war das Kind vom Bruder meiner Missis. Wissen Sie, jedes Mal, wenn sie verkauft wurde, musste sie einen anderen Mann nehmen. Nachdem sie das letzte Mal verkauft war, hatte sie fünfzehn Kinder.«

Yvonne stand hinter mir und ließ mir Zeit, zu verarbeiten, was ich las, während mein Blick wieder und wieder über die erschütternden Zeilen glitt. »Ich zeige Ihnen noch einen anderen Bericht«, sagte sie nach etwa einer Minute. »Diesen hier. Sie spricht von ihrer Schwester und davon, dass der Plantagenbesitzer abends zu der Hütte kam, um ihre Schwester zu holen. Ich benutze diese Texte als Übergänge [während der Führung], denn um Sklaverei wirklich zu verstehen, müssen wir verstehen, was sie für Frauen bedeutet hat.«

Woodrichs Geschichte geht auf einer anderen Vignette an einer Tafel rechts weiter. »Ich erinnere mich, wie mein Master immer kam und meine Schwester holte, damit sie ein Bad nahm und sich die Haare kämmte, sie dann die ganze Nacht in sein Zimmer mitnahm und am nächsten Tag den Nerv hatte, vorbeizukommen und sie zu fragen, wie es ihr geht.« Wenn Frauen auf Sklavenschiffe gebracht wurden, die den Atlantik überqueren, war es üblich, dass sie von weißen Seeleuten vergewaltigt wurden.²⁴ Sexuelle Gewalt war während der Sklaverei allgegenwärtig und folgte den versklavten Frauen, wo auch immer sie hinkamen.

Die Gewalt, die Julias Mutter und Schwester angetan wurde,

ist Teil einer langen Geschichte, in der Schwarze Frauen gleichzeitig als nicht begehrenswert und als sexuelle Objekte betrachtet wurden. Das ist die Unlogik der *White Supremacy*; die braucht eben keine intellektuelle Kontinuität. Es besteht die Versuchung zu argumentieren, diese fehlende Logik würde die Betroffenen »entmenschlichen«, wobei manche Historiker eine solche Beschreibung als nicht korrekt ablehnen. Der Historiker Walter Johnson bemerkt sehr richtig, dass die »Sprache der ›Entmenschlichung‹ irreführend ist, weil die Sklaverei schließlich von den menschlichen Fähigkeiten versklavter Personen abhing. Sie hing von deren Reproduktion ab. Sie hing von deren körperlicher Arbeit ab. Und sie hing von deren Empfindungsvermögen ab. Versklavte Menschen konnte man etwas lehren: Ihre Intelligenz machte sie wertvoll. Man konnte sie manipulieren: Ihre Wünsche machten sie gefügig. Man konnte sie terrorisieren: Ihre Ängste machten sie kontrollierbar. Und man konnte sie quälen: schlagen, hungern lassen, vergewaltigen, demütigen, herabwürdigen. Letzteres wird gemeinhin als das ›unmenschlichste‹ Verhalten von Sklavenhaltern angeprangert und als das, was versklavte Menschen am stärksten ›entmenschlichte‹. Dabei verkörpern diese Maßnahmen, wie sehr diese Begriffe eben nicht ausdrücken, wobei es bei der Gewalt der Sklavenhalter ging: nämlich das Ausmaß, in dem Sklavenhalter auf Versklavte angewiesen waren, denen sie Gewalt antaten, um Zeugnis abzulegen, um Befriedigung zu erlangen, um ein lebendiges, menschliches Register der Macht von Sklavenhaltern zu sein.«²⁵

Julia Woodrichs Worte blieben mir im Gedächtnis. Wenn der Mann Julias Schwester zwang, mit ihm in sein Bett zu steigen, dann musste er sie nicht für weniger menschlich halten. Er brauchte einfach nur zu wissen, dass sie keine Macht hatte, ihn daran zu hindern. Sicherlich wehrten versklavte Frauen diese

Annäherungen im Großen wie im Kleinen oft ab. Aber sie mussten sich nicht nur gegen die körperliche Macht der Person wehren, die ihnen Gewalt antat, sondern auch gegen die des Staats, des Patriarchats, der Gesellschaft. Diese Formen von Gewalt waren nicht nur erlaubt, sondern wurden sogar gesetzlich gefördert. Es gab Gesetze, die besagten, dass fast jedes Verbrechen, das ein weißer Mensch an einem Schwarzen verübte, tatsächlich überhaupt kein Verbrechen war.* Die fehlende Logik von alledem scheint eine einfache durchgängige Wahrheit offenzulegen, die oft übersehen wird – bei Unterdrückung geht es nie um Menschlichkeit oder einen Mangel an derselben. Es geht und ging schon immer um Macht.

Ich sprach mit Yvonne über einige dieser Parallelen und sie nickte, bevor sie die Augen schloss und tief Luft holte. Ich stelle mir vor, dass sie das schon oft getan haben musste. Als sie die Augen wieder öffnete, meinte sie, sie habe bereits endlos darüber nachgedacht, dass man den Versklavten das Selbstbestimmungsrecht über ihren eigenen Körper absprach. Und dass es das Hinterhältigste war, wie diese Entrechtung nicht einmal mit dem Tod endete. Sie begann mir von der Rolle zu erzählen, die versklavte Menschen für die Naturwissenschaft und Medizin spielten. Dass der Körper einer versklavten Person – egal ob tot oder lebendig – Schauplatz von Experimenten war, die die medizinische Entwicklung insgesamt beschleunigten.

»Viele medizinische Fakultäten waren während der Sklave-

* In den berühmten Virginia Slave Codes heißt es beispielsweise: »Und wenn irgendein Sklave seinem Master oder Besitzer oder einer anderen Person gegenüber Widerstand leistet und sollte auf dessen oder deren Befehl, einen solchen Sklaven zu strafen, bei so einer Strafe getötet werden, soll das nicht als Kapitalverbrechen gelten.« (Louise A. Breen, ed., *Converging Worlds: Communities and Cultures in Colonial America, A Sourcebook* [New York: Routledge, 2013], 93.)

rei großteils auf die Leichen versklavter Menschen angewiesen. An ihnen übte man ... Die Körper Schwarzer Frauen wurden in Experimenten für den medizinischen Fortschritt, u.a. in der Gynäkologie, benutzt. In der Geschichte heißt es »von der Wiege bis zur Bahre«, aber was war nach dem Tod? Was passierte dann mit Schwarzen Menschen? Wie es aussieht, wurden ihre Körper in jedem Alter und sogar noch im Tod beständig ausgebeutet.«

In ihrem Buch *The Price for Their Pound of Flesh* schreibt die Historikerin Daina Ramey Berry, dass einige der besten medizinischen Hochschulen des Landes – Orte wie Harvard, die Universitäten von Maryland, Pennsylvania und Virginia – die Leichen versklavter Menschen kauften, oft auf dem Schwarzmarkt, um sie für die Forschung und medizinische Ausbildung zu benutzen. »Der Leichenhandel war ebenso durchorganisiert wie der transatlantische und der inländische Sklavenhandel, der Afrikanerinnen und Afrikaner in die Neue Welt brachte und Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner auf unserem Boden weiterverkaufte«, schrieb sie in einem Essay für die *New York Times*, der auf ihrer Forschung basierte.²⁶ »Doch wenn versklavte Menschen starben, wurden einige wieder verkauft und über dieselben Straßen und Wasserwege transportiert wie zu ihren Lebzeiten.« Medizinische Hochschulen benutzten normalerweise die Leichen exekutierter Straftäter oder Körper Verstorbener aus Gefängnissen und Armenhäusern, auf die niemand Anspruch erhob, was ja auch schon eine abscheuliche Praxis darstellte. Doch wenn es nicht genug Leichen für die Anatomievorlesungen gab, dann bezahlten die Hochschulen Leute, die auf Friedhöfe gingen und tote versklavte Menschen wieder ausgruben.

Yvonne berichtete weiter: »Wir müssen auch bedenken, dass Kinder, die geboren wurden, natürlich vom Plantagenbesitzer versklavt wurden, was bedeutet, dass er sein eigen Fleisch und

Blut versklavte. Und das passierte andauernd. Vielen unserer Besucher war das überhaupt nicht klar.« Laut James Roberts, einem versklavten Mann, der im Revolutionskrieg kämpfte und 1783, also einige Jahre später, an eine Plantage in Louisiana verkauft wurde, »hielt man ständig fünfzig bis sechzig Frauen zur Zucht. Kein Mann, außer weißen Männern, durfte zu ihnen. Zwanzig bis fünfundzwanzig Kinder pro Jahr wurden auf dieser Plantage gezüchtet. Sobald sie bereit für den Markt waren, nahm man sie weg und verkaufte sie. Wie Maultiere oder anderes Nutzvieh.«²⁷

Ich fragte Yvonne nach den Besuchern der Whitney und ob sie sich von anderen Leuten, die typischerweise eine Plantage besichtigen, unterscheiden würden. »Die meisten unserer Gäste kommen aus eigenem Antrieb«, sagte sie. »Es sind nicht viele, die herkommen, ohne zu wissen, was sie erwartet. Was ich damit sagen will: Keiner kommt auf die Whitney, nur um die Architektur des Herrenhauses zu bewundern. Wir haben es mit Leuten zu tun, die sich für ziemlich versiert in Geschichte halten.« Doch dann fügt sie noch einen Vorbehalt hinzu. »Allerdings kommen sie letztlich aus demselben Bildungssystem wie wir alle.«

Ich wollte von Yvonne erfahren, ob weiße Besucherinnen und Besucher den Ort anders erleben als Schwarze. Dabei war mir bewusst, dass jede Antwort darauf eine Verallgemeinerung bedeuten würde, die nicht unbedingt die Gefühle oder Erfahrungen einer ganzen demografischen Gruppe wiedergibt. Trotzdem war ich einfach neugierig.

»Die häufigste Frage [die wir von weißen Gästen gestellt bekommen]: ›Ich weiß, Sklaverei war schlimm ... das will ich gar nicht infrage stellen, aber ... gab es auch gute Sklavenbesitzer?«

Yvonne holte wieder tief Luft. Die Frustration über die Be-

harrlichkeit der Frage konnte man an ihrem Gesicht ablesen. Es war die Miene von jemandem, der professionell zu Geduld verpflichtet ist, aber persönlich erschöpft vom emotionalen Tribut, den das fordert. »Ich gebe darauf tatsächlich eine kurze, aber differenzierte Antwort«, sagte sie. »Egal, wie einzelne diese Menschen ernährten, die sich in ihrem Besitz befanden, egal, wie sie diese kleideten, egal, ob sie ihnen gegenüber jemals gewalttätig waren, sie sanktionierten immer das System ... Man kann doch auch nicht sagen: ›Hey, diese Person hat dein Kind entführt, aber es gut ernährt. Deshalb war es eine gute Person.‹ Wie absurd klingt denn das?«

Die Frage knüpft, selbst wenn das den Besuchern nicht bewusst ist, an jahrzehntelanges historisches Mainstream-Denken an. Teilweise geht dieses auf den Historiker Ulrich Bonnell Phillips von Beginn des 20. Jahrhunderts zurück. Er propagierte die Vorstellung, dass es tatsächlich viele freundliche Sklavenbesitzer gab, die ihren versklavten Arbeitskräften ein gutes Leben ermöglichten. Phillips' Annahme gründete auf der Prämisse, dass Besitzklaverei ein großteils gütiges System darstellte, um eine unterlegene afrikanische Ethnie moralisch zu erheben, zu beschützen und zu zivilisieren. In seinem Buch *American Negro Slavery* von 1918 schrieb Phillips: »Im Großen und Ganzen waren die Plantagen noch die besten bisher erfundenen Schulen zur massenhaften Ausbildung der faulen und rückständigen Menschen, die der Großteil der amerikanischen Neger darstellte.«²⁸ Wie es die Historikerin Drew Gilpin Faust beschrieb, begann sich diese weit verbreitete Interpretation erst 1956 zu ändern, als Kenneth M. Stampps Buch *The Peculiar Institution: Slavery in the Ante-Bellum South* erschien.²⁹ Stampps Geschichte ging, im Unterschied zu der vieler seiner Vorgänger, von der grundlegenden Prämisse aus, dass Schwarze und weiße Menschen gleich

waren. Das hatten weiße Historiker bis dahin nicht als gegeben angenommen.

Schwarze Gäste bringen ihre eigenen Bedenken, Fragen und Ängste mit auf die Whitney Plantation. Yvonne hat festgestellt, dass sie wünschen, Whitney würde bei der Präsentation ihrer Geschichte für weiße Besucher weiter gehen und eine unverfälschte Geschichte von Gewalt und Brutalität erzählen. Dass man den Schleier wegrißt und zeigt, was so wenige Plantagen jemals bereit waren einzugestehen. »Wenn wir nicht genug von Brutalität sprechen – wie Menschen geschlagen wurden, wie furchtbar man sie behandelte, wie jung die Mädchen vergewaltigt wurden und solche Dinge – manchmal denken Leute dann ... wir würden die Geschichte bereinigen, wenn wir sie nicht nur aus der Perspektive der Verheerung erzählen. Diese Beschwerden gab es schon früher, das ist vollkommen in Ordnung. Im Sinne von: ›Leute, ihr erzählt nicht genug davon, was wir durchgemacht haben. Ihr erzählt den Leuten dies nicht und das nicht.‹ Und ich verstehe das wirklich. Ich will damit sagen: ›Ich höre euch.‹«

Yvones Stimme klingt jetzt nach einer Mischung aus Mitgefühl und Entschlossenheit. »Als Erstes muss klar sein, wir veranstalten eine neunzigminütige Führung. Da gibt es einfach nicht genug Zeit. Aber wir können versklavte Menschen nicht nur durch die Brille dessen betrachten, was mit ihnen passiert ist ... Wir müssen darüber reden, wer sie waren, über ihre Resilienz, ihren Widerstand, über ihre Stärke, ihre Entschlossenheit und über die Tatsache, dass sie ein Vermächtnis weitergegeben haben. Vielleicht nichts Greifbares, aber sie haben Generationen Vermächtnisse hinterlassen, die in den Afroamerikanerinnen und Afroamerikanern von heute weiterleben. Wenn man ihr Menschsein nicht sieht, dann sieht man auch mich als Per-

son nicht. Ich möchte jeden dazu bringen, sie zu sehen, weil ich als Schwarze Frau weiß, worin meine Herausforderungen innerhalb der Gesellschaft bestanden. Das entstammt dieser Geschichte. Wenn es mir also nicht gelingt, dass jemand sie sieht, dann sieht derjenige auch den Menschen nicht, der direkt vor ihm steht.«



Die alten Sklavenquartiere auf Whitney waren aus Holz gebaut, das von den Zypressen stammte, die einst das Flussufer gesäumt hatten. An der Fassade des kleinen Gebäudes waren die zweihundert Jahre alten Bretter von Wind und Wetter ausgebleicht. Ein Teil davon war bis auf halbe Höhe grau-grün, wie Spuren von Tränen, die nicht übers ganze Gesicht gelaufen waren. Die Sklavenhütten standen auf kleinen Ziegelfundamenten. Drei schmucklose Holzstufen führten auf die Veranda und zu den zwei Eingängen. Der Innenraum wirkte so fragil, als könnte man mit einem falschen Schritt ein Stück Geschichte zerbrechen.

Vor dem Bürgerkrieg gab es auf der Whitney Plantation zweiundzwanzig Sklavenhütten. Die meisten davon wurden abgerissen, nur zwei blieben erhalten. In einer davon standen wir jetzt. Schmale Lichtstreifen fielen durch Löcher in den Brettern. Durch Risse im Holz blies der Wind kalt auf mein Gesicht und sogar unter meine Wollmütze. »Ich möchte unsere Besucher dazu bringen, dass sie sich darüber klar werden, wie spezielle Vorstellungen wir von Komfort und Essen haben – und dass diese hier nicht gelten«, sagte Yvonne, während wir uns in der Hütte aufhielten. »Das ist kein Zuhause. Es ist ein Bau, um Menschen unterzubringen. Klein, laut und den Elementen ausgeliefert. Alles, was draußen ist, ist auch drinnen.« Die emotio-

nale Wirkung des Baus machte ihn zu einem Ort, an dem man – egal wie viele andere um einen herum sind – sich fühlt, als wäre man die einzige Person dort.

Das Gefühl war deutlich anders als die Erfahrung, in der Hütte auf Monticello zu stehen. Die war der eindrucksvolle Nachbau eines alten Sklavenquartiers, doch es hatte etwas Einzigartiges, mit den Händen über zweihundert Jahre alte Bretter zu streichen und zu wissen, die Finger von versklavten Menschen hatten einst dieselbe Maserung gespürt. Es hatte auch etwas, den Boden knarzen zu hören und sich zu überlegen, wie er das schon unter den Füßen der Menschen getan haben musste, denen keine andere Wahl blieb, als direkt darauf zu schlafen. »So stellen wir eine Verbindung zwischen dieser Geschichte und der Gegenwart her«, erklärte Yvonne. »Denn diese Hütte, in der einst versklavte Menschen lebten, wurde von deren Nachkommen bis ins Jahr 1975 bewohnt.«

Rund um die Sklavenhütten standen Zuckerkessel, ein paar stammten original von der Plantage: große Metallschüsseln voller Regenwasser, in denen einst der Zuckerrohrsaft gekocht wurde. Die Präsentation dieser Kessel brachte die Sprache auf einen eher ganzheitlichen Aspekt des Sklavenhandels.

»Das gibt uns Einblick in die größeren wirtschaftlichen Zusammenhänge der Sklaverei und verweist auf die Tatsache, dass viel von dem hier produzierten Zucker nicht in Louisiana verblieb. Man schickte ihn zu den Kristallisationsfabriken nach Norden«, erklärte Yvonne. »Das verschafft uns Gelegenheit, über die Textilindustrie und die fortschreitende Industrialisierung zu sprechen. Und der Norden – wo bekam der Baumwolle her? Es verschafft uns Gelegenheit, über das wirtschaftliche Zusammenspiel von Banken, Versicherungsgesellschaften und Sklavenhändlern zu sprechen. All diese Dinge, all diese Heimgewerbe, die

letztlich Teil des größeren Systems der Sklaverei waren, bewirken, dass Leute, die herkommen, nicht nur auf die Plantagenbesitzer schauen. Es war die gesamte Gesellschaft, das gesamte Land. Es fällt den Menschen so leicht, nur diese Plantagenbesitzer in den Blick zu nehmen und etwas zu sagen wie: ›Diese Geschichte ist furchtbar. Das waren die Bösen.«

Yvonne schwieg kurz. »Sie *waren* zwar die Bösen, aber wie verhielt es sich mit den größeren Auswirkungen einer globalen Gesellschaft? In England gingen im 19. Jahrhundert Fabrikarbeiter zur Arbeit, und dann kam plötzlich Molasse auf den Markt.« In England beispielsweise wurde dadurch Zucker billiger und erschwinglicher – Fabrikarbeiter konnten ihn kaufen, wie Yvonne erläuterte. »Arme Menschen können sich Süßungsmittel leisten, die bisher der Elite vorbehalten waren.« Ich nickte. »Und so gehen diese Individuen zur Arbeit und können sich fortan Süßungsmittel für ihren Nachmittagstee kaufen ... und dann beginnen sie, diese zu verlangen. Da besteht ein direkter Zusammenhang zu den Menschen, die auf diesen Plantagen versklavt sind. Und so hilft das den Leuten zu verstehen, dass nicht alles so eindeutig ist. Man kann nicht einfach so sagen: ›Diese Aufseher, das waren Sadisten. Die Plantagen waren moralisch bankrott und korrupt.« Ja, das waren sie. Aber gleichzeitig erwachte in Europa der Appetit auf Zucker und Schokolade und Kaffee, und billige Textilien und all die Sachen begannen den Markt zu überschwemmen. Die Menschen konnten sich endlich am großen System von Kapitalismus und Konsum beteiligen, nur – auf wessen Kosten?«

Als Yvonne und ich auf das Herrenhaus zingingen, kam uns John Cummings in einem Golfwagen entgegen, dessen Motor in der Kälte brummte. Er trug einen breitkrepfigen Hut auf dem wei-

ßen Haar. Johns Anwesenheit unterstrich eine bemerkenswerte Tatsache auf der Whitney Plantation: Fast jeder Tourguide, den ich bis dahin gesehen hatte, war Schwarz und weiblich gewesen. Als ich Yvonne darauf hinwies, lächelte sie und nickte zustimmend. »Wir wollen, dass dies ein hauptsächlich von Afroamerikanerinnen und Afroamerikanern geführtes Museum ist.« Zwar betonte sie, dass es auch weiße Tourguides gebe, und »wir sind fest davon überzeugt, dass auch weiße Menschen dieser Tätigkeit nachgehen sollen«. Zugleich war es ihr aber ein großes Anliegen, dass ein Museum, das sich hauptsächlich den Erfahrungen Schwarzer Menschen widmet, auch vornehmlich Schwarze Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben sollte.

John, der das Anwesen gekauft und auf eigene Kosten in ein Museum verwandelt hat, ist ein weißer Mann in den Achtzigern.

Ich hatte ihn ein paar Monate vor meinem Besuch auf Whitney kennengelernt. Und zwar in seinem zweiten Zuhause, auf einer weitläufigen Farm in Middleburg, Virginia. Damals saßen wir am Tisch in seiner Küche, wo es nach Ingwer und Grüntee roch. Er krepelte die Ärmel hoch und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück – der Inbegriff von Selbstbewusstsein und Vitalität. Sein dichter weißer Bart verhüllte die untere Gesichtshälfte. Die rechteckige Brille mit dem feinen Rahmen saß ein bisschen schief und rutschte ihm langsam von der Nase, wenn er besonders lebhaft erzählte. Der für Louisiana typische Südstaatendialekt hob und senkte sich gemächlich und melodisch. Zwischen den selbstironischen Sätzen machte er lange Pausen. Er ist ein Multimillionär, der sich ständig mit der Frage beschäftigt, wie er seinen Reichtum nutzen soll. Als Weißer habe er erst im letzten Viertel seines Lebens begriffen, wie vollständig die Schwarze Bevölkerung unterdrückt wurde.

John wuchs in New Orleans auf und besuchte von der Vor-

schule bis zum College katholische Bildungseinrichtungen. An der Loyola University of New Orleans machte er seinen Abschluss in Wirtschaft und Jura. Als erfolgreicher Anwalt spezialisierte er sich auf große Sammelklagen im Schadensersatzrecht und gründete Kanzleien in New Orleans, Philadelphia und Seattle. Während er seine Firma aufbaute und vergrößerte, beschäftigte John sich mit Fällen außerhalb der Gerichtssäle. Als bekennender Liberaler engagierte er sich zusammen mit Schwarzen Aktivistinnen und Aktivisten in den Sechzigerjahren für die Wiedereröffnung des Schwimmbads im Audubon Park von New Orleans, das die Stadt geschlossen hielt, um es nicht für Menschen aller Hautfarben betreiben zu müssen.

Neben seiner Anwaltstätigkeit hat John auch eine erfolgreiche Karriere in der Immobilienbranche vorzuweisen. Er erzählte, dass 1998 eines Tages ein Freund ihn anrief und meinte, die alte Whitney Plantation stünde zum Verkauf. Diese gehörte damals dem Kunststoff- und Petrochemie-Konzern Formosa. John dachte da noch nicht an die historische Bedeutung des Orts, sondern hatte nur eine weitere potenziell profitable Immobilie vor Augen.

Die Plantage war damals in schlechtem Zustand, doch John wollte sie in Ordnung bringen und dann, ähnlich wie man es mit anderen Plantagen überall im Süden getan hatte, eine Touristenattraktion daraus machen.

Das änderte sich, als er einen Bericht erhielt, den Formosa in Auftrag gegeben hatte. Das Unternehmen hatte unabhängige Experten engagiert, die die Geschichte des Anwesens erforschen sollten, um Umweltschützer und andere Interessengruppen zu beschwichtigen, die auf den Plan getreten waren, als man vorhatte, eine siebenhundert Millionen teure und gut achthundert Hektar große Chemiefabrik am Mississippi zu errichten und

dafür Land von historischer Bedeutung zu nutzen. In einem Großteil der achtbändigen Dokumentation war zwar von Architektur und Infrastruktur die Rede, aber auch die Vergangenheit der Plantage während der Zeit des Sklavenhandels wurde thematisiert. »Ich sah mir die Inventarliste an und erfuhr von hundertundeinem Sklaven damals. Da standen ein Name, das Alter und in einer Spalte, was derjenige auf der Plantage getan hatte«, sagte John. »Für jeden war der Wert mit einem Dollarbetrag angegeben.«

Nachdem er den Bericht gelesen hatte, begann John, nach weiteren Dokumenten über die Sklaverei zu suchen. Die Inventarliste einer anderen Plantage brachte ihn letztlich dazu, aus der Whitney einen Ort zu machen, an dem man bereit wäre, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen.

»Es war nicht unsere Plantage, aber ich stieß in einer Liste auf eine neunundzwanzigjährige Frau. Ihren Namen habe ich vergessen.« Er beugte sich vor und faltete die Hände. »Ich sage das zweimal. Es gab einen Job auf der Plantage, der ›good breeder‹ hieß. Sie war also ›gut in der Fortpflanzung‹. In der Zucht. Hatte in elf Jahren neun Kinder geboren. ›Good breeder‹.« Er schüttelte den Kopf. »Es gibt nur sehr wenige Tage, die ich beginne, ohne daran zu denken. Und damals hat sich bei mir etwas verändert. Mir wurde klar, dass ich dieses Anwesen nicht besitzen und daraus eine Touristenattraktion machen konnte, wo dort ein Leben glorifiziert wird, das Menschen ausgebeutet hat. Das konnte ich nicht mehr. Ich konnte es nicht.«

Er fährt fort: »Ich schämte mich. Denn schließlich war ich diese große Nummer aus New Orleans – hielt mich für den smartesten Typen der Welt – und ich hatte *das* nicht gewusst. Also, überlegte ich, *was gedenkst du dagegen zu tun, Mann?* Ich wusste, wenn ich keine Ahnung davon hatte, dann hatten

alle mit dieser Hautfarbe, die ich kannte, auch keine Ahnung davon.« Dabei strich er mit den Fingern einer Hand über seinen Unterarm. »In unseren Lehrplänen war das nirgends vorgekommen.«

John begann, auf eigene Faust zu lernen. »Als ich anfang, die Sklaverei zu studieren, und so ungefähr tausendeinhundert Oral-History-Berichte las, dachte ich: *Früher oder später werde ich auf einen stoßen, in dem die Frau nicht vergewaltigt wurde oder der Mann nicht beinah totgeschlagen wurde oder gebrandmarkt oder ihm Finger oder ein Ohr abgeschnitten wurden, weil er versucht hatte zu fliehen.* Aber bisher ist das noch nicht passiert.« Er fügte hinzu: »Man bekommt ein gespenstisches Gefühl, weil es ja mehr oder weniger die eigenen Worte der Betroffenen sind. Da fühlst du dich, als würde jemand zu dir sprechen, der nie eine Stimme hatte ... und ganz plötzlich wird dir sehr seltsam zumute. Das ist kein Schuldgefühl. Eher ein Gefühl von ›aufgedeckter Ignoranz‹. Ich weiß nicht, wie ich es sonst erklären soll. Wenn man sich fragt: *Wie kann das passiert sein und wie konnte ich nichts darüber wissen? Wie war das möglich?*«

John hat im Laufe der fünfzehnjährigen Restaurierung mehr als zehn Millionen Dollar seines eigenen Vermögens in das Museum investiert.

Als sich herumsprach, dass er auf einer ehemaligen Plantage ein Museum baute, das sich der Sklaverei widmete, gab es skeptische Stimmen zu diesem Vorhaben und seinen Gründen dafür. Im Gespräch mit Leon A. Waters, einem Heimatforscher, und Aktivistinnen und Aktivisten aus New Orleans nannte dieser John »arrogant« und einen »Chauvinisten«; er stellte dessen Motive und seinen Ansatz auf der Whitney Plantation infrage.

John erzählte mir, es gebe Leute, die ihm vorwerfen, er würde versuchen, mit der Ausbeutung der Geschichte Schwarzen Leids

Geld zu machen. Doch diese Unterstellung weist er entschieden zurück. »Ich verdiene hier überhaupt kein Geld«, sagte er. »Ich habe zehn Millionen Dollar ausgegeben. Und Sie können das überprüfen. Schicken Sie jemanden, der die Buchhaltung überprüft. Ich werde hier für gar nichts bezahlt.« Seine Stimme wird dabei lauter. »Ich habe monatlich hunderttausend Dollar zugeschossen, nur um die Sache zum Laufen zu bringen.«

Am ersten Tag der neu eröffneten Whitney Plantation tauchten laut John nur vier Leute auf, und »davon hatten sich zwei bloß verfahren«. Er lachte bei der Erinnerung daran laut auf. »Sie hatten eigentlich eine andere Plantage gesucht, aber ich konnte sie zum Bleiben überreden und sie nahmen an der Führung teil.« Schon bald sprach es sich herum, und so hatte die Whitney am Ende des ersten Jahres etwa vierunddreißigtausend Besucher zu verzeichnen, was beträchtlich ist für eine Plantage, die eine Autostunde außerhalb von New Orleans liegt, wo es ansonsten keinen Anziehungspunkt für Touristen gibt. Die Besucherzahlen stiegen kontinuierlich. 2017 waren es achtundsechzigtausend. Als ich Ende 2018 mit John sprach, hoffte er im Laufe der kommenden Jahre die Zahl von zweihunderttausend Gästen pro Jahr zu erreichen (allerdings wurden diese Pläne ab 2020 von der Corona-Epidemie durchkreuzt).

John glaubt, dass es nicht reicht, wenn Leute im akademischen Elfenbeinturm über die Sklaverei schreiben. Er findet, die Whitney würde etwas anderes, etwas Dynamischeres bieten. »Ich habe einige der großartigsten empirischen Studien gesehen, doch sie stehen in Regalen von Bibliotheken und setzen dort Staub an. Keiner liest sie. Wir wollen die Masse erreichen, Mann. Wir wollen die Masse erreichen.«



Wolken glitten über den Himmel, als würden sie von einer unsichtbaren Hand geschoben, während Yvonne und ich zum zentralen Büro auf der Plantage zurückgingen. Yvonne meinte, sie würde mich Dr. Ibrahima Seck vorstellen wollen, von Beginn an Johns Partner beim Aufbau des Museums. Der senegalesische Historiker und Forschungsdirektor der Whitney Plantation teilt seine Zeit zwischen dem Süden Louisianas und der senegalesischen Hauptstadt Dakar. Als wir uns trafen, war er gerade aus seinem Zuhause in New Orleans auf der Plantage angekommen. Unter der Jacke trug Seck ein bis oben hin zugeknöpftes schwarz-weiß kariertes Oxfordhemd. Es steckte im Bund einer verwaschenen grauen Jeans, die über den Schuhen Falten warf. Seine glatte dunkle Haut machte es schwer, sein Alter zu schätzen. Während er sprach, bewegte Seck sich sehr besonnen – keine Geste der Hände wirkte unüberlegt. Englisch ist seine vierte Sprache, die er eloquent und fließend beherrscht. Die Konsonanten an den Satzenden scheinen noch über seinen Lippen zu schweben, bevor sie sich im nächsten Wort auflösen.

Seck ist im Nordosten Senegals geboren und aufgewachsen. In Dakar wurde er Gymnasiallehrer. Er erzählte mir, dass er während seiner Zeit als Lehrer von der United States Information Agency für die Teilnahme am International Visitor Program ausgewählt wurde. So besuchte er im Rahmen des Kulturaustauschs mehrere Bundesstaaten. »Mississippi gehörte auch dazu«, sagte Seck, und die S in »Mississippi« flossen zusammen wie die Unterströmung des Flusses, nach dem der Staat benannt ist. »Wir besuchten damals die Kleinstadt Oxford und man brachte uns zum Auftritt eines alten Delta-Blues-Sängers: James ›Son‹ Thomas. Als er anfang zu spielen, schmolz ich dahin. Ich sagte zu mir: ›An diesem Fluss – entlang des Mississippi – gibt es etwas, was erforscht werden muss.«

Als er Thomas spielen hörte, spürte Seck eine direkte Verbindung zu seinem Heimatland. »Der Delta-Blues ist unserer Musikkultur in der afrikanischen Sahara so ähnlich. Je näher man der Wüste kommt, desto häufiger begegnet man Menschen, die zum afrikanischen Banjo singen – sehr traurige Lieder. Da entdeckte ich viele Gemeinsamkeiten.«

Seck wusste, dass er erforschen wollte, wie diese Musik einen Ozean überquert und ihren Weg in diese Kleinstadt im amerikanischen Süden gefunden hatte. Ihm war klar, dass er dazu bei der Geschichte des transatlantischen Sklavenhandels beginnen musste – insbesondere beim Weg aus dem heutigen Senegal zur Mündung des Mississippi.

»Die meisten Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner wissen nicht viel über Afrika und die Afrikanerinnen und Afrikaner, und die meisten Afrikaner wissen nicht viel über Afroamerikaner. Sie kennen vielleicht die Musik. Sie wissen vielleicht etwas über die damit verknüpfte Kultur. Über die Geschichte der Sklaverei in der westlichen Hemisphäre wissen sie nicht wirklich Bescheid«, sagte er. »Also hatte ich tatsächlich das Gefühl, dass es für uns dringend nötig ist, die Diaspora besser kennenzulernen. Und daher war ich so froh, an einem Thema wie diesem zu arbeiten.«

Seck hielt Louisiana für den perfekten Ort, um zu forschen. Er sagte, der Mississippi sei »die Hauptschlagader gewesen, durch die afrikanische Kultur hier eingeführt und zu einem sehr wichtigen Teil der Definition amerikanischer Kultur und Identität wurde«.

So begann Seck am American Center Dakar Englischkurse zu belegen, während er in Vollzeit unterrichtete und gleichzeitig noch mit seiner Doktorarbeit an der Cheikh Anta Diop University in Dakar anfang. Sechs Jahre nach seiner ersten Reise nach

Mississippi bewarb er sich erfolgreich um ein Fulbright Stipendium, das ihn zurück in den amerikanischen Süden brachte. In den darauffolgenden Jahren reiste er zwischen den USA und dem Senegal hin und her. Schließlich bekam er einen Lehrauftrag an der Universität, während er seine Forschung fortsetzte. Im Jahr 2000 stellte Gwendolyn Midlo Hall, die Historikerin, die die Datenbank zur Afro-Louisianischen Geschichte und Genealogie aufgebaut hat, ihn John Cummings vor. Hall war Jahre vorher Secks Mentorin geworden, nachdem er im Senegal einen ihrer Vorträge gehört hatte.

»Schon von Anfang an spürte ich sein starkes Engagement«, sagte Seck über John Cummings. »Er ist jemand, der wirklich zuhören kann. Und wenn man ihn einmal davon überzeugt hat, dass etwas richtig und geboten ist, dann kann niemand ihn davon abhalten. Daher hatte ich auch von Beginn an den Eindruck, dass er das hier nicht wegen des Gelds tut. Vielmehr schenkt er der Allgemeinheit etwas.«

Ich fragte Seck, ob er John gegenüber jemals skeptisch war – einem weißen Multimillionär aus den Südstaaten, dessen Aktionen mehr als nur ein paar Leute in den falschen Hals kriegten, ein Mann, der ihn gebeten hatte, einen Ozean zu überqueren, um ihm beim Aufbau von etwas zu helfen, das damals noch nicht mehr als vager Einfall war.

»Nein, da machte ich mir keine Sorgen«, erwiderte Seck kopfschüttelnd. »Mag sein, dass er manchmal Dinge sagt, die manche Leute vielleicht ärgern, aber er verletzt niemanden absichtlich. So etwas ist dann nur ein Missverständnis.« Für Seck konnten keine eventuellen Bedenken den potenziellen Nutzen aufwiegen, den es bedeuten würde, Teil eines Projekts zu sein, mit dessen Hilfe man Menschen nahebringen könnte, was ihre Schulbildung größtenteils ausgeklammert hatte: diese gähnende

Lücke zum Thema Sklaverei, die er bei seiner kurzen Zeit in den USA ausgemacht hatte.

»Das Problem dieses Landes – und auch der ganzen Welt – ist ... die Fehlerziehung. Die Fehlerziehung des Geistes und verborgene Geschichte. Ich habe in den Dokumenten – in den Archiven – so viel gesehen. So viele Jahre lang bin ich in die Archive abgetaucht, habe so viel gesehen, dass ich mir sagte: »Die Leute müssen das wissen.« Natürlich haben schon andere über diese Dinge geschrieben, bevor ich eingestiegen bin. Aber ich sagte mir: »Bücher sind wirklich gut, aber wer kann ein Buch lesen? Wer hat Zugang zu Büchern?« Wir brauchen ein offenes Buch, eines unter freiem Himmel, damit die Leute herkommen und es sehen können.«

Wenn Gäste die Whitney verlassen, wünscht Seck sich, dass sie etwas gelernt haben: Nicht nur die einzelnen Punkte zwischen generationenübergreifenden Wiederholungen von Gewalt zu verbinden, sondern auch zu begreifen, dass der Import von Afrikanerinnen und Afrikanern sowohl die ökonomische wie auch die kulturelle Basis dieses Landes gelegt hat. »Man sieht, dass Kinder misshandelt wurden, Frauen missbraucht, Menschen verstümmelt und enthauptet«, sagt er im Hinblick auf die Sklaverei. »Aber ich erkläre den Besuchern immer, dass wir auch darüber hinausblicken müssen. Ja, natürlich haben diese Menschen viel gelitten. Und sie haben die Grundlage der Wirtschaft dieses Landes geschaffen. Aber gehen wir auch über das noch hinaus und erkennen wir, wie sie zur Entwicklung der Kultur beigetragen haben, die alle Amerikaner heute genießen. Und diese Kultur ist in der ganzen Welt gegenwärtig. Was die amerikanische Kultur woanders, im Ausland, so präsent macht, das hat etwas mit der Kultur zu tun, die hier auf dieser Plantage geboren wurde.«



Schließlich spazierte ich mit Yvonne zu einem Ort auf der Plantage, einer Gedenkstätte, die Field of Angels genannt wird und zu Ehren von zweitausendzweihundert versklavten Kindern angelegt wurde, die hier in der Gemeinde Saint John the Baptist zwischen 1823 und 1863 starben. Dazu wurde der Boden des kleinen Platzes gepflastert. Rundherum stehen ungefähr hüft hohe schwarze Granitplatten, auf denen die Namen der Kinder aufgelistet sind.

In der Mitte des Platzes befindet sich auf einer erhöhten Säule die Statue einer Frau, die auf ein Knie gesunken ist. Ihre Brust ist nackt und unterhalb der Schulterblätter besitzt sie ein Paar großer Flügel. Faltenreicher Stoff verhüllt ihren Körper ab der Mitte und fällt bis zu den Füßen. Ihr Haar ist zu mehreren symmetrischen dicken Braids geflochten. Der glatte Hals ist gebeugt, der Kopf gesenkt und der Blick niedergeschlagen. Sie schaut auf den leblosen Körper eines kleinen Kindes in ihren Händen.

Mein eigener Sohn war damals knapp zwei Jahre alt, und seine kleine Schwester sollte erst ein paar Monate später zur Welt kommen. Die künstlerische Darstellung dieses Kinds, das in den Händen des Engels ruht, löste etwas in mir aus, worauf ich nicht gefasst war. Ich spürte, wie das Blut meine Extremitäten verließ und auf mein Herz zuströmte. Speichel sammelte sich in meinem Mund, und ich wurde von namenloser Traurigkeit erfasst. Es gelang mir nur mit großer Willensanstrengung, das Bild meines eigenen Kindes in diesen Händen aus meinem Kopf zu vertreiben. Dann musste ich mich ermahnen zu atmen, denn offenbar hatte ich zugleich die Luft angehalten.

»Dies sind die Sterberegister, Namen, Todesdatum und wie alt sie zu dem Zeitpunkt waren«, erklärte Yvonne. »Und falls diese Information vorhanden war, steht dort auch der Name

ihrer Mutter. Die meisten Kinder starben als Kleinkinder – also sehr jung.« Sie ließ den Blick über die Namen auf den Granitplatten streifen. »Die meisten starben an Mangelernährung und Krankheit.

Wir wissen allerdings auch aus anderen Quellen, dass manchmal versklavte Frauen ihre eigenen Kinder töteten, weil sie nicht wollten, dass sie in diesem System aufwuchsen. Aber das können wir hier offiziell nicht erwähnen, da wir nicht wissen, woran diese Kinder gestorben sind. Doch das ist etwas, das wir in der Geschichte sehen: Frauen, die diese wirklich unvorstellbare Entscheidung getroffen haben, weil sie begriffen, wie es für diese sein würde, vor allem wenn sie kleine Töchter hatten.«



Nach meinem Besuch auf dem Field of Angels ging ich zu einer der Sklavenhütten zurück. Ich stellte mich auf die Veranda und überblickte, so weit mein Auge reichte, die unebene Topografie der riesigen Plantage. Der Himmel hatte die Farbe von Kupfer angenommen. Inzwischen waren mehr Leute eingetroffen und auf der Plantage wimmelte es an diesem zunehmend frischen Spätnachmittag vor lauter Aktivität.

Links von mir stand das Herrenhaus, eingerahmt von einer Reihe Eichen, deren Äste sich wie ungleichmäßige Halbmonde bogen und in deren Zweigen Windklangspiele bimmelten. Das Laub hatte sich bereits verfärbt und eingerollt. Wie eine dünne Decke aus braunen Blättern lag es auf dem gepflasterten Weg. An dessen Ende stand verlockend in seiner Dekadenz das Herrenhaus. An der weißen Fassade war ein Dutzend Türen und Fenster geöffnet. Der Wind ließ einige Fensterläden klappern.

Hinter mir befand sich ein Denkmal aus weißen Steinmauern, auf denen schwarze Platten mit den Namen von hundert-

tausend in Louisiana versklavten Menschen angebracht waren. Es ähnelte der Wall of Honor, die ich vorher gesehen hatte, war aber viel größer, mit deutlich mehr Namen. Die Wände dieses Memorials erinnerten an im Boden verankerte Schatten, ein Labyrinth aus verlorenen Stimmen, die in dunklen Stein gemeißelt waren. Es war erschütternd, sich die schiere Menge dieser Menschen vorzustellen und zu bedenken, was diese Zahl in Bezug auf mein eigenes Leben bedeutete. Ich dachte an all die Nachfahren dieser Namen und die Geschlechter Schwarzer Menschen in Louisiana, die von ihnen abstammten. Dass nach Generationen Abkömmlinge der hier Genannten wahrscheinlich Leute waren, die mir auf der Straße begegneten, Leute, mit denen ich zur Schule gegangen war, Leute, die neben mir im selben Laden ihre Lebensmittel einkauften. Vielleicht waren darunter sogar Angehörige meiner eigenen Familie. Eine Ahnenreihe, eine Lineage, ist ein Rauchfaden, der zum Himmel steigt und von dem wir nicht immer wissen, woher er kommt. Manchmal können wir ihn nicht einmal vom Himmel unterscheiden.

Vor mir lief eine Besuchergruppe vorbei, die von einer Schwarzen Frau geführt wurde. Yvonne hatte mir erzählt, dass sie Nachfahrin von jemandem sei, der hier einst versklavt war. Die Gäste hörten ihr aufmerksam zu und nickten, während sie ihnen viel von dem erzählte, was Yvonne mir mitgeteilt hatte. Ich holte ein Stück Papier aus meiner Tasche. »Ein offenes Buch unter freiem Himmel.« Diese Formulierung hatte ich mir zuvor in mein Notizbuch geschrieben, als Seck sie in Bezug auf die Whitney Plantation verwendete. Danach hatte ich die Seite herausgerissen und zusammengefaltet in meine Tasche gesteckt. Jetzt hielt ich das Stück Papier in der Hand und strich mit den Fingern über den unregelmäßigen Rand. Von der Körperwärme

und vom Falten war die Tinte ein bisschen verwischt. Ich betrachtete die verschwommenen Wörter.

Die Whitney Plantation ist eine Art Labor für historische Ambitionen, ein Experiment, um erneut zu dokumentieren, was schon vor langer Zeit dokumentiert wurde. Wie ein Hammer, mit dem man versucht, vier Jahrhunderte krummer Nägel wieder gerade zu kriegen. Es ist ein Ort, der die Frage stellt: *Wie erzählt man eine Geschichte, die schon so lange falsch erzählt wurde?* Für manche ist es ein Ort, der seinem Anspruch nicht voll gerecht wird, eine zusammengewürfelte Auswahl von Exponaten, der es nicht gelingt, eine zusammenhängende Geschichte zu erzählen. Für andere ist es ein wenn auch unperfektes, so doch notwendiges Korrektiv einer Geschichte, die so lange Zeit falsch dargestellt oder ignoriert wurde. Ein Ort, der weit mehr nützt, als er schadet. Für beide Standpunkte diente die Plantage als Katalysator einer Diskussion darüber, wie Plantagen die Wahrheit über die Sklaverei präsentieren sollen. Nämlich auf eine Weise, wie das nur wenige andere Orte tun.

Ich stieg von der knarrenden Veranda der Sklavenhütte herunter, drehte mich um und schaute in Richtung des Denkmals für den Sklavenaufstand von 1811, das sich am Rand der Plantage befindet. Wieder musste ich daran denken, dass ich in Louisiana aufgewachsen bin und im Unterricht nie erfahren habe, dass die größte Sklavenrevolte in der Geschichte Amerikas nur ein paar Meilen von meiner Heimatstadt entfernt stattgefunden hatte. Niemand hat mir beigebracht, dass der Verkauf Louisianas eine direkte Folge der Haitianischen Revolution und dieser Aufstand wiederum die Basis für alle nachfolgenden Sklavenrevolten war.

Gute vierzig Meter von den Sklavenhütten entfernt befindet sich eine große Glocke, deren gusseiserner Zylinder am Rand

leicht nach oben gebogen ist. Die vielen Jahre, in denen die Glocke den Elementen ausgesetzt war, haben ihre Farbe verwittern lassen. Historisch betrachtet erfüllte eine Glocke auf einer Plantage zwei Funktionen. Zum einen signalisierte sie, dass es bei Tagesanbruch Zeit war, aufs Feld zu gehen, und am Tagesende, von dort zurückzukehren. Sie wurde aber auch geläutet, um die Menschen zusammenzurufen, oft bevor jemand bestraft wurde, sozusagen als hörbares Signal für den Schrecken, den Sklavenhalter verbreiteten. Auf der Whitney Plantation hat die Glocke inzwischen einen anderen Zweck, sie wurde umgewidmet. Wenn Gäste die verschiedenen Bereiche der Plantage besuchen, sind sie eingeladen, die Glocke zu Ehren derjenigen zu läuten, die hier gelebt haben und im Kampf um Freiheit gestorben sind. Ich zog an dem Seil. Der Klöppel aus Metall schwang im Inneren der Glocke und sein Schlag dröhnte wie ein schweres Herz.

»Ich kann nicht ändern, was hier geschehen ist«

Angola Prison

Meine Erinnerungen an Reisen von New Orleans die I-10 West hinauf sind Erinnerungen an Fahrten zu Pfadfinderlagern, Fußballturnieren oder um Verwandte in Nachbarstaaten zu besuchen. Für andere signalisiert diese spezielle Strecke auf dem Highway eine ganz andere Art von Reise, nämlich zum Louisiana State Penitentiary, dem Gefängnis des Bundesstaats. Ich sah, wie die Hochhäuser der Stadt in lange Flächen aus Sumpf und Marschland übergingen, wie aus dem Marschland grüne Wiesen wurden und diese wiederum Amberbäumen mit gelbem Herbstlaub Platz machten.

Auf der Busfahrt zu dem Gefängnis, das viele einfach Angola nennen, saß ich neben Norris Henderson, den ich seit Jahren durch seine politische Arbeit in Sachen Wahlrecht kenne. Norris war fast dreißig Jahre lang im Angola eingesperrt. Für ein Verbrechen, von dem er nach wie vor behauptet, es nicht begangen zu haben. Sein Kopf ist glatt rasiert und er trägt einen dünnen grau-schwarzen Schnurrbart. 1953 geboren, erinnert er mich an einen Lieblings-Footballtrainer aus meiner Kindheit. Er begeg-

net jedem Menschen mit dieser besonderen Herzlichkeit. Das ist typisch für Leute, die an Orten wie New Orleans aufgewachsen sind, wo man nicht nur durch Blutsverwandtschaft zur Familie gehört, sondern auch wenn man Teil derselben Community ist, einen Traditionen und Kultur verbinden.

Norris erzählte mir, dass er seit seiner Entlassung im Jahr 2003 schon mehr als hundert Mal diese Fahrt zum Angola unternommen hat. »Seit fünfzehn Jahren bin ich wieder zu Hause«, sagte er und lehnte sich auf seinem Sitz zurück. »Und ich wage zu behaupten, dass ich seither einmal im Monat im Angola war.«

Manchmal unternimmt Norris die Fahrten in Kombination mit einer Besichtigung der Whitney Plantation, die zwei Autostunden südöstlich des Gefängnisses liegt, und die Verbindung zwischen den beiden Institutionen und ihrer jeweiligen Geschichte herzustellen. »Wenn wir die Masseninhaftierung beenden wollen, müssen wir erst einmal die Geschichte kopieren, woher die kommt, wie es sein kann, dass sie immer noch existiert, und wie sie konkret aussieht.« Seine Stimme hat das Timbre eines alten Bluesängers, sein Akzent ist mit dem für New Orleans typischen Singsang gewürzt. Vokale in Worten wie »point« und »joint« scheinen sich auf seiner Zunge in nichts aufzulösen und werden durch ein weiches »R« ersetzt, das seine Sprache wie Jazz klingen lässt. Wörter wie »corner« scheinen noch eine Runde in seinem Mund zu drehen, bevor sie ihm über die Lippen kommen.

Norris ist kein offizieller Tourguide des Angola Prison, aber nach siebenundzwanzig Jahren, die er dort verbracht hat, ist er mit den Gegebenheiten sehr vertraut. Seit seiner Entlassung setzt Norris sich unermüdlich für eine Strafrechtsreform in Louisiana und im ganzen Land ein. Nur ein paar Wochen vor unserem Besuch führte er erfolgreich ein Bündnis aus Häftlin-

gen, ehemaligen Häftlingen und deren Unterstützern an, um durch ein Volksbegehren die in Louisiana übliche Praxis zu beenden, wonach nicht einstimmige Geschworenenurteile umgesetzt werden. Bis zu diesem Zeitpunkt war Louisiana einer von nur zwei Bundesstaaten im ganzen Land – Oregon war der andere –, in denen jemand für eine schwere Straftat verurteilt werden konnte, auch wenn die Geschworenen nicht zu einer einstimmigen Entscheidung gekommen waren.

In seinem Buch *Jim Crow's Last Stand: Nonunanimous Criminal Jury Verdicts in Louisiana* beschreibt der Historiker Thomas Aiello, dass die Begründung für eine solche Methode nicht ganz harmlos in der jeweiligen Verfassung des Bundesstaats zu suchen ist, sondern auf historischem Rassismus basiert. Die Methode hat ihren Ursprung in der *White Supremacy* der Zeit nach dem Bürgerkrieg. Sie war dazu gedacht, Schwarze Menschen für das System der Leiharbeit Strafgefangener zu beschaffen, das teilweise die Arbeitskräfte ersetzte, die infolge der Sklavenbefreiung verloren gegangen waren. Diese Politik hatte außerdem zur Folge, dass die politische und gerichtliche Macht Schwarzer Menschen in Louisiana im Keim erstickt wurde.

Als die Vereinigten Staaten 1803 Louisiana als Territorium kauften, waren die Geschworenen dort zur Einstimmigkeit verpflichtet. Doch nach dem Bürgerkrieg setzten weiße Demokraten überall im Süden alles daran, die Rechte der eben befreiten Sklavinnen und Sklaven zu untergraben, indem sie ein neues Kontrollsystem installierten: die Leiharbeit Strafgefangener. Der 13. Verfassungszusatz verbot unfreiwillige Leibeigenschaft, »außer als Strafe für ein Verbrechen, für das der Beklagte ordnungsgemäß verurteilt wurde«. Das System der Leiharbeit Strafgefangener ließ zu, dass Schwarze Menschen jahrelang für fadenscheinige Anklagepunkte eingesperrt und an Unterneh-

men »vermietet« wurden. Die Menschen und Institutionen, deren Geschäfte auf der Arbeit von versklavten Menschen gründeten, erfuhren in den Jahren nach der Sklavenbefreiung eine Art Vakuum. Doch dank der Leiharbeit Strafgefangener konnte man fortan Schwarze Häftlinge legal zwingen, als Arbeitskräfte für Eisenbahnen, Plantagen und andere Unternehmen zur Verfügung zu stehen.

Viele Südstaaten verabschiedeten sogenannte Pig Laws, Schweinegesetze – im Jahr 1876 legte beispielsweise der Bundesstaat Mississippi fest, dass der Diebstahl von jeglichem Besitz im Wert von mehr als zehn Dollar oder von Nutztieren im Wert von mindestens einem Dollar als »schwerer Diebstahl« gelten sollte, der mit bis zu fünf Jahren Gefängnis bestraft werden konnte. »Die Südstaaten manipulierten permanent die Gesetze, um die Zahl der Verurteilten in die Höhe zu treiben«, sagte Aiello.¹ »Schweinegesetze erzeugten mehr Verurteilte, und diese waren zum überwältigenden Teil Schwarz und wurden in überwältigender Zahl verliehen.«

Die Bedingungen für die vermieteten Strafgefangenen waren oft ebenso grausam wie alles, was es schon während der Sklaverei gegeben hatte. Das ging sogar so weit, dass im Jahr 1884 C. Harrison Parker in seiner Funktion als Herausgeber des *Daily Picayune* in New Orleans schrieb, es wäre »menschlicher, alle Gefangenen, die zu mehr als sechs Jahren verurteilt wurden, mit dem Tode zu bestrafen«.² Denn ein durchschnittlicher Häftling, der zur Leiharbeit verurteilt wurde, würde ohnehin nicht mehr als sechs Jahre davon überleben. Ein Mann erklärte 1883 auf der National Conference of Charities and Correction: »Vor dem Krieg besaßen wir Neger. Hatte ein Mann einen guten Neger, konnte er sich leisten, ihn zu versorgen: wenn der krank wurde, holte er einen Arzt. Vielleicht ließ er sogar Goldfüllungen in

dessen Zähne tun. Aber diese Häftlinge: die gehören uns nicht. Stirbt einer, besorgst du dir den nächsten.«³

Um dafür zu sorgen, dass es mehr Verurteilte und damit mehr Arbeitskräfte gab, wurden in Louisiana 1880 die Gesetze dahin gehend geändert, dass Einstimmigkeit fortan keine Bedingung mehr für Geschworenenjurys war. Auf diese Weise konnten Gerichte ein paar Schwarze Menschen als Geschworene zulassen – um deren neuen Rechten als Befreite zu entsprechen. Doch indem nur noch neun von zwölf Geschworenenstimmen für eine Verurteilung nötig waren, untergrub man damit de facto jeglichen politischen Einfluss Schwarzer Menschen oder derjenigen, die mit ihnen sympathisierten. Die Leute, die für diese Änderung verantwortlich waren, verschleierten ihre Gründe nicht. Den Zweck der Versammlung von 1898, bei der das neue Gesetz offiziell Bestandteil der Verfassung von Louisiana wurde, fasste der Vorsitzende des Justizausschusses der Versammlung mit den Worten zusammen: »um die Vorherrschaft der weißen Rasse zu etablieren«.⁴ Ein nicht einstimmiges Geschworenenurteil würde es stets leichter machen, Menschen zu verurteilen – und diese Verurteilungen waren ein entscheidender Bestandteil des Systems des Gefangenenerleihs in Louisiana. Trotz seiner Geschichte hatte das Gesetz gemäß einer Entscheidung des Obersten Gerichtshofs von 1972 Bestand und wurde 1973 nur leicht abgeändert. Fortan waren statt neun von zwölf zehn von zwölf Geschworenen für eine Verurteilung nötig.

The Advocate, eine Zeitung aus Baton Rouge, fand heraus, dass bei knapp tausend Verurteilungen wegen Schwerverbrechen in den Jahren von 2011 bis 2016 vierzig Prozent der Urteile von zwölfköpfigen Jurys mit jeweils einem oder zwei Geschworenen gefällt wurden, die dem Urteil nicht zustimmten. Außerdem stellte sich heraus, dass in all diesen Fällen Schwarze

Angeklagte mit einer um dreißig Prozent höheren Wahrscheinlichkeit schuldig gesprochen wurden als weiße.⁵ Das Innocence Project New Orleans, eine Organisation zur Freilassung fälschlicherweise Verurteilter, kam zu dem Schluss, dass in den letzten dreißig Jahren diese sogenannten Splitjurys in mehr als 45 Prozent solcher Fälle in Louisiana eine Rolle spielten, bei denen ein nicht einstimmiges Urteil vorlag.⁶

Norris meinte, seiner Ansicht nach wurden etwa 35 Prozent der Insassen des Angola Prison von Splitjurys verurteilt. Dann wies er mich noch auf einen Punkt hin, den ich bisher nicht bedacht hatte. Im gesamten Bundesstaat würden nicht einstimmige Jurys schon lange von Staatsanwälten als Druckmittel benutzt, um Angeklagte zu Deals zu bringen. Wenn ein Staatsanwalt, so sagte er, in einen Raum kommen und jemandem erzählen kann: »Hör zu, ich muss nur zehn von zwölf dieser Geschworenen umdrehen; es müssen mir nicht mal alle glauben«, dann erzeugt das bei einem Angeklagten eine solche Furcht, dass seine Chancen, vor Gericht freigesprochen zu werden, unglaublich klein sind. »Eine Menge Leute haben sich daher vielleicht [noch vor Prozessbeginn] schuldig bekannt, um am Ende kein Urteil zehn zu zwei oder elf zu eins zu bekommen«, erklärte Norris. Daher sind das wahre Ausmaß und die Kosten dieses Gesetzes unmöglich abzuschätzen.*

Der Bus bog langsam auf den Highway 66 ab, die Straße, die als einzige Zufahrt zum Gefängnis fungiert. Die Einfahrt des Angola hätte auch ein Autohof an einem Highway sein kön-

* Im April 2020 entschied der oberste Gerichtshof der USA, dass nicht einstimmige Urteile im Fall schwerer Verbrechen gegen die Verfassung verstoßen. Allerdings gilt diese Rechtsprechung nur für nach 2018 begangene Straftaten.

nen. Es gab eine große, weiße Überdachung mit einer kleinen Kabine darunter, wie man sie von Mautstellen an Autobahnen kennt. Von beiden Seiten passierten Autos diese Stelle. In der Mitte der Überdachung befand sich ein schwarzes Schild mit roten Großbuchstaben: LOUISIANA STATE PENITENTIARY. Bevor wir hineinfuhren, gab es rechts das Angola Museum des Louisiana State Penitentiary: ein kleines weißes Gebäude mit einer langen Veranda vor der gesamten Stirnseite des Anwesens. Hier sollte unsere Besichtigung beginnen. Wir bekamen Zeit, das Museum auf eigene Faust zu erkunden, bevor wir zur vereinbarten Zeit draußen im Bus unseren Tourguide treffen sollten.

Ich spürte die kühle Luft auf meiner Haut. Obwohl schon November war, schwirrten noch Mücken über der weichen, nassen Erde. Ich staunte über den trostlosen Eindruck der Gegend. Sie sah so unbelebt aus. Der Himmel war grau und von unendlich vielen, scheinbar reglosen Wolken bedeckt, durch die nur hier und da eine Handvoll dünner Sonnenstrahlen fiel. Das ungemähte Gras vor dem Museum zitterte in der schwachen Brise.

Das Erste, was mir im Museum auffiel, war die Wand hinter dem Tresen der Kasse. Dort hing ein etwa sechs Meter breites Foto, das mich wie angewurzelt stehen bleiben ließ. Unter den Worten LOUISIANA STATE PENITENTIARY waren zwei Dutzend Schwarze Männer zu sehen, die zur Feldarbeit aufbrachen, jeder mit einer langen schwarzen Hacke auf der Schulter. Alle trugen irgendwelche grauen Sweatshirts oder weiße T-Shirts, sodass man die Körper fast nicht voneinander unterscheiden konnte. Ganz rechts war eine weiße Frau zu Pferd zu sehen. Ihr langer, blonder Zopf fiel unter einer schwarzen Kappe bis auf ihren Rücken. Die Sonne strahlte, was sogar auf

der Schwarz-Weiß-Aufnahme zu erkennen war, eben erst über Baumspitzen in der Ferne, womit klar war, dass diese Männer gerade ihren Tag begannen. Die Prozession Schwarzer Haut mit schwarzen Hacken Richtung Felder löschte die Identität jedes Einzelnen. Auf diesem Bild waren keine Individuen zu erkennen, sondern nur eine homogene, austauschbare Masse.

Ich wandte mich ab, blickte dann aber noch mehrmals zurück, um mich zu versichern, dass ich richtig gesehen hatte. Das Foto schien erst kürzlich aufgenommen worden zu sein: Es war kein Überbleibsel aus der Vergangenheit. Tatsächlich trieb hier eine weiße Person zu Pferd eine Gruppe offenbar ausschließlich Schwarzer Männer zur Zwangsarbeit auf ein Feld. Zur beunruhigenden Eigenart und Platzierung des Bildes kam noch die Tatsache, dass es seine Betrachter in einem Souvenirshop willkommen hieß, der randvoll mit einer riesigen Auswahl an Artikeln mit dem Markennamen Angola gefüllt war.

In dem relativ kleinen Raum stieß ich auf diverse T-Shirts mit Werbung für das Angola Prison Rodeo. Dieses Event findet zweimal jährlich statt, an jedem Sonntag im Oktober sowie an einem Wochenende im April. Es gab auch Caps mit der schlichten Aufschrift ANGOLA STATE PEN und stapelweise Aschenbecher aus Nummernschildern. (Jedes Nummernschild im Bundesstaat Louisiana wird im Angola hergestellt.) Ich musste an die grausame Ironie denken, die es bedeutet, wenn Menschen, die in ihrem eigenen Bewegungsradius so eingeschränkt sind, etwas produzieren, das so vielen anderen Mobilität ermöglicht. Man konnte Shotgläser, Sonnenbrillen und T-Shirts mit dem Namen des Gefängnisses darauf kaufen. Was mir in dem Laden jedoch am meisten auffiel, stand auf einem Regal am anderen Ende des Raums: ein weißer Kaffeebecher mit der Silhouette eines Wachmanns auf einem Turm, umgeben von Stacheldraht. Über

der Abbildung stand ANGOLA und darunter A GATED COMMUNITY.

Ich sah mich noch einmal in dem Laden um und fragte mich, für wen er wohl gedacht war. Wer betrachtete das größte Hochsicherheitsgefängnis des Landes als eine Art Touristenattraktion?

Nachdem ich den Souvenirshop verlassen hatte, stieß ich im Museum auf eine Tafel, die das Ziel des Angola Museum erläuterte: »Die Vergangenheit des Angola festhalten und die Besucher über die Rolle der weitläufigen Gefängnisfarm in der Geschichte unseres Bundesstaats unterrichten«. Während ich das Museum Raum für Raum durchschritt, wurde mir bewusst, dass die Institution ausschließlich daran interessiert war, eine Geschichte zu erhalten, die klare, unsinnige Grenzen zwischen »Kriminellen« und ihren Bewachern zog.

Schließlich kam ich in einen Raum, der dem Angola Prison Rodeo gewidmet war. Es gab lauter Plakate und Fotos vergangener Rodeos und sogar eine Schaufensterpuppe mit schwarzem Cowboyhut und großen blauen Chaps. Die nach eigenen Angaben »Wildeste Show des Südens« bringt alljährlich Zehntausende Besucher ins Angola. In seinem Buch *Slaves of the State: Black Incarceration from the Chain Gang to the Penitentiary* beschreibt der Wissenschaftler Dennis Childs den Ablauf des Rodeos:⁷

Beim ersten Event stellt ein Clown einen Kartentisch in die Mitte der sechstausend Menschen fassenden Rodeoarena. Rundherum sitzen vier Gefangene und tun so, als würden sie Karten spielen. Ein bescheidener Geldpreis geht an den Mann, der am längsten sitzen bleibt, während ein Bulle versucht, die vier aufzuspießen. Beim zweiten Wettbewerb versuchen eine große Zahl Männer in gestreifter Häftlings-

kleidung, einen Pokerchip zu ergattern, der zwischen den Hörnern eines Bullen befestigt ist. Dabei werden Gefangene regelmäßig von den etwa 900 Kilo schweren Tieren mehr als sechs Meter in die Luft geschleudert. Routinemäßig kommt es bei diesem Spektakel zu Knochenbrüchen, tiefen Fleischwunden und Gehirnerschütterungen. Ein Gefangener starb bekanntermaßen bei der Teilnahme an einem der Wettbewerbe an einem Herzinfarkt.

An der gegenüberliegenden Wand stand eine Glasvitrine mit Fotos und Memorabilia mehrerer Filme, die im Angola schon gedreht wurden. In einem weiteren Raum wurden in einem Glaskasten mit der Aufschrift INMATE WEAPONS Dutzende selbst gemachte Dinge wie Stichwaffen aus Plastikzahnbürsten, Messer aus Teilen einer Schreibmaschine und eingeschmuggelte Pistolen ausgestellt.

In wieder einem anderen Raum hingen an einer Wand Fotografien der Direktoren des Angola, angefangen im Jahr 1916. Da blickten die Gesichter von fünfzehn weißen Männern auf einen herab.* An anderer Stelle gab es eine Wand mit Bildern der Männer, die versucht hatten zu fliehen und geschnappt wurden. Außerdem waren die Fotos von Wachleuten ausgestellt, die von Gefangenen im Angola getötet worden waren. In jedem Raum fing ich den Blick von Samora auf, einem Musiker und Komponisten aus Oakland, Kalifornien, der ebenfalls an der Tour teilnahm. Seine wilde schwarze Mähne war unter einem orangefarbenen Beanie verborgen. Jedes Mal wenn wir

* Nur ein einziges Mal wurde das Angola von einem Schwarzen geleitet: Larry Smith war zwischen 1989 und 1990 für weniger als ein Jahr übergangsmäßiger Direktor. Von ihm hängt kein Foto an der Wand.

uns ansahen, runzelte einer von uns die Stirn zum Zeichen der stummen, aber eindeutigen Übereinkunft, dass hier irgendetwas nicht stimmte.

So setzten wir unsere Besichtigung des Museums fort. In einem Raum stand der Nachbau einer Zelle, die man betreten konnte. In diesem Kontext, so nah am Souvenirshop, fragte ich mich, ob diese Zelle irgendwas anderes war als ein Fotomotiv für jemanden, der in seinem neuen Angola-Sweatshirt durch die Gitterstäbe grinste? Würden die Leute darin mit einem Kaffeebecher in der einen und einem Shotglas in der anderen Hand posieren? In einem weiteren lagen eine große Eisenkugel und eine Kette am Boden, deren rostige Glieder sich über den Boden schlängelten. Die Kugel wog laut Beschriftung etwa fünfzig Pfund, also gute zwanzig Kilo, und als ich versuchte, sie hochzuheben, verlor ich beinahe das Gleichgewicht. Auf der Infotafel stand, dass so etwas »in früheren Zeiten für Problemgefangene üblich war«. Ich las den Text ein zweites Mal und flüsterte »Problemgefangene«, um das Unbehagen über diesen Euphemismus zu spüren, indem ich das Wort selbst aussprach.

Fast unablässig wurde im Großteil des Museums Gewalt dargestellt. Und doch schienen die Kuratoren paradoxerweise bemüht gewesen zu sein, diese Gewalt mit einem Narrativ von Fortschritt zu verbinden. Wie um zu zeigen, wie schlimm das Gefängnis früher war, und geradezu aufdringlich zu verkünden, wie unglaublich sicher es jetzt war. In der Broschüre heißt es: »Einst berüchtigt als das ›blutigste Gefängnis Amerikas‹, hat das Louisiana State Penitentiary Angola sich zu einem der progressivsten und bestgeführten Gefängnisse des Landes entwickelt.«⁸ Als letzten Punkt auf dem Zeitstrahl im Museum wird die gelobte Veränderung näher ausgeführt: »1995–2016 Burl Cain wird Gefängnisdirektor und beginnt massive Erweiterung der Pro-

gramme für Bildung und moralische Rehabilitation; Gewalt innerhalb des Gefängnisses geht dramatisch zurück.«

Später sprach ich mit Samora und hoffte, dass die Blicke, die wir gewechselt hatten, tatsächlich das gleiche Entsetzen widerspiegelten. Er meinte: »Das kam alles so rüber wie: ›Was ist das Sensationellste, über das wir berichten können?‹ Und das ist schon irgendwie ironisch, wenn man bedenkt, dass das Sensationellste und Realste, worüber man berichten könnte ... die Tatsache ist, dass das eine Plantage war und all diese furchtbaren Sachen hier passiert sind. Aber das war das Einzige, das nicht vorkam. Stattdessen war die Rede von Sachen wie, wer war der berüchtigtste Insasse, und sie zeigten all die verrückten Waffen, die die Leute benutzen wollten ... Also kann man sagen, sie versuchten eindeutig die Sachen zu bieten, die die Leute attraktiv finden würden. Aber sie waren sich einig, die Tatsache zu vermeiden, die im Mittelpunkt von all dem steht.«

Die Gruppe verließ das Museum sowie den dazugehörigen Souvenirshop und stieg wieder in den Bus, um die Besichtigung auf dem Gefängnisgelände zu beginnen. Nachdem alle sich gesetzt hatten, stellte Norris uns unseren offiziellen Tourguide für den Tag vor – einen Stellvertreter des Gefängnisdirektors, den ich hier Roger nennen möchte. Roger war ein großer weißer Mann mit ruhiger Ausstrahlung und dunklen, eng beieinanderstehenden Augen. Er lächelte uns alle im Bus an und zog seine Jacke zurecht, während er darauf wartete, dass die Gespräche verstummten.

Roger begann, indem er uns zunächst von der indigenen Bevölkerung erzählte, die vor Jahrhunderten diese Gegend als erste bewohnt hatte. Es war ermutigend zu hören, dass er mit der Geschichte des Landes anfang. Er erklärte, dass die indigenen Ame-

rikaner französischen Forschern beigebracht hatten, wie man auf dem Fluss leichter nach Norden kam. »So verrieten die Tunica den französischen Entdeckern, dass, wenn man mit einem Kanu nach Norden paddelt und dann den Weg durch diesen Bayou nimmt, man sich ungefähr vierzig Seemeilen Richtung Norden spart, was eine wirklich riesengroße Sache war«, sagte er. »Das sind einige der vergessenen Fakten über die Entdeckungen am Unterlauf des Mississippi.« Und er fuhr fort: »Kommen wir zur Gefängnisphase im Jahr 1869. Damals erhielt Samuel James die Genehmigung vom Bundesstaat Louisiana, dessen Gefangene unterzubringen. So kaufte er im Jahr 1880 achtzehntausend Morgen Land, auf denen auch wir uns gerade befinden.« James brachte einige der Staatsgefangenen nach Angola, verlieh aber viele als Arbeitskräfte für den Damm- und Eisenbahnbau. »Und die Lebensbedingungen waren fürchterlich. Etwa zehn Prozent dieser Leute überlebten unter Samuel James' Aufsicht nicht. Er selbst starb 1894 hier auf Angola, und zwar als einer der reichsten Männer des Landes. Diesen Reichtum hatte er ausschließlich durch die Arbeit der Sträflinge erwirtschaftet. 1901 übernahm der Staat die Kontrolle über das Gefängnis, und seit 1901 wird es von Louisiana geführt.«

Mein anfänglicher Optimismus begann zu schwinden, während Roger weitersprach. Er erzählte, was für »ein schreckliches Gefängnis« das hier gewesen war, kam aber rasch auf die positiven Dinge zu sprechen, die von Gefängnisseite unternommen würden, um das Leben der hier Gefangengehaltenen besser zu machen. Unter anderem anerkannte Collegenkurse und Abschlüsse am New Orleans Baptist Theological Seminary. Es war zwar ermutigend, von den Fortschritten des Gefängnisses zu hören, doch die Zeitachse, die Roger lieferte, war bestenfalls verkürzt, wenn nicht sogar absichtlich irreführend. Denn

von den indigenen Stämmen und den französischen Entdeckern des 17. und frühen 18. Jahrhunderts sprang er direkt ins Amerika nach dem Bürgerkrieg. Somit ließ er die Phase, als Angola eine Plantage war, auf der versklavte Schwarze Menschen arbeiteten, komplett aus. Den Verleih von Strafgefangenen erwähnte er, allerdings ohne zu erklären, dass es sich explizit um ein Mittel zur ökonomischen und ethnischen Unterdrückung gehandelt hatte. Ohne zu sagen, dass in diesem System Männer verhungerten, geschlagen und in ehemaligen Sklavenquartieren untergebracht wurden. Er vergaß auch zu erwähnen, dass das Land, auf dem Angola errichtet wurde, einst die Plantage von Isaac Franklin war, dessen Unternehmen, Franklin and Armfield, sich zu einer der größten Sklavenhandelsfirmen der USA entwickelte. Die Plantage produzierte dreitausendeinhundert Ballen Baumwolle pro Jahr, also mehr als die meisten anderen Plantagen des Südens ernteten.⁹ Er vergaß auch zu erwähnen, dass Samuel Lawrence James, der Franklins Witwe die Plantage abgekauft hatte, in der Armee der Konföderierten ein Major gewesen war. James verständigte sich mit dem Staat auf einen einundzwanzigjährigen Vertrag und erkaufte damit den Zugriff auf alle Gefangenen und durfte den gesamten durch sie erwirtschafteten Profit behalten. In der Folge vermietete James die Sträflinge an Arbeitslager, wo – wie Roger es uns erklärt hatte – unter fürchterlichen Bedingungen an Dämmen und Bahnstrecken gearbeitet wurde. Die Wahrscheinlichkeit zu sterben war für einen Gefangenen, den James vermietete, größer als für einen Versklavten.



Als wir uns dem Gebäude näherten, wo Hinrichtungen stattgefunden hatten, wurde mir die Brust eng und mein Mund ganz trocken. Der Raum direkt neben der Hinrichtungskammer war

unspektakulär. In der Mitte standen zwei zusammengeschobene Holztische mit sauber polierten Platten, in denen sich das flackernde Licht der Deckenlampen spiegelte. Um die Tische standen zehn einfache schwarze Bürostühle ohne Armlehnen. Sie waren verschieden hoch eingestellt und zum Teil leicht gekippt, als würde jemand darauf sitzen. Vor der hinteren Wand gab es zwei große Zimmerpflanzen mit üppig grünen Blättern. Die Wände waren beige mit weißem Abschluss und der Boden ordentlich mit Quadraten aus Linoleum belegt. Man hörte das sanfte Brummen der Klimaanlage. Hätte da nicht jeweils ein großes Wappen des Louisiana Department of Corrections auf den Tischen gepirgt, man hätte den Raum für irgendein Besprechungszimmer in einem beliebigen Bürogebäude halten können.

Doch es handelte sich nicht um irgendein Besprechungszimmer, sondern um den Raum, in dem die Menschen, die vom Bundesstaat Louisiana mit dem Tod bestraft würden, ihre letzten Mahlzeiten aßen. Hier nahmen sie ein Essen ein – vielleicht einen Hamburger mit Pommes, vielleicht ein Steak mit Kartoffelbrei, vielleicht eine Portion Langusten und eine Schüssel Gumbo –, bevor man ihnen einen Cocktail spritzte, der sie bewusstlos werden ließ, ihre Muskeln lähmte, ihre Atmung stoppte und ihr Herz stehen bleiben ließ.

In dem Vorraum zwischen dem vermeintlichen Konferenzraum und der Exekutionskammer standen acht ledergepolsterte Mahagonistühle dicht gedrängt in zwei Reihen, wobei die zweite leicht erhöht war. An der gegenüberliegenden Wand befand sich eine hölzerne Schiebetür und dahinter standen vier weitere Stühle – in Zweierreihen – neben dem Fenster.

Die Familie des Opfers sitzt – wenn sie es möchte – auf einer Seite der Schiebetür, während Zeugen, oft Medienvertreter, auf

der anderen Seite Platz nehmen. Die Familie der Person, die hingerichtet wird, kann nicht in den Zuschauerraum. Vor diesen Stühlen befand sich, auf beiden Seiten, eine große Glas-scheibe, die den direkten Blick in die Hinrichtungskammer und auf den Tisch, auf dem die Person exekutiert wurde, gewährte. Als wir den Raum betraten und langsam um den Tisch in der Mitte herumgingen, verstummte die Gruppe. Viele konnten nicht direkt hinsehen.

Bis auf eine Sinfonie aus Atemzügen waren wir eine stumme Versammlung gesenkter Köpfe und eingezogener Schultern. Der Tisch war lang und blau-schwarz sowie mit einer dünnen Schicht Schaumstoff gepolstert. Sieben verblasste braune und schwarze Riemen, die in ihrer Reglosigkeit gruselig wirkten, spannten sich quer über die Liege, jede straff gezurrt und geschlossen. Ein kleines Kissen lag am Kopfende des Tisches, wo der Mensch sich hinlegen sollte. Ein weiteres Paar Gurte würde die Schultern fixieren. Einen Fußbreit unterhalb des Kissens waren zu beiden Seiten die Erweiterungen, auf denen der Todeskandidat seine Arme platzieren sollte. An jeder dieser Erweiterungen mit Armlänge gab es einen Lederriemen, der ungefähr auf Höhe der Ellbogen festgezurrt würde. Diese Riemen unterschieden sich merklich von den anderen Gurten – verblichenes grau-braunes Leder, das mit der Zeit schon Risse bekommen hatte. Die Riemen mit der Reihe kleiner Kerben baumelten unter dem Tisch. Am Fuß des Tisches gab es zwei Fußfesseln, deren silbriges Metall im Lampenschein schimmerte. Das Blut pulsierte heiß hinter meinen Ohren, während ich mich dafür schämte, in einem Raum, der fürs Töten gebaut worden war, am Leben zu sein.

Auf der Busfahrt nach Angola hatte Norris mir eine Geschichte darüber erzählt, wie diese Liege oder das Vorgänger-

modell gebaut wurde. Er sagte, als der Bundesstaat Louisiana 1991 vom elektrischen Stuhl zur Todesspritze übergang, brauchte das Gefängnis eine Liege, auf das man den Verurteilten legen konnte. Unterdessen bekamen in der Schweißerwerkstatt ein paar Männer einen Auftrag, von dem sie nicht wussten, was es werden sollte. »Einer der Jungs, der dort im Büro zu tun hatte, sah zufällig die Konstruktion auf dem Reißbrett«, sagte Norris, als er die Begebenheit erzählte. »Dann ging er in die Werkstatt und meinte: ›He, Leute, wisst ihr eigentlich, was ihr da baut?‹ Und die so: ›Was denn?‹ Und er sagte: ›Ihr baut die verdammte Sterbeliege.«

Anstatt so eine Liege zu kaufen, berichtete Norris, fand das Department of Corrections es billiger, die Gefangenen in der Schweißer- und sonstigen Werkstatt es selbst bauen zu lassen und am Ende zusammenzusetzen. Norris musste darüber selbst den Kopf schütteln. »Der Bruder von einem der Jungs aus der Schweißertruppe saß im Todestrakt.«

Als den Männern klar wurde, woran sie arbeiteten, weigerten sie sich. Daraufhin wurden sie in ihre jeweiligen Zellen gesperrt. »Die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer, weil gerade Zeit fürs Mittagessen war, als man sie in die Zellen brachte. Als am Nachmittag alle wieder an die Arbeit sollten, hieß es: ›Wir streiken.« Laut Norris stand die Arbeit drei Tage lang mehr oder weniger still.*

* Die Presseagentur Associated Press meldete den Vorfall im Juli 1991 (»Gefängnisstreik, nachdem zwei sich geweigert hatten, Exekutionsliege zu bauen«, 24. Juli 1991). Ein offizieller Vertreter des Gefängnisses räumte der Presse gegenüber ein, dass »es einige Häftlinge gab... die sich weigerten, ihrer Arbeit nachzugehen«, aber er sagte, »kein Kommentar dazu, um welchen Arbeitsauftrag es sich handelte«. Später, so Norris, hätte sich der Gefängnisdirektor des Angola bei den Häftlingen für den Vorfall entschuldigt, was sehr ungewöhnlich gewesen sei.

Meine Gedanken kehrten schlagartig wieder in den Raum zurück, in dem ich gerade zwischen dem Tisch und der Glasscheibe stand. Ich blickte erst auf den Tisch, dann zu den Stühlen hinter dem Glas. Die Stühle und die Scheibe machten aus diesem Raum das Spektakel eines staatlich sanktionierten, vom Steuerzahler finanzierten Todes. Der Tisch erinnerte daran, wie fragil unsere eigenen Körper sind und wie wenig nötig ist, um ein Leben auszulöschen.

Robert Sawyer war 1993 der erste Mensch, der in Louisiana durch eine Injektion getötet wurde. Misshandlungen in der Kindheit hatten bei ihm einen Hirnschaden und schwere mentale Defizite verursacht – man exekutierte ihn trotz seines IQs von gerade mal 68. Damit lag er unter der Grenze dessen, was als geistige Behinderung gilt.

Dobie Gillis Williams – ein anderer geistig Zurückgebliebener – wurde am 8. Januar 1999 hingerichtet. Als Henkersmahlzeit aß er zwölf Schokoriegel und eine Schüssel Eis.

Gerald Bordelon – der während seiner Hinrichtung ein goldenes Kreuz trug, das seine Tochter ihm erst wenige Stunden zuvor gegeben hatte – wandte sich in den letzten Augenblicken, bevor er getötet wurde, an die Familie seines Opfers. Er sah sie durch die Glasscheibe an und sagte: »Es tut mir leid. Ich weiß nicht, ob das irgendeinen Abschluss oder Frieden bringt. Es hätte nie passieren dürfen, aber das ist es, und es tut mir leid.«

Jeder dieser drei Männer wurde dafür schuldig gesprochen, jemandem das Leben genommen zu haben, aber als ich jetzt in diesem Raum stand, konnte ich nicht verstehen, inwiefern es die Dinge auch nur einen Deut besser machte, dass man im Gegezug ihnen das Leben genommen hatte.

Ohne viel zu sagen, kehrten wir in den Bus zurück. Der

Motor wurde angelassen und die Reifen des Busses ließen Staubwolken hinter uns aufsteigen.



Vorher hatten wir die juristische Bibliothek und die Autowerkstatt besucht, in der wir John kennenlernten. Der Dreiundfünfzigjährige ist dort für das Ausbildungsprogramm zuständig. Nach über dreißig verbüßten Jahren einer lebenslangen Haft sprach er darüber, dass seine Arbeit es ihm ermöglicht habe, Männern, die in die Gesellschaft zurückkehren würden, ein Mentor zu sein und ihnen Lebenskompetenzen zu vermitteln. Und das, obwohl es unwahrscheinlich schien, dass er selbst je entlassen würde. Es helfe ihm, seinem Leben einen Sinn zu geben.

In der juristischen Bibliothek standen Dutzende Regale voller alter Gesetzestexte und dazwischen kleine Lesekabinen, in denen man Bücher und Unterlagen zu einem Fall ablegen konnte. Wir hörten drei Männern zu, die ihre Erfahrungen mit der Bibliotheksarbeit schilderten. Ich durfte in das Gebäude kein Aufnahmegerät mitbringen, doch ich erinnere mich noch daran, wie sie davon sprachen, dass die juristische Bibliothek ihnen geholfen hätte, ein Gefühl von Selbstwirksamkeit zurückzugewinnen. Wie das Erlernen der juristischen Materie ihnen den Eindruck vermittelt hätte, noch die Kontrolle über irgendetwas in ihrem Leben zu haben.

In den vergangenen Jahren habe ich in Gefängnissen unterrichtet, und die in der Bibliothek verteilten Tische erinnerten mich an so viele Klassenräume, in denen ich mit inhaftierten Autoren gearbeitet hatte. Als ich die Erfahrungen dieser Männer hörte, konnte ich gar nicht anders, als an all die Geschichten meiner eigenen Schüler zu denken. Geschichten über das Leben hinter Gittern, die sie mit mir geteilt hatten.

Es fühlte sich zwar unglaublich wichtig an, direkt etwas von Menschen zu hören, die im Angola eingesperrt sind, aber die Tatsache, dass ein offizieller Mitarbeiter des Gefängnisses uns offenbar vorher ausgewählte Personen präsentierte, vermittelte den Eindruck, dass diese uns Vorträge hielten, die sie schon vielen anderen Besucherinnen und Besuchern bei vielen anderen Gelegenheiten gehalten hatten. Ich überlegte, wie unwahrscheinlich es war, dass einer dieser Männer irgendetwas Negatives über die Haftanstalt sagen würde. Solche Beschwerden konnten Vergeltungsmaßnahmen nach sich ziehen; das ist altbekannt. So gesehen wird die Offenheit, die Häftlinge an so einem Ort an den Tag legen, immer begrenzt sein.

Nachdem wir den Männern zugehört hatten, kehrten wir in den Bus zurück. Ich saß in der vierten Reihe, während das Shuttle über die schmale unbefestigte Straße rumpelte und der Schotter knirschte. Während wir so dahinrollten, musste ich wieder daran denken, dass auf die Sklaverei – eine Geschichte, die untrennbar mit Angola verbunden ist – nur ganz kurz eingegangen worden war. Jetzt stand Roger mit einem Mikro in der Hand vorne und ließ den Blick schweifen, um zu sehen, ob jemand eine Frage hätte, während es zum nächsten Ziel ging.

Ich räusperte mich. »Vielleicht könnten Sie noch ein bisschen mehr vom Bezug des Gefängnisses zur Sklaverei erzählen.«

Ich war nervös, als ich die Frage stellte. Und ich schämte mich zugleich für diese Nervosität.

Roger schwieg kurz und nickte dann. »Er hat mich gebeten, ein bisschen mehr vom Bezug des Gefängnisses zur Sklaverei zu erzählen«, wiederholte er mein Anliegen. Vielleicht um Zeit zu gewinnen oder damit die Leute hinten im Bus meine Frage hören konnten.

»Ich sage Ihnen Folgendes«, begann Roger und rückte das

Mikro in seiner Hand zurecht, »und das habe ich Ihnen ja schon am Eingang gesagt: Dies war eines der blutigsten Gefängnisse Amerikas. Es war ein fürchterliches Gefängnis.« Seine Stimme klang aufrichtig und fest. »Auf dem Weg nach draußen werde ich Ihnen noch den Zellenblock Red Hat zeigen«, sagte er und meinte damit den berüchtigten Hochsicherheits-trakt, der 1972 geschlossen worden war. »Und wir machen da keinen Hehl draus. Ich kann nicht ändern, was hier passiert ist, nachdem Samuel James dieses Gefängnis übernahm. Das war ein ... das –« Er verhedderte sich im Satz, als er versuchte, den Gedanken zu Ende zu führen. »Auf diesem Land hat man Sklaven untergebracht, und ich kann's nicht ändern. Ich denke, wir sind hier in einer interessanten Situation, wenn man davon ausgeht ... wenn man sich klarmacht, dass wir uns da befinden, wo einige der schlimmsten Dinge geschahen, die je auf einem Stück Land in Amerika passiert sind. Diese achtzehntausend Morgen haben wahrscheinlich mehr Leid gesehen als achtzehntausend Morgen Land irgendwo auf der Welt – wenn man sich das mal überlegt, ist das furchtbar. Aber wenn man davon ausgeht und dann viele, viele, viele Jahre weiterschaut und dahin kommt, wo wir heute mit Wiedergutmachung und den ganzen Veränderungen sind – dann ist das genau das, worüber ich gerne rede. Unsere Geschichte ist unsere Geschichte, und daran kann ich nichts ändern.«

Roger erzählte weiter davon, dass das Gefängnis einen seiner Wachtürme dem National Museum of African American History and Culture in Washington, D.C., überlassen hatte. Und der Zellenblock Red Hat stand inzwischen im National Register of Historic Places – auch das laut Roger ein weiterer Beweis dafür, dass die Haftanstalt zu ihrer Geschichte stand.

Dann schwieg er, blickte sich im Bus um und lächelte. »Dann

höre ich mal auf, Vorträge zu halten.« Danach redete er noch vom Gefängnishospiz, an dem wir soeben vorbeifuhren. Durch den kleinen Bus ging ein leises Raunen.

Rogers »daran kann ich nichts ändern« schien für vorge-täuschte Anerkennung zu sorgen, erzeugte allerdings Distanz zu persönlicher Schuld. Das erinnerte an den Refrain, der sich im ganzen Land durch Gespräche über die Geschichte des Rassismus zu ziehen schien. Ich musste an all die Male denken, wenn ich als Jugendlicher im Unterricht saß und einen weißen Mitschüler sagen hörte: »Also, meine Vorfahren haben keine Sklaven besessen.« Oder wenn ich einen politischen Kommentar im Fernsehen hörte, bei dem es hieß: »Warum reden wir immer noch über Sklaverei? Die Leute müssen endlich darüber wegkommen.« Oder wenn ein Politiker meinte: »Wir können uns nicht in der Vergangenheit suhlen. Es ist an der Zeit, sich auf die Zukunft zu konzentrieren.« Wenn ich solche Ablenkungsmanöver höre, fällt mir außerdem ein, auf wie vielerlei Arten dieses Land versucht, Gespräche darüber zu unterdrücken, wie seine Vergangenheit seine Zukunft geprägt hat. Wie Sklaverei nach etwas klingen soll, das in prähistorischer Zeit passierte und nicht erst vor ein paar Generationen.

In seinem Buch *Black Reconstruction in America* von 1935 schrieb W. E. B. Du Bois, dass die Geschichte, die das Land über sein Verhältnis zur Besitzsklaverei erzählt, absichtlich verzerrt wird. »Unsere Geschichtsbücher neigen dazu, die Sklaverei in den Vereinigten Staaten so unvoreingenommen zu schildern, dass am Ende keiner irgendetwas falsch gemacht zu haben scheint und alle im Recht waren. Die Sklaverei scheint einem widerwilligen, hilflosen Amerika aufgedrängt worden zu sein, während der Süden schuldlos zu dessen Zentrum avancierte ... Beim Studium der Geschichte staunt man über die ständige

Wiederkehr der Vorstellung, das Böse muss vergessen, verzerrt, übergangen werden.«¹⁰

Würde heutzutage in Deutschland ein Gefängnis auf dem Gelände eines ehemaligen Konzentrationslagers errichtet und würden darin überproportional viele Menschen jüdischer Abstammung eingesperrt, würde das Empörung in aller Welt hervorrufen. Ich kann mir vorstellen, dass es internationale Gipfelkonferenzen gäbe, damit eine derart ungeheuerliche Einrichtung wieder geschlossen würde. Und dennoch ist in den Vereinigten Staaten die kollektive Wut über diese in ein Gefängnis verwandelte Plantage relativ schwach.

Und man kann nicht behaupten, die Leute wüssten nichts davon. Regelmäßig und beiläufig wird das Angola Prison von staatlichen Behörden und Medien seit über hundert Jahren als Plantage bezeichnet. Wenn viele Leute sagen, »Angola ist ein Gefängnis, das auf einer ehemaligen Plantage errichtet wurde«, klingt das oft nur wie eine beunruhigende Beobachtung, nicht nach einer moralischen Anklage. Liegt das daran, dass unser kollektives Verständnis von Sklaverei und der ihr innewohnenden Gewalt so begrenzt ist? Oder daran, dass Gewalt, die Schwarze Menschen erlitten haben, weniger betrauernswert erscheint? *White Supremacy* inszeniert Gewalt gegen Schwarze, aber sie sorgt auch für die Abstumpfung eines ganzen Landes – Schwarzer und Weißer – gegenüber einer Sache, die in anderem Kontext moralische Empörung hervorrufen würde.

Mit der Antwort, die Roger geliefert hatte, war ich noch nicht zufrieden, also hob ich erneut die Hand, nachdem er eine Frage von jemand anderem aus der Gruppe nach den positiven Programmen des Gefängnisses beantwortet hatte.

»In diesem Sinne«, begann ich, »zeigen Sie uns eine Menge und reden viel von einigen Dingen, die Sie alle richtig gut hin-

bekommen. Was ja auch wirklich erfreulich ist. Ich wäre neugierig zu erfahren, was Ihrer Ansicht nach alle noch besser machen könnten.«

Rückblickend hätte ich meine Folgefrage direkter formulieren sollen, aber in jenem Moment machte ich mir Sorgen, abschätzig oder respektlos zu klingen. Ich musste meinen zwei Identitäten gerecht werden: Als Schwarzer Mann, der in Louisiana aufgewachsen war, spürte ich eine gewisse Verantwortung, mehr von einem Ort zu verlangen, der meiner Community so viel Gewalt zugefügt hatte; als Doktorand an einer Ivy-League-Universität wollte ich nicht wie jemand wirken, der hier nur aufgekreuzt war, um einen Ort zu kritisieren, mit dem mich persönlich nichts verband. Ich wollte die Reformen nicht abqualifizieren. Schließlich ist es wichtig, dass Gefängnisse für die dort Einsitzenden keine Gefahr darstellen. Es ist wichtig, dass die Menschen auf das Leben nach ihrer Entlassung vorbereitet sind und die Chance bekommen, ein sinnvolles Leben zu führen, egal wie lange sie eingesperrt waren. Doch nur weil etwas reformiert wurde, bedeutet das nicht, dass es dann akzeptabel ist. Und selbst wenn etwas nun besser ist, macht das dessen Vergangenheit nicht ungeschehen. Und schon gar nicht beseitigt es die Notwendigkeit, darüber zu sprechen, wie diese Vergangenheit die Gegenwart geprägt haben könnte.

Roger meinte, dass das Gefängnis keinen Einfluss darauf hätte, was in der Legislative des Bundesstaats passiere, und dass man deren Zustimmung brauche, um Gesetze durchzubringen, damit sie den Gefangenen effektiver helfen könnten. Er sprach von der extrem niedrigen Rückfallquote verurteilter Mörder. Er erinnerte uns aber auch daran, dass ohne Änderung der Strafgesetze das Angola nicht einfach Gefangene entlassen könne. Ich staunte über den Mangel an institutioneller Reue, über die Weigerung,

zuzugeben, was wir hier direkt vor Augen hatten. Ich konnte natürlich nicht Rogers Gedanken lesen, aber es war offensichtlich, dass er wenig Interesse daran hatte, über die prägende Rolle der Sklaverei für Angola zu reden. Dabei hatte es hier in der Anfangszeit sogar noch ein »Herrenhaus« im »alten Plantagenstil der Südstaaten« gegeben. Darin lebte der Aufseher bzw. Gefängnisdirektor, also die Person, die für alle dort festgehaltenen Menschen verantwortlich war, mit ihrer Familie.¹¹

Einige Gefängnisangestellte und deren Familien können ebenfalls kostenlos auf dem Gelände wohnen. Weit bis ins 20. Jahrhundert war es üblich, dass Wachleute und andere Angestellte die Gefangenen für ihre eigenen Zwecke arbeiten ließen. In einem 1990 publizierten Buch über Angola wird Patsy Dreher zitiert, deren Vater oberster Wachmann in Angola war. Nostalgisch blickte sie auf die Zeit zurück, als sie auf dem Gefängnisgelände wohnte: »Angola war damals ein angenehmer Ort zum Leben. Jeden Morgen kam ein Wagen mit Obst und Gemüse vorbei. Was man nicht in Geld bekam, gab es an Vergünstigungen. Man ... konnte Insassen als Köche, Gartenhilfe oder House Boys bekommen; auch zwei oder drei, wenn man das wollte. Wir hatten einen alten Koch namens Leon, der heulte wie ein Baby, als er begradigt wurde. Er sagte, unser Haus sei seit langer, langer Zeit sein einziges Zuhause gewesen.«¹²

Ich teilte meine Bedenken mit Norris. Der sah mich an und meinte: »Manchmal wollen die Leute eben keine schlafenden oder erst recht keine toten Hunde wecken.«

Aber das wollte ich ja auch nicht. Ich wollte, dass das Gefängnis am Eingang eine Tafel anbrachte, auf der zu lesen stände, dass das Gelände früher eine Plantage gewesen war. Ich wollte Tafeln an allen Stellen, wo inhaftierte Menschen gestorben waren. Und dass jede Führung mit einem Satz beginnt und endet, in dem

das Wort Sklaverei vorkommt. Ich wollte, dass das Angola Prison, in dem 71 Prozent der Menschen lebenslänglich einsitzen und davon drei Viertel Schwarz sind, nicht so tut, als wäre das ein Zufall. Mehr als alles andere wollte ich, dass dieses Gefängnis gar nicht hier wäre, nicht diese Menschen gefangen halten würde, auf diesem Land, mit dieser Geschichte. Diese Situation kam mir zutiefst unrettbar vor.

Roger mochte nicht bereit sein, die Beziehung des Gefängnisses zur Sklaverei mehr als flüchtig anzuerkennen. Doch für diejenigen, die selbst dort eingesperrt waren, ist sie klar. Generationen von Männern, die im Angola oder woanders inhaftiert waren, nannten diese Verbindung mehr als bereitwillig beim Namen.

Monroe Green, der 1957 im Angola Prison eintraf, sagte es explizit: »Ich sah eine große Farm. Auf den Feldern waren viele Männer. Die Lebensbedingungen waren so wie auf den Sklavenschiffen, die hierher kamen, die Quartiere von Sklaven überfüllt.«¹³

Ein Gedicht von Mark King in einer Ausgabe des preisgekrönten Gefängnismagazins *The Angolite* von 1992 zieht einen direkten Vergleich zwischen der Brutalität der Sklaverei sowie den Lebensbedingungen und der Behandlung der Menschen im Gefängnis von Angola.¹⁴

A century of forced labor, blood and pain.
 Lives wasted, buried in the shame.
 Slavemasters oversee their daily tasks
 Hidden behind century-old sadistic masks.
 The world has passed this deathly land by.
 The inhabitants still ask why.

Ein Jahrhundert Zwangsarbeit, Blut und Schmerz.
Vergeudete Leben, begraben in Schande.
Sklaventreiber als Aufseher täglicher Pflicht,
versteckt hinter jahrhundertealten sadistischen Masken.
Die Welt ist an diesem tödlichen Land vorübergegangen.
Die Bewohner fragen immer noch, warum.

1998 sagte Chuck Unger, die im Angola festgehaltenen Menschen seien »Sklaven des Staates in der heutigen Zeit. Wir leisten harte körperliche Arbeit für so gut wie nichts und machen andere Leute damit reich.«¹⁵

Der inhaftierte Aktivist und Autor Mumia Abu-Jamal schrieb: »Sollte man sich jemals die Frage nach der Sklavenabstammung des amerikanischen Gefängnisystems stellen, dann genügt ein Blick auf das gewaltige Gefängnis, das Angola genannt wird ... dann sind alle Zweifel beseitigt.«¹⁶

Im Jahr 2000 bemerkte Lane Nelson, der für *The Angolite* schrieb, dass »Angolas bewegte Geschichte mit den Fäden der Unterdrückung an der Gegenwart festgenäht ist«. An einem Ort, an dem »Menschen auf diesem Land seit mehr als zweihundert Jahren in Fesseln gehalten werden«. Da er kein Interesse daran hatte, die Vergangenheit und ihren Bezug zur Gegenwart zu verschleiern, konstatierte Nelson unmissverständlich, dass Angola »nach wie vor historische Bilder der Südstaaten-Sklaverei heraufbeschwört«.¹⁷

2018 weigerten sich Gefangene nach einer Auseinandersetzung zwischen Arbeitern und Wachen zu arbeiten. Die Organisation Decarcerate Louisiana veröffentlichte im Namen der Streikenden eine Reihe Forderungen. Darunter die Aufforderung zu einer nationalen Debatte darüber, wie staatliche Gefängnisfarmen so viele Menschen afrikanischer Abstammung

gegen deren Willen festhalten konnten. »Wir fordern, dass gegen lokale, bundesstaatliche und bundesweite Behörden, die gegenwärtig Hunderttausende Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner auf Farmen im ganzen Land gefangen halten, wegen Vorkriegskriminalität, unfreiwilliger Knechtschaft und Sklaverei ermittelt wird.«¹⁸



An einem anderen Haltepunkt kam der Bus mitten auf einer unbefestigten Straße zum Stehen, deren Ende wir nicht sehen konnten, weil es in der Ferne zwischen den Feldern verschwand. Links von uns gab es zwei miteinander verbundene Gebäude, weiß mit ein bisschen Rot. Eins davon hatte ein schräges Dach mit schwarzen Schindeln. Die Gebäude waren von einem Maschendrahtzaun umgeben, der von der Witterung stellenweise rostig und stumpf silbrig aussah. Obendrauf war Stacheldrahtverhau befestigt. Der Rasen war von braunen Stellen durchsetzt, aber noch grün genug, um nicht völlig vernachlässigt zu wirken. Wolken überzogen den Himmel mit einer feinen hellgrauen Membran, durch die die Sonne milchig schien. Die Gebäude waren als Zellenblock Red Hat allgemein bekannt.

Das kleine Ensemble wurde nach einem Fluchtversuch 1933 errichtet. Und zwar im Camp E des Gefängnisses, wo es als Angolas restriktivstes und härtestes Quartier galt – eine unschöne Narbe auf der Haut dieses riesigen Geländes. Vierzig Zellen lagen an einem Flur, jede davon fünf mal sieben Fuß (1,52 m × 2,13 m) groß. Der Zellenblock bekam den Spitznamen Red Hat, weil die Männer zur Arbeit draußen auf den Feldern Stroh Hüte trugen, die man in rote Farbe getaucht hatte, um sie leichter zu identifizieren.

Als ich den Zellenblock betrat, hallten meine Schritte in den

Zellen wider. Die Zellen hatten schwere Schiebetüren aus Stahl, die in den Betonwänden einrasteten. Sonnenschein fiel an der Tür am gegenüberliegenden Ende des Gangs vorbei und warf lange Schatten unserer Körper auf den Boden. Ich betrat die erste Zelle zu meiner Rechten und wurde mir meines Körpers in diesem beengten Raum überaus bewusst. Links gab es eine graue Erhöhung aus Beton, auf der die Verurteilten schliefen. Am anderen Ende der Erhöhung und nur ein paar Handbreit nach rechts befand sich ein kleines graues Waschbecken, nass und farblos, aus dem Schimmel herauswuchs. Einen Fuß breit weiter rechts war unten an der Wand eine Kloschüssel befestigt. Am Boden, an den Wänden und der Kloschüssel blätterte, wohl weil alles schon lange der Witterung ausgesetzt war, die Farbe ab.

Ich stand in der Zellenmitte und streckte die Arme aus. Mit der Linken konnte ich über den rauen, unebenen Beton streichen und mit meiner rechten Hand gleichzeitig die Stahlstäbe der Zellentür berühren. Doch das war nicht die Breite der Zelle, sondern ihre Länge. Ich hockte mich auf den Rand der Schlaferrhöhung, und als ich die Beine ausstreckte, kam ich bis an die Wand gegenüber. Ich stellte die Füße wieder auf den Boden und ließ die Enge des Raums auf mich wirken. Dann schaute ich zu dem kleinen quadratischen Fenster hinauf und zum Licht, das von vier senkrechten Gitterstäben zerteilt wurde. Ich musste an die Menschen denken, die in diesen Zellen gehaust und auf diesen Betonblöcken geschlafen hatten.

Wenn sie sich an ihre Zeit im Red Hat erinnerten, beschrieben die Insassen den Zellenblock als verseucht mit Ratten und anderem Ungeziefer. Albert Woodfox, der über vierzig Jahre in Isolationshaft im Angola verbrachte, erzählt: »Es gab eine Toilette in der Zelle, aber sie hatten das Wasser immer abgestellt, sodass

die nicht funktionierte. Man musste einen Eimer in der Ecke benutzen, der nur ausgeleert werden konnte, wenn man alle paar Tage zum Duschen durfte. Die wollten, dass du beim Essen den Gestank deiner eigenen Ausscheidungen riechen solltest.«¹⁹

In seiner Autobiografie schrieb Billy Wayne Sinclair, der einst im Angola im Todestrakt einsaß, dass die Männer im Red Hat Block die Reste der Mahlzeiten anderer Gefangener bekamen und sie in Schubkarren zu ihnen gebracht wurden.²⁰ Sinclair beschrieb Red Hat während der 1940er- und 1950er-Jahre als »Angolas Folterkammer«. Er schilderte eine Kultur von Gewalt und Gefühllosigkeit, nicht der Gefangenen, sondern der Wärter. »Insassen, die man in Red Hats schickte, wurden von Gefängniswärtern beim Reingehen brutal geschlagen, täglich geschlagen, auch beim Rausgehen. Zweimal täglich bekamen sie Brot und Wasser. Einige wurden dadurch gebrochen; andere starben aufgrund von Misshandlung und Vernachlässigung. Manche, die während jener Zeit in die Red Hats geschickt wurden, verschwanden einfach, man sah oder hörte nie wieder von ihnen.«

An den Zellenblock grenzte ein Gebäude, das aus einem einzigen Raum bestand und durch eine kleine unheimliche Vorkammer betreten wurde. Darin befand sich nichts außer dem elektrischen Stuhl, nahe an der hinteren Wand. Das Original ist dort nicht mehr, denn das steht im Museum die Straße hinauf. Hier sieht man einen Nachbau.

Ich blickte mich um, und außer mir war niemand im Raum. Also ging ich zu dem Stuhl und setzte mich darauf. Meine Füße verhedderten sich in jeder Menge Spinnweben. Der Stuhl ist aus Holz, hoch und mit einer exakt senkrechten Lehne versehen. Ich bin gute ein Meter achtzig groß, und nachdem ich mich ordentlich hingesetzt hatte, baumelten meine Füße ein ganzes Stück über dem Boden. Ich stellte mir vor, dass die Lederrie-

men, die von den Armlehnen herabgingen, um meine Unterarme und meinen Bauch festgezurrert würden. Meine baumelnden Füße – und der an den Stuhl gefesselte Körper – würden ein Gefühl von Hilflosigkeit erzeugen. Ich würde mich schwer und schwerelos zugleich fühlen. Neben dem Stuhl war ein Gewirr aus Drähten mit einer Box verbunden, die tödliche Elektroschocks erzeugen würde.

Der Staat Louisiana begann 1941, den elektrischen Stuhl zu verwenden. Das Original wurde von den Männern im Angola als »Gruesome Gertie« bezeichnet. Zuerst hatte der Stuhl keinen festen Standort, sondern wurde in den Bezirk transportiert, wo die verurteilte Person eingesperrt war. Von 1957 an jedoch reiste Gruesome Gertie nicht mehr, sondern fand ein Zuhause im Zellenblock Red Hat des Louisiana State Penitentiary.

Der Stuhl ist nicht zuletzt deshalb berüchtigt, weil auf ihm die erste bekanntermaßen verpfuschte Exekution durch Elektroschock stattfand.

Willie Francis, ein siebzehnjähriger Schwarzer Junge aus Saint Martinville, Louisiana, wurde am 3. Mai 1946 auf den elektrischen Stuhl gesetzt. Man beschuldigte ihn, 1944 einen Apotheker namens Andrew Thomas ermordet zu haben. In den Jahrzehnten nach Willies Tod tauchten allerdings ernsthafte Zweifel an seiner Schuld auf. Noch Monate nach Thomas' Ermordung war es der Polizei von Saint Martinville nicht gelungen, jemanden festzunehmen. Also rief der Sheriff von Saint Martinville den Polizeichef von Port Arthur, Texas, an und forderte ihn in einem letzten Versuch, den Fall zu lösen, auf, »irgendeinen Mann« aus Saint Martinville zu verhaften, den er in Port Arthur fand. Willie, der gerade eine seiner Schwestern in Port Arthur besuchte, war fälschlicherweise wegen eines Drogendelikts eingesperrt worden. Der Vorwurf wurde fallen gelassen, doch statt-

dessen begann die Polizei, Willie wegen des Mords an Thomas in Saint Martinville zu verhören.

Schon bald lag der Polizei ein schriftliches Geständnis von Willie vor. Dabei war kein Rechtsbeistand für den Jungen anwesend. In Anbetracht seines Alters und der Umstände seiner Verhaftung ist es unwahrscheinlich, dass dieses Dokument ohne Zwang, Drohungen oder Gewalt der Polizisten im Verhörzimmer zustande kam. Vor dem Gericht mit einer Jury aus zwölf weißen Männern als Geschworenen plädierte Willie auf nicht schuldig. Sein Anwalt rief keinen einzigen Zeugen auf, weigerte sich, ein Eröffnungsplädoyer zu halten, und legte keinerlei Einspruch ein. Zwei Tage nach Prozessbeginn wurde Willie wegen Mordes verurteilt. Die Jury brauchte für ihren Schuldspruch nur fünfzehn Minuten. Man verhängte die Todesstrafe.²¹

Es ist schwer vorstellbar, was ein Mensch in den Momenten vor seiner Hinrichtung empfindet. Willies Worte geben einen kleinen Einblick in eine an sich unfassbare Erfahrung:

Alle beobachteten mich, als ich rauskam. Ich sah den Sheriff an, und der nickte, also durchquerte ich den Raum und setzte mich auf den Stuhl. Er nahm mir die Handschellen ab und die Männer begannen, mich an den Stuhl zu fesseln. Sie banden einen Riemen um mein Bein und meinen Bauch und fesselten auch meine Arme. Da wusste ich, dass ich tatsächlich sterben musste. Das hatte ich ganz tief in meinem Kopf. Es war so still dort und alle sahen mich so komisch an. Es war die echtste Qual, die ich je erlebt hatte, zu sehen, wie die mich beobachteten. Es kam mir vor, als würden sie nah an meine Augen kommen und dann wieder zurückweichen. Ich wünschte, sie hätten sich still verhalten, weil mir sowieso schon schwindelig war. Mir

war kalt und meine Hände waren ganz nass. Meinen Hals und meinen Kopf spürte ich nicht, aber sie sagten, ich wäre schweißgebadet. Sie machten damit weiter, die Maschine festzumontieren und die Drähte mit meinem Kopf und meinem linken Bein zu verbinden.²²

Doch die Maschine, mit der man Willie verband, war nicht richtig zusammengebaut. Der Gefängniswärter Captain Ephie Foster, der dafür verantwortlich gewesen war, das zusammen mit einem Häftling, der ihm dabei helfen sollte, am selben Tag zu erledigen, war betrunken gewesen. In der Folge tötete der Elektroschock Willie nicht, sondern folterte ihn.²³

Am besten kann ich es so beschreiben: Whamm! Zst!

Es fühlte sich an, als würden hundert und tausend Nadeln mich überall stechen und mein linkes Bein fühlte sich an, als würde jemand es mit einer Rasierklinge zerschneiden. Ich konnte spüren, wie ich meine Arme an meinen Seiten hochriss und ich denke, mein ganzer Körper muss hochgerissen worden ... ich dachte eine Minute lang, ich würde den Stuhl umschmeißen. Dann war es gut. Ich dachte, ich sei tot ... Dann machten sie es noch mal! Das gleiche Gefühl überall. Ich hörte eine Stimme sagen: »Gib mir mal mehr Saft da unten!« Und kurz danach schrie jemand: »Ich gebe dir jetzt schon alles, was ich habe!« Ich glaube, ich muss sie angebrüllt haben, dass sie aufhören sollen. Sie sagen, ich hätte gesagt: »Macht es ab! Macht es ab!« Ich weiß, dass ich das ganz bestimmt von ihnen wollte – dass sie es abstellten. Ich dachte da wirklich, ich wäre schon tot.²⁴

Willies Vater fand einen Anwalt, der sich des Falls annahm. Der Anwalt argumentierte, Willie *einer weiteren* versuchten Exekution zu unterziehen, wäre eine grausame und unübliche Strafe. Der Fall kam bis vor den Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Letztlich entschied der Supreme Court mit fünf zu vier Stimmen gegen Willie. Er wurde, gut ein Jahr später, am 9. Mai 1947, durch den elektrischen Stuhl hingerichtet.²⁵ Willie erzählte noch von den Ereignissen, die zu diesem Moment führten:

Ich weiß, wie es sich anfühlte, als sie mir das Todesurteil vorlasen, ich weiß, wie es sich anfühlte, in einer Zelle zu sitzen und darauf zu warten, dass der Tag kommt, an dem sie mich wieder zu diesem Stuhl führen. Ich weiß genau, wie es sich anfühlt, auf diesem Stuhl zu sitzen und von denen gefesselt zu werden und eine Maske über die Augen zu bekommen. Ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn der Schock durch mich fährt und ich denke, ich bin tot, aber dann merke, dass ich's nicht bin.²⁶

Ich saß auf dem Stuhl und dachte an Willie Francis' Betrachtung, an die profunde und zugleich niederschmetternd jugendliche Beobachtung: »Boy, klar fühlt sich das komisch an, wenn du weißt, dass du sterben wirst; fast als ob du was wüsstest, das nur Gott wissen sollte.«²⁷

Nur ein paar Minuten, nachdem wir Red Hats betreten hatten, hieß es, nun sei es an der Zeit, wieder in den Bus zu steigen. Ich blieb noch auf dem Stuhl sitzen und umklammerte mit meinen Händen die rauen Kanten, bevor ich mich hochdrückte und auf die dämmrigen Umrisse der Tür zuing. Als ich hinaustrat, roch die Luft irgendwie nach Rauch, obwohl nichts brannte. Oder vielleicht brannte alles.

Zum Zeitpunkt unseres Besuchs gab es im Bundesstaat Louisiana neunundsechzig zum Tode Verurteilte. Im Durchschnitt bleibt ein Todeskandidat über zehn Jahre im Todestrakt, während denen er Berufung einlegt oder auf seine Hinrichtung wartet.²⁸ Zwei Drittel der zum Tode Verurteilten in Louisiana sind Schwarz. Schätzungsweise einer von fünfundzwanzig in den USA zum Tod verurteilten Menschen ist unschuldig.²⁹

»Ich wage zu behaupten, dass wir das einzige Gefängnis in Amerika sind, das Besucher in den Todestrakt lässt. Andere Bundesstaaten würden das nie machen – die würden ausflippen«, erklärte Roger stolz, als wir vor dem Gebäude hielten, wo die Todeskandidaten untergebracht waren.

»Ich werde jetzt kurz auf diese Rednerkiste hier steigen und es einfach raushauen, weil mich noch keiner danach gefragt hat«, meinte Roger, obwohl nicht klar war, worauf er anspielte. »Also, eine der Sachen, nach denen ihr mich noch nicht gefragt habt, ist Isolationshaft. Isolationshaft gibt es in Louisiana nicht. Isolationshaft bedeutet massive Stahltüren und keinen menschlichen Kontakt. Und das werde ich euch jetzt gleich beweisen, wenn wir in den Todestrakt gehen.«

Louisiana hat Schritte unternommen, um den Todestrakt zu einer weniger restriktiven Erfahrung für die dort Untergebrachten zu machen. Roger deutete an, das Department of Corrections hätte das aus eigenen moralischen Gründen getan. Was Roger allerdings nicht erwähnte, war die Geschichte der jüngsten Gerichtsverfahren, die den Staat offenbar dazu brachten, in der Behandlung der Menschen im Todestrakt substanzielle Veränderungen vorzunehmen.

Im Jahr 2013 verklagten drei zum Tod verurteilte Männer Angola wegen »fürchterlicher und extremer Zustände« aufgrund extremer Hitze. Ihre Anwälte brachten vor, dass die Bedingun-

gen in dem Komplex die Klausel im 8. Verfassungszusatz hinsichtlich grausamer und unüblicher Strafe verletzen würden. In dem Prozess hieß es, dass während des Sommers 2011 der Hitzeindex im Todestrakt eine zeitweise nie erreichte Rekordhöhe erreichte. Mehr als zwischen Mai und August 2012, als der Hitzeindex an sage und schreibe fünfundachtzig Tagen über 52 Grad Celsius stieg. Die Räume im Todestrakt verfügen über keine Klimaanlage, es gibt nur Ventilatoren. Gemäß den Aussagen vor Gericht »werden im Sommer die Gitter der Zellen zu heiß zum Anfassen, und die Wände aus Betonziegeln strahlen zusätzlich Hitze ab«. Außerdem hieß es, dass die im Todestrakt Untergebrachten oft lieber auf dem Betonboden ihrer Zellen schlafen, »weil der eine Spur kühler ist als ihre Betten«.³⁰

Nach drei Jahren entschied ein Bundesrichter, dass das Gefängnis den 8. Verfassungszusatz verletze, sobald der Hitzeindex 31 Grad Celsius überschreite. Der Richter ordnete Maßnahmen gegen die Hitze an (wobei das Gefängnis nicht gezwungen wurde, Klimaanlage zu installieren). Später kippte das Berufungsgericht Court of Appeals, Fifth Circuit, die Anordnung wieder, wonach der Hitzeindex im Todestrakt unter 31 Grad Celsius bleiben musste, wie die Kläger verlangt hatten. 2016 behauptete Jimmy LeBlanc, der Minister des Bundesstaats für öffentliche Sicherheit und Strafvollzug, würde man Klimaanlage für die zum Tode Verurteilten installieren, käme das dem »Öffnen der Büchse der Pandora« gleich. Denn möglicherweise wäre der Staat dann gezwungen, auch vielen anderen Gefangenen Klimaanlage zu bieten.³¹

2017 wurde in einem anderen Verfahren gegen die Anwendung von Isolationshaft im Todestrakt geklagt. Der Vorwurf lautete, dass der Zwang, dreiundzwanzig Stunden täglich in einer fensterlosen Zelle mit wenig bis keiner Interaktion mit anderen

Menschen zuzubringen, schweren körperlichen und seelischen Schaden verursachen könne.³² Wilbert Rideau, der mehr als ein Jahrzehnt in Isolationshaft verbrachte, beschrieb die Erfahrung so:

Ich verbrachte zwölf Jahre in Zellen, die Spielarten von Isolationshaft waren ... Ich glaube, ich habe noch nie zuvor und nie mehr danach solche Einsamkeit bis ins Mark verspürt wie im Todestrakt, fern von Familie oder irgendwem, den man annähernd als Freund bezeichnen könnte, und einfach nur da zu sein, ohne Sinn oder Bedeutung meines Lebens, eingepfercht in einen sehr kleinen Käfig. Die Einsamkeit wurde noch gesteigert durch die ständige Kakophonie der Männer in angrenzenden Zellen, die sich Beleidigungen, Flüche und Widerworte zuwarfen – ganz zu schweigen von einer gelegentlichen Mischung aus Urin und Kot. Der Mangel an körperlicher Betätigung und sinnhafter sozialer Interaktion war in den frühen Tagen des Todestrakts von Louisiana so hart, dass einige Männer den Verstand verloren, während andere ihren Wahnsinn nur vortäuschten, um in die Anstalt für abnorme Rechtsbrecher verlegt zu werden. Dort konnten sie sich immerhin bewegen, mit anderen interagieren und ihrer Begegnung mit dem elektrischen Stuhl noch eine Weile entkommen.³³

Keine zwei Monate nach Einreichen der Klage erließ das Ministerium für Strafvollzug in Louisiana eine Reihe von Maßnahmen, die einige der Restriktionen für Todeskandidaten lockerten. Man behauptete, der Prozess gegen das Gefängnis habe rein gar nichts mit den Veränderungen im Todestrakt zu tun, doch der zeitliche Zusammenhang ist kaum zu übersehen.

Zuvor durften keine zwei Leute gleichzeitig ihre Zellen ver-

lassen. Jede Person hatte eine Stunde täglich, um im Trakt auf und ab zu gehen, sich zu duschen oder ein Telefonat zu führen. Nach draußen durfte man dreimal wöchentlich während dieser einen Stunde auf getrennt umzäunte Flächen – in der Anklage wurden diese mit Hundezwingern verglichen. Durften die Gefangenen ihre Ebene verlassen, wurden ihnen oft Fußfesseln angelegt, egal wie kurz die Entfernung auch sein mochte.³⁴

Seit dem 15. Mai 2017 werden den Männern im Todestrakt vier Stunden täglich gewährt, gemeinsam und außerhalb ihrer Zellen. Sie müssen auch nicht mehr jedes Mal Ketten tragen, wenn sie ihre Ebene verlassen, bei Bewegung im Freien werden sie nicht mehr in Einzelkäfige gesperrt.³⁵ Bei unserem Besuch sollten wir vier Männer sehen, die Basketball spielten, während zwei Wachleute sie beaufsichtigten. Roger war davon ausgegangen, dass wir dieses Arrangement als großzügig betrachten würden. Doch ich konnte das nur im Verhältnis zu der verwerflichen Praxis tun, die so lange Usus gewesen war.

Jahrelang hatte ich die Todesstrafe als unmenschlich kritisiert, doch wie inhuman sie war, konnte ich so richtig erst begreifen, als ich in Angola sah, wie sie vollzogen wurde. Ich hatte schon seit Jahren Schreib- und Literaturkurse in Gefängnissen gegeben, aber noch nie einen Ort gesehen, der so schwer zu beschreiben war wie der Zellenblock Red Hat.

Mit diesem Gefühl war ich konfrontiert, als der Bus vor dem Todestrakt hielt, der von der Exekutionskammer getrennt liegt. Der Weg zum Eingang war zu beiden Seiten von einer Rolle Stacheldraht begrenzt. Drinnen stand ein Empfangstisch, wie er in der Weihnachtszeit in jedem beliebigen Bürogebäude stehen könnte. Schon im November war die Wand mit jeder Menge Weihnachtsdeko geschmückt. Rechts führte eine Tür in einen Vorraum, so steril und still wie ein ungenutzter Krankenhaus-

flügel. Unsere Schuhsohlen quietschten auf dem sauberen Fliesenboden.

Diese Erfahrung ist für mich, mehr als jede andere, die ich im Angola Prison gemacht habe, am schwersten zu beschreiben, denn ich hatte in den wenigen dort verbrachten Minuten den Eindruck, aus meinem eigenen Körper gezogen zu werden. Der Todestrakt ist gebaut wie ein kleines einstöckiges Panoptikum, dessen dumpfe Farben das Licht zu schlucken scheinen. In der Mitte befindet sich ein runder Kontrollraum mit großen Fenstern, durch die die Wachen ihre ganze Umgebung kontrollieren können. Aus diesem Raum blicken die Vollzugsbeamten in alle Abteilungen des Trakts, die wie Beine einer riesigen Stahlspinne von der Mitte weg angeordnet sind. Geisterhaft sah ich die Umrisse meines eigenen Körpers in den Glasscheiben des Kontrollraums gespiegelt.

Insgesamt befanden sich damals etwa siebzig Männer im Todestrakt. In jeder Abteilung waren ungefähr zwölf Leute in Einzelzellen untergebracht. Zwischen den Abteilungen und dem Kontrollraum gab es einen kreisförmigen Gang, sodass eine ständige Überwachung möglich war. Man brauchte nur ungefähr eine Minute für die ganze Runde. Der Trakt war klein und kompakt. Wir kamen uns wie ein Karussell verunsicherter Gestalten vor, die nicht recht wussten, wie sie sich hier drin bewegen sollten.

Die Männer durften zum Zeitpunkt unseres Besuchs gerade aus ihren Zellen – das passierte für zwei Stunden am Vormittag und zwei am Nachmittag. Allerdings mussten sie in ihrer Abteilung bleiben.

Als wir die Runde durch den Trakt absolvierten, konnten wir in jede Abteilung blicken und die Männer uns sehen. Einige machten Gymnastik, andere unterhielten sich, schauten aus dem

Fenster oder telefonierten. Als wir an jedem Einzelnen vorbeigingen, schauten sie in unsere Richtung. Manche winkten. Manche lächelten. Andere nicht. Es kam mir wie eine massive Verletzung ihrer Privatsphäre vor, hier zu sein, unangekündigt in etwas herumzulaufen, das de facto ihr Zuhause war. Und trotzdem wollte ich liebenswürdig wirken und winkte zurück. Still-schweigend kam meine Gruppe überein, den Menschen zuzunicken, an denen wir vorbeikamen. Ansonsten schwiegen wir. Für alles andere wirkte die Atmosphäre zu fragil.

Wir liefen im Uhrzeigersinn, sodass wir beim Blick nach rechts ständig die schwache Spiegelung unserer Körper in den Glasscheiben des Kontrollraums sahen. Unwillkürlich überkam mich ein gewisser Selbstekel. Als würde meine Anwesenheit mich zu einem Komplizen dessen machen, was hier passierte. Die unablässige, mehrdimensionale Überwachung ließ mir die Brust eng werden. Bevor mir der Ernst des Ortes und die Menschlichkeit derjenigen, die wir hier sahen, so richtig bewusst wurde, scheuchte man uns auch schon wieder hinaus. Die Männer blieben zurück.

Draußen kniff ich die Augen zusammen, um mich wieder an das helle Licht zu gewöhnen.

Kurz bevor wir erneut in den Bus stiegen, ertönte hinter uns eine Stimme: »Norris, bist du das?« Norris drehte sich um, lächelte und umarmte dann einen Mann in der Kleidung, die alle Inhaftierten im Angola Prison tragen. Seinen Namen bekam ich nicht mit, aber die beiden lachten und klopfen sich gegenseitig auf den Rücken.* Norris versprach, sich bei seinem nächsten Besuch ausführlicher mit ihm zu unterhalten.

* Je nach Aufenthaltsdauer und Sicherheitsstufe, die für sie gilt, können sich einige der Gefangenen des Angola relativ frei im Gefängnis bewegen.

Dass ich diese Stunden an Norris' Seite verbrachte, machte mir klar, wie viel er den Leuten bedeutete, die noch im Angola einsaßen. Jede Person, der wir begegneten, kannte ihn mit Namen. Er hatte ebenso die Namen der Leute parat, und alle strahlten, wenn sie ihn erblickten. Ganz offensichtlich war er Teil der jüngeren Geschichte der Haftanstalt. Seine Arbeit bedeutete sehr vielen hier sehr viel. »Es ist immer schwer, wieder zu gehen, weil ich dann Leute hier zurücklasse, die mir am Herzen liegen«, erklärte er mir. »Einige habe ich kennengelernt, als ich neu herkam, und sie sind immer noch da, nachdem ich schon wieder draußen bin. Das ist das Schwerste daran, solche Menschen zu treffen und von anderen zu erfahren, die inzwischen schon gestorben sind.«

Das durchschnittliche Strafmaß im Angola beträgt 87 Jahre.

»Ich weiß, dass ich eine Inspiration für sie bin«, fuhr er fort. »Aber gleichzeitig geben sie mir auch die Kraft weiterzukämpfen, weil ich weiß, wofür ich es tue. Ich habe es direkt vor der Nase. Das hält mich bei der Stange. Dadurch weiß ich genau, warum ich diesen Kampf führe und warum es so wichtig ist, ihn fortzusetzen.«

Als wir in Richtung Ausgang des Gefängnisses gingen, warf die Sonne einen langen spätherbstlichen Schatten unseres Busses auf die Felder. Aus dem Fenster sah man eine Gruppe von zwei Dutzend Männern in weiß-blauen Sweatshirts mit Hacken, die sie methodisch hoben und in die Erde schlugen. Die herbstlich verfärbten Bäume im Hintergrund wirkten wie ein vulkanisches Meer aus Rot- und Orangetönen. Es war eine Sache, Fotos von Schwarzen Männer bei der Arbeit auf den Feldern des Angola zu betrachten, aber eine ganz andere, es mit eigenen Augen zu sehen. Die Parallele zur Besitzklaverei gab mir das Gefühl, als

wäre die Zeit stehen geblieben. Es brauchte keine Metapher, denn das hier konnte man wortwörtlich nehmen. Ich wünschte mir unerhört dringend, den Busfahrer zum Anhalten aufzufordern, damit ich aussteigen und mit diesen Männern sprechen könnte. Keine Ahnung, was ich zu ihnen gesagt hätte. Aber ich wollte Stimmen, um den Bildern, zu denen diese Männer geworden waren, eine Beschaffenheit zu geben. Ich wünschte mir, dass sie mehr wären als bloße Körper. Mehr als Fleisch und Felder und Werkzeuge und Sinnbilder einer Geschichte, mit der sich hier anscheinend niemand auseinandersetzen wollte. Ich wollte sie nicht als schweigend in Erinnerung behalten. Doch so schnell, wie wir sie gesehen hatten, entschwanden sie auch schon wieder unseren Blicken. Ich wandte den Kopf und reckte den Hals, um sie noch einen Moment länger zu sehen. Doch sie verschwammen in der Ferne, verschmolzen mit dem grauen Himmel – ein Pulk von Silhouetten, die in der riesigen Weite der Landschaft verschwanden.

Als wir am Damm des Flusses entlangfuhren, der das Gefängnis bei schweren Regenfällen vor Überflutung schützt, schaute ich ein letztes Mal aus dem Fenster und sah meilenweit Land, das in das Violett und Orange der Abenddämmerung getaucht war. Die Erde erinnerte an einen Quilt, bei dem manche Flecken umzäunt waren, während andere aus stillen, offenen Placken zu bestehen schienen. Ein Schwarm kleiner schwarzer Vögel flog auf und bewegte sich im Gleichklang über die Felder. Der Schwarm hob und senkte sich, passte sich dem Wind an und flog über den Damm Richtung Fluss. Es kam mir vor, als würden die Tiere herabschauen und sich fragen: *Was ist schon ein Zaun, wenn man darüber hinwegfliegen kann?*

Ich drehte mich um und fragte Norris: »Wie viel hast du bezahlt bekommen, als du auf dem Feld gearbeitet hast?«

»Sie geben den Leuten ein Taschengeld. In den ersten sechs Monaten im Gefängnis verdienst du gar nichts«, sagte er. »In den ersten sechs Monaten bezahlst du all die Klamotten ab, die sie dir geben werden, solange du hier bist. Jetzt kannst du's dir ausrechnen.« Norris lachte leise. »Sechs Monate, um die Kleider für einmal lebenslänglich abzuarbeiten.«

Aber wie viel bekommt jemand, nachdem diese Phase vorbei ist, wollte ich wissen.

»Für Feldarbeit? Sieben Cents die Stunde.«

Ich beugte mich näher, weil ich dachte, mich verhört zu haben.

»Sieben Cents«, wiederholte Norris.*

»Das ist hier wirklich genau so, wie es auf einer Plantage war. Es geht darum, all die kostenlose Arbeitskraft zu nutzen, die sie kriegen können«, erklärte Norris. »Die haben all die kostenlose Arbeitskraft mit der Sklavenbefreiung verloren, und wie kriegt man dann diese kostenlose Arbeitskraft zurück? Da gibt es doch all diese Leute, die keine richtige Ausbildung haben, nichts Rechtes mit sich anzufangen wissen, na, da überlegen wir uns

* Nach Angaben eines Gefängnisvertreters verdient man auf dem Feld zwischen zwei und zwanzig Cents pro Stunde. Wie Whitney Bennis in *The Atlantic* schrieb (»American Slavery Reinvented«, September 21, 2015), stellt das Angola in Bezug auf Gefängnenarbeit keine Ausnahme dar. Es entspricht eher der Regel. Inhaftierte Arbeitskräfte haben im Verlauf des letzten Jahrhunderts nicht von den Errungenschaften der Arbeiterbewegung profitiert; hauptsächlich, weil sie nicht als »Arbeitnehmer« gelten. Bennis schreibt, dass inhaftierten Arbeitskräften zwar der Arbeitnehmerstatus in Gesetzen wie dem *Fair Labor Standards Act* oder dem *National Labor Relations Act* nicht explizit abgesprochen wird. Allerdings stellten Gerichte in den vielen Fällen, wenn Leute aus dem Gefängnis die Ministerien für Strafvollzug auf Mindestlohn für ihre Arbeit verklagten, fest, dass inhaftierte Arbeitskräfte nicht durch solche Gesetze geschützt sind, da die Beziehung zwischen den genannten Personen und den beklagten Institutionen nicht primär ökonomischer Natur ist.

Gesetze, um sie zurück in die Knechtschaft zu kriegen, und das haben sie gemacht. Und wo arbeiten sie? Man geht einfach wieder dazu über, die Arbeit von Strafgefangenen zu verleihen, und schon arbeiten sie wieder auf denselben Plantagen, von denen sie vorher befreit wurden.«

Ich fragte Norris, was aus seinen Erinnerungen an die Feldarbeit besonders herausstach.

»Baumwolle pflücken«, erwiderte er ohne Zögern. »Mann... da lernst du deine Geschichte kennen, weißt, was unsere Vorfahren durchgemacht haben, und plötzlich hast du selbst einen dieser Baumwollsäcke in der Hand.« Er wölbte die Hand und schloss die Finger um einen imaginären Sack. Seine Fingergelenke waren dunkel und rissig, und als er die Hand wieder geöffnet hatte, rieb er die Handfläche mit dem Daumen der anderen.

»Ich glaube, das ist wirklich die mit Abstand größte Herausforderung«, sprach er weiter. »Nicht die Arbeit, sondern einfach die Vorstellung, dort zu sein und zu wissen, dass du die Geschichte quasi selbst noch mal durchlebst. Ich mache genau das Gleiche durch, wogegen Leute gekämpft und weshalb sie gestorben sind, eben damit ich es nicht durchmachen muss, und hier passiert es trotzdem wieder.«

»Ich weiß nicht, ob sie stimmt, aber sie gefällt mir«

Blandford Cemetery

Ken war groß und schlank, mit dünnem, ergrautem Haar und einer Brille oben auf der Stirn, die jeden Moment, zum Beispiel beim Nicken, herunter auf seine Nase fallen konnte. Die Führungen auf dem Blandford Cemetery sollten jeweils zur vollen Stunde beginnen. Um 9.55 Uhr war ich der einzige Anwesende. »Sieht aus, als wären das nur Sie und ich«, meinte Ken lächelnd und krepelte seine Ärmel hoch.

Der Friedhof lag so still da wie ein wolkenloser Himmel. Nur das leise Brummen der Rasenmäher war in der Ferne zu hören. Schwarze Männer lenkten die vibrierenden Maschinen um Grabsteine herum, die mit Konföderierten-Flaggen geschmückt waren. Der Duft von frisch gemähtem Gras wehte über das Gräberfeld. Das älteste ausgewiesene Grab auf dem Blandford Cemetery stammt aus dem Jahr 1702. Am bekanntesten ist der Ort allerdings für etwas, das sich eineinhalb Jahrhunderte später ereignete. Hier in Petersburg, Virginia, liegen ungefähr dreißigtausend Soldaten begraben, in einem der größten Massengräber der konföderierten Armee im Süden.

Ich spazierte über den Friedhof und las die Namen, die in die verblassten Steintafeln gemeißelt waren. JAMES. WRIGHT. COTMAN. Ich wusste nicht, ob das Vor- oder Nachnamen waren, ob hier Soldaten lagen, die im Bürgerkrieg gekämpft hatten, oder auch deren Nachkommen. Es ist ein Friedhof voller Toter, die schon so lange über dieses Land wachen. Doch hier liegen auch Menschen, die erst kürzlich in die Erde gebettet wurden.

Den Eingang markiert ein großer steinerner Bogen, geschmückt mit den Worten UNSEREN KONFÖDERIERTEN HELDEN und jeweils einem kleineren Bogen an jeder Seite. Zwei Südstaatenflaggen befanden sich unten an den Säulen des Haupteingangs und flatterten schwach im Wind. Die ersten Libellen des Jahres flogen umher. Ihre durchsichtigen Flügel pulsierten in der warmen Luft, während ihre Körper wild um einander kreisten. Ich sah sie durch die Luft tanzen, auf einem Grabstein landen und ein-, zweimal mit den Flügeln zucken, bevor sie wieder losflogen und sich dem Wind überließen. Dabei fragte ich mich, ob das wohl Nachkommen der Libellen waren, die schon während des Kriegs vor mehr als eineinhalb Jahrhunderten über dieses Stück Land geflogen sind. Ich stellte mir vor, wie sie an Kugeln vorbeischnitten, die Männer in Geister verwandelten, und warme Blutstropfen ihre Flügel berührten. Ich malte mir auch aus, dass sie auf den übereinandergestapelten Leichen landeten und durch den Rauch schwebten, der von der brennenden Erde aufstieg.

Ken warf einen Blick auf seine schwarze Armbanduhr. Es war zehn Uhr morgens. Er führte mich aus dem Besucherzentrum und ein paar Steinstufen zur Kirche hinauf. Die Blandford Church ist ein rostbrauner Backsteinbau mit einer Girlande aus Grabsteinen davor. Sie wurde als anglikanische Kirche er-

richtet, die zur Church of England gehörte. Doch als die Stadt Petersburg wuchs, vor allem wegen ihrer Nähe zum Appomattox River, der entscheidend für den Handel in der Region war, beschloss die Kirchengemeinde 1806, dass sie an einen zentraleren Platz in der Stadt umziehen wollte. Dafür musste die Kirche allerdings offiziell entweiht werden.

»Nachdem das passiert war, kam alles raus. Türen, Fußboden, Kanzel, Bänke, Fenster. Sie wurde komplett entkernt«, erklärte Ken. So stand die Kirche, oder besser gesagt: ihre Backsteinhülle, fünfundneunzig Jahre lang verlassen da.

»Jetzt springe ich in der Zeit nach vorne«, sagte Ken, als gerade ein Paar, das sich verspätet hatte, den Hügel heraufeilte. Ken begrüßte sie, gab ihnen eine kurze Zusammenfassung des bisher Gesagten und begann dann, davon zu erzählen, wie aus dem Land einer der größten Friedhöfe des Bundesstaats wurde.

»Ein Jahr nach dem Bürgerkrieg lebt eine junge Dame namens Nora Davidson in der Stadt. Sie ist eine überzeugte Anhängerin der Konföderierten.« Davidson war Direktorin einer Schule für junge Frauen. Im ersten Jahr nach dem Krieg bringt sie ihre Schülerinnen auf den Blandford Cemetery, um Blumen und Flaggen auf die Gräber von Soldaten der Südstaaten zu legen. Sie gehörte zu einer Gruppe von Frauen, die, wie Ken es formulierte, »enttäuscht darüber waren, dass die Soldaten aus dem Süden nicht mit der gleichen Würde und Ehre bedacht wurden wie die des Nordens. Konföderierte Soldaten wurden, wenn sie im Kampf fielen, oft an Ort und Stelle begraben. Dem Süden fehlten die Mittel, um sie nach Georgia, Maryland, Texas oder North Carolina zurückzubringen. Die Damen hatten das Bedürfnis, etwas dagegen zu unternehmen. Also gründeten sie die Ladies' Memorial Association. Ihre Mission bestand darin ... die Leichen konföderierter Soldaten, die sie finden konnten, zu

exhumieren, sie auf diesen inzwischen vergrößerten Friedhof zu bringen und neu zu bestatten.«

Die Ladies' Memorial Association in Petersburg war eine von vielen Organisationen im Süden, die nach dem Bürgerkrieg Arbeitskräfte anheuerte, Gefallene zu finden und sie auf Konföderierten-Friedhöfe umzubetten. »Nun«, sagte Ken, »sie brauchten dafür fünfzehn Jahre.« Er wischte sich mit dem Ärmel Schweiß von der Stirn. »Und sie fanden die sterblichen Überreste von knapp dreißigtausend Konföderierten.«

Doch Ken erzählte, dass es ein Problem gab. Die meisten der exhumierten Leichen konnten nicht identifiziert werden. Im Bürgerkrieg waren neue Artilleriewaffen zum Einsatz gekommen, die die Soldatenkörper auf eine Weise zerfetzten, wie man das bisher in keinem Krieg erlebt hatte. So waren manchmal nur noch ein Bein oder ein Arm übrig geblieben. »Das Problem mit den Soldaten des Civil War bestand darin, dass es keine standardisierte Identifikation gab. Keiner trug eine Erkennungsmarke. Niemand ein Armband, das ihn identifizierte«, erklärte Ken. So konnte man von den rund dreißigtausend in Blandford begrabenen Soldaten gerade mal etwa zweitausendzweihundert identifizieren.

Nachdem fünfzehn Jahre lang sterbliche Überreste gesammelt worden waren, beschlossen die Damen, dass sie ein Zentrum auf dem Friedhof brauchten. Die Stadt Petersburg überließ ihnen die alte Kirche, die ja schon fast hundert Jahre lang leer stand, um sie zu renovieren und daraus einen Gedenkort für die Gefallenen der Konföderierten-Armee zu machen. Die Ladies' Memorial Association wandte sich an die Tiffany Studios, die Werkstatt des weltberühmten Künstlers und Spezialisten für Buntglas, Louis Comfort Tiffany. Während Ken weitererzählte, recherchierte ich rasch auf meinem Handy: Louis Comfort Tiffany

gehörte zur berühmten New Yorker Familie Tiffany; sein Vater hatte die Firma Tiffany & Co. gegründet.

Das Problem der Ladies' Memorial Association bestand darin, dass sie das berühmte Unternehmen nicht bezahlen konnte. »Im Jahr 1901 verkaufte Mr Tiffany ein Fenster dieser Größe für tausendsiebenhundert Dollar. Umgerechnet entspricht das etwa neunundvierzigtausend Dollar nach heutigen Maßstäben«, sagte Ken. Und die Ladies' Memorial Association brauchte über ein Dutzend Fenster. Doch am Ende gewährten die Tiffany Studios den Damen einen Rabatt: dreihundertfünfzig Dollar pro Fenster waren deutlich bezahlbarer, aber für die Organisation immer noch zu teuer.

»Die Lösung bestand darin, dass sie sich an die konföderierten Bundesstaaten und deren Nachbarstaaten wandten und sagten: ›Wenn ihr das Geld aufbringt, werden wir zu euren Ehren ein Fenster in diesem Denkmal für den Soldaten der Südstaaten einsetzen.‹ Und so wurden alle Fenster eingesetzt«, berichtete Ken, während er seine Hände bewegte, als hielte er einen Zauberstab.

Dann holte er einen Schlüsselbund aus seiner Tasche und schloss die Kirchentür auf. Als wir eintraten, umging mich zunächst eine schummrige Dunkelheit. Ich konnte nur Umriss alter Kirchenbänke und die Buntglasfenster erkennen, die von der Sonne angestrahlt wurden. Nachdem meine Augen sich an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, wurden die Konturen im Kirchenraum und die Bilder in den Fenstern schärfer. Jedes Fenster war ein faszinierendes Exempel handwerklicher Kunst. Schillernde Blau-, Grün- und Violettöne. Auf jedem Fenster war ein christlicher Heiliger, umgeben von bunten Farben, zu sehen. Es wirkte beinah, als würden die frommen Figuren aus dem dicken Glas heraustreten.

»Drei Dinge kennzeichnen so ein Fenster: Wappen, Figur und Inschrift«, erklärte Ken und trat an das erste Fenster, das sich am nächsten bei der Tür befand: eine hohe, prachtvolle Scheibe mit dem heiligen Markus, der eine Schriftrolle in der Hand hält und in die Ferne blickt. Jedes Fenster, das an die Soldaten eines Bundesstaats erinnert, weist oben das jeweilige Wappen und unten eine Inschrift auf. Unter dem heiligen Markus stand in Schwarz auf goldenem Grund: TO THE GLORY OF GOD AND IN MEMORY OF SOUTH CAROLINA'S SONS WHO DIED FOR THE CONFEDERACY+++HE DOETH ACCORDING TO HIS WILL IN THE ARMY OF HEAVEN AND AMONG THE INHABITANTS OF THE EARTH. *(Zum Ruhme Gottes und zur Erinnerung an die Söhne South Carolinas die für die Konföderation starben +++ Er handelt nach seinem Willen in der Armee des Himmels und unter den Bewohnern der Erde.)*

Auf den anderen Fenstern waren die Heiligen Bartholomäus, Paulus, Johannes, Petrus, Jakobus der Jüngere, Philippus, Thomas, Matthäus, Lukas und Andreas zu sehen. Unter jedem von ihnen präsentierte eine Inschrift den Heldenmut der konföderierten Soldaten, die im Krieg gekämpft hatten.* Mein Blick ging zwischen den Heiligendarstellungen und den Inschriften zu deren Füßen hin und her. Mit jeder Sekunde kam mir das Ganze unstimlicher vor.

Ken führte die ästhetische Geschichte jedes einzelnen Fensters detailliert aus. So ging er von einem zum nächsten und hielt seine eingeübte Präsentation mit aller Sorgfalt und Ausführlich-

* Insgesamt gibt es fünfzehn Fenster. Von den dreizehn, die einzelnen Bundesstaaten gewidmet sind, zeigen elf Heilige (Maryland und Arkansas nicht, und deren Fenster sind auch kleiner). Ein Fenster ist der Ladies' Memorial Association gewidmet, und das letzte zeigt nur ein Kreuz, das Cross of Jewels genannt wird.

keit. Über etwas anderes als die Fenster wurde allerdings kaum gesprochen.

Ich fragte ihn, ob die Leute, die dieses Gelände besuchten und an den Führungen teilnahmen, Sympathisanten der Konföderierten seien.

»Ich denke, es gibt eine *Empathie* für die Konföderierten«, antwortete er in leicht verändertem Ton. »Man kommt hauptsächlich wegen der Schönheit der Fenster her, aber viele Leute wissen nichts darüber und eine Menge Leute, die herkommen, haben Mitgefühl für die Konföderierten. Sie erzählen einem: »Meine Urururgroßmutter, mein Urururgroßvater liegen hier begraben.« Sie haben also tiefe Wurzeln im Süden, die bis in die 1860er-Jahre oder noch weiter zurück reichen.« Er ging die Schlüssel in seiner Hand durch, um den für die Kirchentür zu finden. »Aber sehr viele Leute kommen auch aus Michigan, Minnesota und Montana, weil sie die schönen Fenster sehen wollen.«

Ich versuchte es noch direkter.

Ich fragte Ken, wie er persönlich – und wie die Institution Blandford – dazu stand, die Geschichte und den Symbolismus der konföderierten Ikonografie in der Kirche und auf dem Friedhof zu präsentieren. War es in Ordnung, nur über die Fenster zu sprechen und nichts zur Sache der Konföderierten, zu deren Ehren sie ja hergestellt worden waren?

»Ganz einfach«, erwiderte Ken. »Wie man so schön sagt, »Sie sind nicht von hier«. Ich bin kein Südstaatler.«

Ich verstand nicht so recht, was Ken damit meinte.

»Mein Vater war beim Militär, sodass ich hauptsächlich nördlich der Mason-Dixon-Linie aufwuchs. Ich hatte keine Südstaaten-Erziehung. Ich rede nicht vom Krieg der nördlichen Aggression oder dem Krieg um die den Bundesstaaten vorbehaltenen Rechte«, sagte er und bezog sich damit auf alternative Bezeich-

nungen für den Bürgerkrieg, die Sympathisanten der Konföderierten manchmal verwenden. »Ist es möglich, dass diese Kirche 1735 vielleicht oder wahrscheinlich durch Sklavenarbeit erbaut wurde? Absolut. Blieben die Sklaven auf der auffälligen Empore, auch wenn die Kirchengemeinde klein war? Vielleicht.«

Ken meinte, dass die fehlende Diskussion über diese Themen möglicherweise mit dem demografischen Profil der Besucherinnen und Besucher des Friedhofs zusammenhing. »Sie sind zum überwiegenden Teil weiß. Denn es ist zwar nicht so, dass Schwarze Besucher die Fenster nicht zu schätzen wüssten, aber manchmal fühlen sie sich nicht so wohl mit dem Kontext, für den sie stehen.« Und weiter: »In den meisten Fällen versuchen wir, uns auf die Schönheit der Fenster zu beschränken, das Tiffany-Glas usw.«

Vielleicht war es nicht nur einfach so, dass Schwarze Menschen einen Soldatenfriedhof der Konföderierten nicht besuchten, weil sie nicht an einem solchen Ort sein wollten. Vielleicht lag es hauptsächlich daran, wie die Geschichte der Konföderierten hier erzählt wurde. Ich war versucht, Ken von der Whitney Plantation zu erzählen: Dass so viele Menschen annahmen, Schwarze Amerikaner hätten kein Interesse daran, ein Stück Land zu besuchen, auf dem ihre Vorfahren versklavt worden waren; doch mein Besuch auf der Whitney hatte mir gezeigt, dass, wenn man bereit ist, eine andere – ehrlichere – Geschichte zu erzählen, nach und nach andere Leute zum Besichtigen kommen. Für mich hatte der Besuch eines Südstaaten-Friedhofs und Kens Vortrag über die Schönheit von Fenstern, ohne zu erklären, woran sie erinnern sollten, große Ähnlichkeit mit einem Plantagenbesuch, bei dem nur von der dekorativen Infrastruktur des Herrenhauses die Rede wäre, ohne die Hände der Versklavten zu erwähnen, die es erbaut hatten.

Wir kehrten in das Besucherzentrum zurück, wo Glasvitrinen mit Exponaten aus der Geschichte des Friedhofs im Licht der späten Morgensonne standen. Ken zeigte auf eine Dame hinter der Theke. »Sie ist mein Boss«, erklärte er, als versuche er, mich an jemand anderen abzuschieben oder wenigstens die Last der Fragen, mit denen ich ihn bombardierte, zu teilen.

Schon kam die Frau zu uns und blieb dicht bei Ken stehen. Sie lächelte und ich lächelte zurück.

Martha hatte ein freundliches Gesicht und trug eine große Brille mit Schildpattgestell. Ich fragte sie, ob es dem Friedhof Sorgen bereite, dass durch die so positive Präsentation Blandfords die Verbindung zu einer Armee und einem Anliegen, das gewalttätig, rassistisch und hochverräterisch gewesen war, verzerrt würde.

»Absolut«, sagte sie. »Und wenn Leute mich fragen – ich bin jetzt seit 18 Jahren hier, also werde ich oft gefragt –, was ich persönlich für den wahren Grund des Krieges halte. Dann sage ich: ›Nun, wenn ich fünf verschiedene Historiker nehme, die fünf verschiedene Bücher geschrieben haben, dann bekomme ich fünf verschiedene Antworten.‹ Das ist eine Menge. Aber aus der Perspektive *meiner* Vorfahren war es nicht die Sklaverei. Meine Vorfahren waren keine Sklavenhalter. Aber mein Uurgroßvater hat gekämpft. Er hörte, dass Truppen des Bundes nach Norfolk vorrückten. Da sagte er: ›So nicht, ich muss mich der Armee anschließen und meinen Heimatstaat verteidigen‹, und das hat er dann gemacht. Da ging es nicht um das Thema Sklaverei, aber das ist nur ein Einzelner gewesen. Ich versuche den Leuten immer zu erklären, dass da viele Dinge zusammengekommen sind.«

Sie fuhr fort: »Es war interessant, als ich anfang, in der Kirche zu arbeiten – mir geht es vor allem darum, etwas über die interessante frühe Geschichte und darüber zu erfahren, was die

Frauen getan haben. Als Frau spreche ich gerne von Frauengeschichte und sage, die haben viel durchgemacht, aber so haben sie geholfen, ihre Trauer um vielleicht einen toten Ehemann, einen Vater oder Sohn durchzustehen, indem sie versuchten, sich um diese sterblichen Überreste zu kümmern. Denn noch mal, die Bundesregierung hat sich um die Union Army gekümmert. Für die Konföderierten wurde nichts getan, deshalb war ihnen das wichtig. Und das hier haben sie hervorgebracht, diese wundervolle Kapelle. Wenn man sich vorstellt, dass man da hineingehen kann und, wie Ken schon gesagt hat, einfach diese kleine anglikanische Kirche genießt, die restauriert wurde, um nun diese wunderschöne Kapelle zu sein. Ich glaube, man könnte den Bürgerkriegsaspekt komplett ausklammern und nur die Schönheit genießen.«

Ich merkte mir, dass Martha ihre Herkunft zum Ausgangspunkt unserer Unterhaltung gemacht hatte. Das erschien mir nicht zufällig, sondern von zentraler Bedeutung für ihre Einstellung zum Krieg und dazu, wofür er stand.

»Sie haben davon gesprochen, dass eine Menge Leute herkommen, einfach nur die Fenster besichtigen und die Geschichte und Einrichtung der Kirche wahrnehmen können«, sagte ich. »Aber für mich als Afroamerikaner, dessen Vorfahren versklavt waren, ist es sehr schwer, das überhaupt auseinanderzuhalten. Es ist für mich schon ein massiver Widerspruch, überhaupt hier zu sein. Ich war bis heute noch nie auf einem Konföderierten-Friedhof. Ich glaube, ich erlebe das wahrscheinlich sehr viel anders als viele ihrer Besucher.«

Als ich das sagte, nickten Martha und Ken. »Leider passiert das nicht oft«, sagte Ken. »Was würden Sie schätzen, Martha – sind 85 bis 90 Prozent unserer Besucher weiß?«

Martha nickte.

Hätte ich schätzen sollen, dann hätte ich diesen Prozentsatz weißer Besucherinnen und Besucher noch für untertrieben gehalten.

Ken trat ein paar Schritte beiseite und ich setzte meine Unterhaltung mit Martha fort. Während wir so sprachen, schaute ich auf die Theke und entdeckte einen Stapel Flyer für eine Veranstaltung der Sons of Confederate Veterans am Memorial Day. Meine Aufmerksamkeit ließ nach. Marthas Worte wurden zu einer unverständlichen Geräuschkulisse, während ich die Hand ausstreckte und mir einen davon nahm. Marthas Blick folgte meiner Handbewegung. Sie wurde rot und drehte das oberste Blatt schnell um, sodass es den Stapel der übrigen Flyer verdeckte.

»Schauen Sie sich das gar nicht an. Tut mir leid«, meinte sie nervös. »Ich sage Ihnen, dass es mir von meinem ganz persönlichen Standpunkt aus schon zu schaffen macht.«

Ich sah mir den Flyer genauer an, insbesondere das Foto des Gastredners bei dem Event: Paul C. Gramling Jr., damals Commander in Chief der Sons of Confederate Veterans.

»Es stört mich nicht, dass sie am Memorial Day kommen und Konföderierten-Fahnen auf die Gräber der Konföderierten legen, das ist okay«, sagte sie. »Aber wenn es nach mir geht, braucht man keine Südstaatenflagge auf –« Sie stotterte schnell ein paar Sätze, denen ich nicht folgen konnte. Dann riss sie sich zusammen und holte tief Luft.

»Es geht mir gegen den Strich, dass Leute das benutzen, um Aggression zu verbreiten«, sagte sie. »Wenn man nur über Geschichte spricht, ist das toll, aber diese Leute kommen mit Sachen wie ›*The South shall rise again*‹ (Der Süden wird wiederauferstehen). Das ist sehr besorgniserregend. Es ist friedlich, aber ich war einmal bei so was, weil ich eingeladen wurde und es mal sehen wollte. Aber ich werde das nie wieder tun. Diese Leute können

keine Ruhe geben. Ich meine, es ist nicht so, dass sie wieder Leute versklaven wollen, aber sie können sich nicht damit abfinden, dass Geschichte nun mal Geschichte ist.«

Martha fing an, mir den Unterschied zwischen *etwas bewahren* und *etwas feiern* zu erklären, der mir theoretisch auch einleuchtete. Ich fragte sie nach ihrer Meinung zu den Denkmälern der Konföderierten in Richmond, die seit dem weiß-nationalistischen Aufmarsch in Charlottesville 2017 so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten.

»Ich würde diese Denkmäler gerne erhalten sehen, aber mit Kontext«, sagte sie. »Denn noch mal, ich verstehe ja, was diese Leute bewegt, aber wenn wir sie nicht da behalten können, wo sie jetzt sind, dann müssen sie doch irgendwohin.«

Die Sache ist, ich glaube nicht, dass Robert E. Lee über diese ganze Vergötterung erfreut gewesen wäre. Er war ein sehr bescheidener Mensch. Ich glaube nicht, dass er von dieser Kontroverse begeistert wäre«, sagte sie. »Er hat getan, was er für richtig hielt. Er hat schrecklich viel getan. Noch mal, er war in der US-Armee, bevor er zu den Konföderierten [Staaten von Amerika], den CSA, ging. Aber ich – nur von dem ausgehend, was ich persönlich über ihn gelesen habe – ich glaube nicht, dass er auch nur ein bisschen froh darüber wäre, von all den Statuen von ihm überall zu erfahren. Ich glaube nicht, dass er froh wäre, von einer Auseinandersetzung über die Monument Avenue zu hören, weil er dafür einfach viel zu bescheiden war.«

Jetzt kamen andere Leute ins Besucherzentrum und ich wollte die beiden nicht von der Arbeit abhalten. Also bedankte ich mich bei Ken und Martha für ihre Zeit und ging hinaus, wo der Wind über Tausende von Grabsteinen wehte.



Ich dachte über Marthas Bewunderung für Robert E. Lee und ihre Gewissheit nach, dass ihm die in seinem Namen errichteten Denkmäler nicht zugesagt hätten. Vielleicht hatte Martha recht, denn Lees Äußerungen legen nahe, dass er von Konföderierten-Denkmalern abgeraten hätte. In einem Brief aus dem August 1869 schreibt er: »Ich halte es darüber hinaus für klüger, die Wunden des Krieges nicht offenzuhalten, sondern dem Beispiel der Nationen zu folgen, die sich bemüht haben, die Spuren von Bürgerkrieg zu tilgen, die damit verbundenen Gefühle dem Vergessen anheimzugeben.«¹

Lees Zurückhaltung hinsichtlich der Errichtung von Kriegsdenkmalern sollte jedoch nicht exkulperend verstanden werden. Oder als Zeichen seines Wunsches, sich zu einer egalitären Gesellschaft zu entwickeln, in der Schwarze Menschen ihren weißen Pendanten gleichgestellt wären. Der Historiker Kevin M. Levin schreibt dazu, dass Lee nach außen hin mit der Niederlage versöhnt wirkte, doch im Privaten die Befreiung und das Ende der Sklaverei fürchtete.

Robert E. Lee war ein Sklavenhalter, der eine Armee anführte, die darauf gründete, die Institution der Sklaverei zu erhalten und auszudehnen. Ein Brief, den Lee 1856 an seine Frau schrieb, wird oft als Beweis dafür benutzt, dass Lee nicht für die Konföderation gekämpft haben kann, um die Sklaverei zu schützen, da er diese für »ein moralisches & politisches Übel« hielt.² Ohne weiteren Kontext – und Anerkennung der Tatsache, dass Lee versklavte Menschen besaß – könnte diese Aussage Lee vor dem Vorwurf des Rassismus und der Bigotterie schützen. Doch zwei Sätze später schreibt er:

Ich halte es jedoch für ein größeres Übel für den weißen Mann als für die schwarze Rasse, & auch wenn ich mich

Letzteren verpflichtet fühle, hege ich doch stärkere Sympathien für Ersteren. Die Schwarzen sind hier unermesslich viel besser dran als in Afrika, moralisch, gesellschaftlich & physisch. Die schmerzhafteste Disziplin, der sie unterworfen werden, ist nötig für ihre Unterweisung als Rasse, & ich hoffe, sie wird sie zu Besserem vorbereiten & führen. Wie lange ihre Unterwerfung noch nötig sein wird, weiß & befiehlt eine weise & gnädige Vorsehung. Ihre Befreiung wird eher aus dem milden & erweichenden Einfluss des Christentums resultieren denn aus den Stürmen & Unwettern feuriger Auseinandersetzung.

Zwar schien Lee zu glauben, dass die Sklaverei eines Tages enden würde, doch er schien auch überzeugt, dass von Gott abhinge, wann das passiere. Diese Ansicht war in Lees Welt durchaus verbreitet. Er und seine Sklavenhalter-Freunde hätten keine Kontrolle darüber. Jeder, die Versklavten eingeschlossen, müsse schlicht auf göttliche Intervention warten.

Als Sklavenhalter riss Lee skrupellos Familien auseinander. Laut Aussage der Historikerin Elizabeth Brown Pryor »hatte er bis 1860 bis auf eine alle Familien auf dem Anwesen auseinandergerissen«.³ Als drei von Lees versklavten Arbeitern flohen, ließ er sie jagen und aufspüren. Als man sie zurückbrachte, ließ er sie im Rahmen eines grausamen Spektakels auspeitschen. Im Bericht von einem, der zu fliehen versucht hatte, heißt es:

Wir wurden sofort vor General Lee gebracht, der verlangte zu erfahren, warum wir fortgelaufen waren; wir sagten ihm offen, dass wir uns für frei hielten; da erklärte er uns, er würde uns eine Lektion lehren, die wir nie vergessen wür-

den; dann befahl er uns vor die Scheune, wo wir in seiner Anwesenheit von einem Mr Gwin, unserem Aufseher, fest an Pfosten gebunden wurden, dem befahl General Lee, uns bis zur Taille die Kleider herunterzureißen und jedem fünfzig Peitschenhiebe zu geben, nur meiner Schwester nicht, die nur zwanzig bekam; wir wurden vom Aufseher nackt ausgezogen, doch er besaß genügend Menschlichkeit, dass er sich weigerte, uns auszupeitschen; folglich wurde Dick Williams, ein Polizist des Bezirks, gerufen, der uns die befohlenen Peitschenhiebe gab; General Lee stand daneben und mahnte Williams, »gut auszuteilen«, eine Anordnung, der er durchaus nachkam; mit dem bloßen Aufreißen unseres nackten Fleisches nicht zufrieden, befahl General Lee sodann dem Aufseher, unsere Rücken gründlich mit Lauge zu waschen, was getan wurde.⁴

Während des Kriegs war Lee, genau wie seine Zeitgenossen, vom Anblick Schwarzer Soldaten in den Reihen der Union Army irritiert. Weiße Soldaten unter seinem Kommando exekutierten gnadenlos Schwarze Soldaten, die sich während des berühmten Battle of the Crater zu ergeben versuchten. Es war das erste Mal, dass Lees Army of Northern Virginia auf eine größere Anzahl Schwarzer Truppen traf. Die Kraterschlacht ist hilfreich, um nicht nur Lee, sondern auch den Soldatenfriedhof selbst zu kontextualisieren.

»Du kannst eine direkte Verbindung zum Blandford Cemetery herstellen«, erklärte Kevin M. Levin mir. »Der konföderierte Gegenangriff, der den Vorstoß der Union zurückdrängte, an dem eine ganze Division Schwarzer Soldaten beteiligt war, begann nur wenige Schritte von Blandford entfernt. Man sagte diesen Männern, Schwarze Soldaten seien auf dem Schlacht-

feld, und das brachte sie zur Weißglut. Ungefähr zweihundert Schwarze Soldaten wurden ermordet, nachdem sie sich während oder nach der Schlacht ergeben hatten. Es gibt in der Kirche Hinweise auf den Krater. Kurz gesagt befindet sich die Blandford Church auf dem Schlachtfeld der Kraterschlacht.«

Für Weiße in der Konföderierten-Armee war der Anblick dieser Schwarzen Männer in Uniformen der Union ein tiefgreifender und Wut erzeugender Wendepunkt im Krieg, der ihre schlimmsten Impulse weckte. Der Einsatz Schwarzer Soldaten stellte eine Bedrohung der gesamten Gesellschaftsordnung dar, auf der der Süden gründete. Schwarze Soldaten in der Union Army spiegelten nicht nur schlicht die neue demografische Zusammensetzung der militärischen Gegner wider. Lees Armee betrachtete Schwarze Soldaten als Teilnehmer einer Sklavenrevolte, eines Aufstands der schlimmsten albraumhaften Dimensionen, den Lincoln und die US-Regierung aktiv unterstützten. Die konföderierte Regierung erließ Gesetze, die Schwarze Soldaten offiziell bezichtigten, sich an einem Aufstand zu beteiligen, folglich waren sie wieder zu versklaven oder zu exekutieren. Deren weiße Offiziere konnten, weil sie den Aufstand ermöglicht hatten, ebenfalls hingerichtet werden.

Als Lees Männer in der Schlacht auf Schwarze Soldaten stießen, brachten sie ihre Verachtung für die Schwarzen Gegner explizit zum Ausdruck. In seinem Buch *Remembering the Battle of the Crater*, zitiert Levin Erinnerungen zahlreicher Konföderierter: »Es hatte die gleiche Wirkung auf unsere Männer wie ein rotes Tuch auf einen wütenden Bullen«, bemerkte ein Soldat aus South Carolina. Ein anderer, David Holt aus dem 16. Mississippi-Infanterieregiment, erinnerte sich: »Sie waren die ersten, die wir gesehen hatten, und der Anblick von einem Nigger in einer blauen Uniform und mit einem Gewehr war mehr, als ›Johnnie Reb‹ er-

tragen konnte.« (Johnny Reb stand für das Paradebeispiel eines typischen konföderierten Soldaten.) Holt gab an, »Wut hatte Besitz« von ihm ergriffen, und fügte hinzu, »ich empfand so hässlich, wie die aussahen«. Per Laban Odom aus dem 48. Georgia: »Unsere Männer töteten sie mit Bajonetten und den Kolben ihrer Gewehre und auf jede andere Weise, bis acht oder zehn von denen übereinander lagen und das Blut uns fast bis zu den Knöcheln stand.« Ein anderer Soldat aus demselben Regiment schrieb: »Das Bajonett wurde ihnen in die Herzen gerammt & die Mündung unserer Gewehre an ihre Schläfen gesetzt & ihre Gehirne rausgepuset, anderen wurde mit unseren Gewehrkolben der Schädel eingeschlagen. Wenige konnten sich unverletzt zurückziehen.«⁵

Konföderierte Soldaten waren nicht weniger brutal, nachdem Schwarze Truppen sich ergeben hatten. Levin fasst zusammen, wie Soldaten detailliert beschrieben, was nach Einstellung des Feuers passierte.⁶ Jerome B. Yates vom 16. Mississippi erinnerte sich: »Die meisten der Negroes wurden nach der Schlacht getötet. Einige, nachdem man sie hinter die Linien gebracht hatte.« Laut Henry Van Lewvenigh Bird war »das einzige Geräusch, das jetzt noch die Stille durchbrach, irgendein armer verwundeter Unglücklicher, der um Wasser flehte und mit einem Bajonettstich zum Schweigen gebracht wurde, der unmissverständlich ausdrückte: ›*Bois ton sang. Tu n'aurais de soif.*« [Sauf dein Blut. Du wirst keinen Durst mehr haben.] James Verdery nannte es »einen wahrlich *blutigen Anblick, ein perfektes Massaker, beinahe einen Piratenkampf.*«

Levin argumentiert, dass solche Gewalt dazu gedacht war, den Schwarzen Menschen, die sich hinter den konföderierten Linien immer noch in den Klauen der Sklaverei befanden, klarzumachen, dass so ein Aufstand, weder innerhalb noch außerhalb der Grenzen eines Krieges, nicht erlaubt würde. Der *Richmond Exa-*

miner brachte die Stimmung vieler Südstaatler damals unzweideutig zum Ausdruck, als er General Mahone und seine Männer aufforderte, kein Mitleid zu haben: »Schließt eure Augen, General, stärkt euren Magen mit ein wenig Brandy und Wasser, und vollbringt das Werk, das Gott euch und euren tapferen Männern anvertraut hat, bis es ganz vollendet ist; das heißt, bis jeder Neger niedergemetzelt wurde ... schlachtet jeden Neger ab, den Grant gegen eure tapferen Truppen entsendet, und lasst nicht zu, dass sie ihre Hände mit der Gefangenschaft eines einzigen Helden beschmutzen.«⁷

Nach der Kraterschlacht wurden gefangen genommene Unionisten – ob Schwarz oder weiß – gezwungen, durch die Straßen von Petersburg zu marschieren. Levin vermutet, diese Zurschaustellung sollte eine Botschaft an die Zivilisten sein, um ihnen zu verdeutlichen, was auf dem Spiel stand, falls der Krieg verloren ginge: Vermischung der Rassen und das Ende weißer Vorherrschaft.

In den Jahren nach dem Krieg zeigte Robert E. Lee sich nicht offen für die Bildung einer Gesellschaft, die auf Rassengleichheit basierte, sondern er kämpfte aktiv dagegen an. So argumentierte er beispielsweise, dass Schwarze Menschen kein Wahlrecht haben sollten. »Es stimmt, dass die Menschen des Südens zusammen mit denen des Nordens und Westens aus offensichtlichen Gründen gegen jedes System von Gesetzen sind, das die politische Macht über das Land in die Hände der Negerrasse legt«⁸, erklärte er in einem Brief, den andere ehemalige Anführer der Konföderierten 1868 unterzeichneten. »Doch dieser Widerstand entspringt nicht feindseligen Gefühlen, sondern der tief verwurzelten Überzeugung, dass die Neger im Moment weder die Intelligenz noch andere Qualifikationen besitzen, die nötig sind, um sie zu sicheren Verwahrern politischer Macht zu machen.«

Der Widerspruch zwischen Lees rassistischen Ansichten und seinem bereinigten Image fiel nicht nur Menschen späterer Generationen auf. Er wurde schon – vor allem von Schwarzen Autorinnen und Autoren und Aktivistinnen und Aktivisten – bald nach Lees Tod benannt und identifiziert. So verurteilte 1870 Frederick Douglass mit Blick auf die beginnende Vergöttlichung Lees »das bombastische Lob auf den Rebellenführer«. Angewidert beklagte er, dass er »kaum eine Zeitung aufschlagen könne ... die nicht voll mit *Übelkeit erregenden* Schmeicheleien über den verstorbenen Robert E. Lee ist«.⁹

Das war auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch eindeutig so, als W. E. B. Du Bois 1928 in einem Aufsatz schrieb:

Alljährlich am 19. Januar wird wieder versucht, Robert E. Lee, den größten General der Konföderierten, heiligzusprechen. Seine persönliche Wohlgestalt, seine aristokratische Herkunft und sein militärisches Können sprechen für Großartigkeit und Genialität. Doch eine Sache – ein fürchterliches Faktum – spricht gegen ihn, und zwar die unbestreitbare Wahrheit, dass Robert E. Lee einen blutigen Krieg für den Erhalt der Sklaverei führte. Copperheads wie die *New York Times* mögen majestätisch behaupten, »natürlich kämpfte er nie für die Sklaverei«. Tja, wofür hat er denn dann gekämpft? Für die Rechte der Bundesstaaten? Unfug. Der Süden interessierte sich für die State Rights nur als Waffe zur Verteidigung der Sklaverei ... Nein. Menschen ziehen nicht für abstrakte Theorien der Staatsführung in den Krieg. Sie kämpfen für Besitz und Privilegien, und genau dafür kämpfte Virginia im Bürgerkrieg. Und Lee folgte Virginia ... Entweder wusste er, was Sklaverei bedeutete, als er zu ihrer Verteidigung mithalf, Tau-

sende zu verstümmeln und zu morden, oder er wusste es nicht. Wenn er es nicht wusste, war er ein Narr. Wenn er es wusste, dann war Robert Lee ein Rebell und Hochverräter – nicht so sehr an seinem Land, sondern an der Menschlichkeit und dem Gott der Menschlichkeit.¹⁰

Es geht nicht bloß darum, dass Statuen von Lee und anderen Konföderierten als Denkmäler einer hochverräterischen Armee herumstehen, die auf den Erhalt und die Ausweitung der Sklaverei als Institution aus war. Es geht auch darum, dass wir als amerikanische Steuerzahler für deren Pflege und Erhalt aufkommen. In einem Bericht von 2018 fanden die Zeitschrift *Smithsonian* und der Nation Institute's Investigative Fund (inzwischen Type Investigations) heraus, dass in den vergangenen zehn Jahren amerikanische Steuerzahler mindestens vierzig Millionen Dollar für Denkmäler der Konföderierten, also Statuen, ehemalige Geburts- oder Wohnhäuser, Museen und Friedhöfe, sowie für sogenannte Heritage Groups bezahlt hatten. In Virginia ist die Subventionierung der Ikonografie der Konföderierten ein Projekt, das schon über ein Jahrhundert lang läuft.

1902, als Jim Crow und die damit einhergehenden diskriminierenden Stereotype noch ihre gewalttätige und politisch repressive Kraft entfalteten, beschloss die rein weiße Legislative eine jährliche Zuwendung aus dem Haushalt des Bundesstaats für die Pflege konföderierter Gräber. *Smithsonian* stellte bei seinen Nachforschungen fest, dass insgesamt nach heutigem Wert schätzungsweise neun Millionen Dollar dafür ausgegeben wurden.¹¹ Ein Großteil dieser Gelder geht direkt an die United Daughters of the Confederacy, die zwischen 1996 und 2018 mehr als 1,6 Millionen Dollar für die Erhaltung konföderierter Soldatenfriedhöfe vom Staat Virginia erhalten haben.¹²

Friedhöfe von Schwarzen und ehemals versklavten Menschen wurden nie im gleichen Ausmaß finanziell gefördert. 2017 verabschiedete die Legislative von Virginia den Historical African American Cemeteries and Graves Act, um ihre Bereitschaft zur Wiedergutmachung dieses Unrechts zu zeigen. Zum Zeitpunkt der Nachforschungen der Zeitschrift *Smithsonian* waren allerdings weniger als tausend Dollar dafür aufgewendet worden. (Inzwischen hat Virginia seine Förderung erhöht und 2020 einen Fonds speziell für afroamerikanische Friedhöfe des 19. Jahrhunderts gegründet; ein Schritt, um die mehr als hundertjährige Vernachlässigung auszugleichen.)

Direkt gegenüber vom Blandford Cemetery befindet sich auf der anderen Straßenseite ein kleinerer, bescheidenerer Friedhof.

Der People's Memorial Cemetery wurde 1840 von achtundzwanzig Mitgliedern der freien Schwarzen Gemeinde Petersburgs gekauft. Dort liegen begraben: versklavte Menschen; ein Autor, der gegen die Sklaverei schrieb und dessen Grab zu den Sehenswürdigkeiten des National Underground Railroad Network to Freedom zählt; Schwarze Veteranen aus dem Bürgerkrieg sowie aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg; zudem Hunderte andere Schwarze Einwohner Petersburgs.

Der Unterschied zwischen den beiden Friedhöfen war beinahe so offensichtlich wie der zwischen den beiden Grabstätten auf Monticello. Es gibt deutlich weniger Grabsteine auf dem People's Memorial Cemetery als auf dem Blandford Cemetery, und die vorhandenen waren ohne Unterschied auf dem braunen Gras verteilt. Die Gräber waren nicht von Flaggen geschmückt. Es wurden auch keine stündlichen Führungen angeboten, um sich an die Verstorbenen zu erinnern. Es gab Geschichte, aber auch Stille.



In den nächsten Wochen erinnerte ich mich immer wieder an den Moment, als Martha den Flyer rasch umgedreht hatte und wie verräterisch rot sie geworden war. Sie hatte sich offenbar dafür geschämt, dass ich mitbekommen hatte, dass dieses Event auf dem Gelände stattfand, für das sie verantwortlich war. Hätte sie nicht so reagiert, wäre ich vielleicht gar nicht neugierig darauf geworden, was sie verheimlichen wollte. Aber so beschloss ich, herauszufinden, wofür Martha sich so geschämt hatte.

Da ich meine Zweifel hatte, ob ich einen Ausflug zu einer Gedenkfeier der Sons of Confederate Veterans (SCV) allein unternehmen sollte, fuhr ich am Morgen des Memorial Day zusammen mit William zurück nach Petersburg. William war ein weißer Doktorand mit blonden Haaren, Grübchen und viel Temperament. Wir sind seit dem College gut befreundet, und da er früher in einem Kindergarten tätig war, zählt er zu den liebsten Spielkameraden meiner Kinder. Nach dem Tod seines Vaters betrieb William etwas Ahnenforschung und musste damit klarkommen, dass Plantagenbesitzer und jemand, der in der Armee der Konföderierten gekämpft hatte, zu seinen Vorfahren gehörten. Er meinte, dieser Ausflug würde Teil seiner eigenen Reise sein, damit abzurechnen.

Als wir in den Friedhof einbogen, war die Straße schon zu beiden Seiten von parkenden Autos gesäumt. Leute spazierten den Hügel zu einem großen Pavillon hinauf. Ich staunte darüber, wie lässig das Event zu sein schien – ein paar Hundert Männer und Frauen saßen in ungleichmäßigen Reihen auf Klappstühlen, die sie offenbar selbst mitgebracht hatten. Kinder spielten um den Stamm eines hohen Baums herum Fangen. Von Teenagern bis zu Senioren begrüßten und umarmten sich Menschen, lachten und klopfen sich gegenseitig auf die Schultern. Ich fühlte mich wie auf einem Familientreffen von irgendwem.

Wie Unkraut schienen unzählige Dixie-Flaggen aus der Erde zu wachsen. Es gab Baseballcaps mit der Konföderiertenfahne, Bikerwesten mit den Wappen jedes Bundesstaats, der sich abgespalten hatte, und Liegestühle mit den Buchstaben UDC, der Abkürzung von United Daughters of the Confederacy. Links und rechts von mir befanden sich weitere – und viel größere – Flaggen der Konföderierten, die im Wind flatterten. Vor dem Pavillon standen zwei Flaggen, eine der Konföderierten und eine der USA, Seite an Seite, als hätte der epische Konflikt zwischen ihnen nicht siebenhunderttausend Menschenleben gekostet.

Ohne Klappstühle standen wir hinter der Menge, um niemand, der saß, die Sicht zu versperren, und auch um nicht so aufzufallen.

Das Event begann mit einer Ehrengarde. Ein Dutzend Männer in Konföderiertenuniformen marschierten auf. Jeder trug ein Gewehr mit langem aufgepflanztem Bajonett auf der linken Schulter. Die Uniformen waren rauchgrau und die Kappen sahen aus wie in Asche getaucht. Alle erhoben sich von ihren Stühlen, als die Männer vor dem Pavillon aufmarschierten. Manche standen sogar stramm oder legten die Rechte salutierend an die Stirn. Andere hielten ihre Handys hoch, um Bilder von der wehmütigen Prozession zu machen. Nachdem die Ehrengarde von einer Seite des Pavillons auf die andere gewechselt hatte, standen die Männer in Habtachtstellung, während der Zeremonienmeister alle aufforderte, die Kopfbedeckungen abzunehmen und den Treueschwur der Vereinigten Staaten mitzusprechen. Darauf folgte eine Instrumentalversion von *The Star-Spangled Banner*, bei der die Menge mitsang. Danach griff der Gitarrist übergangslos wieder in die Saiten und die Menge begann eine schwungvolle Version des berühmten Songs *Dixie*:

*Oh, I wish I was in the land of cotton
 Old times there are not forgotten
 Look away! Look away! Look away! Dixie Land*

Ursprünglich wurde das Lied in den 1850er-Jahren für eine Minstrel-Show geschrieben, bei der Weiße mit schwarz geschminkten Gesichtern auftraten. Im Laufe der Zeit entwickelte es sich quasi zur Konföderierten-Hymne. Die spielte man auch, bevor die Soldaten der Südstaaten in die Schlacht zogen.¹³ Der Song wurde Mitte des 20. Jahrhunderts zu einem Symbol von *massive resistance* – einer Bewegung, die zunächst die Aufhebung der Rassentrennung in Schulen verhindern wollte, sich später aber zu einem breiten Widerstand gegen die Bürgerrechtsbewegung ausweitete. Die Marching-Band Ole Miss spielte es sogar auf dem Football-Feld, und zwar in Uniformen, die an die der Konföderierten erinnerten.¹⁴ Ich sah mich um, während alle im Chor mitsangen, aus voller Kehle und als fast paradox anmutender wohlklingender Tribut an eine untergegangene Heimat ihrer Vorfahren. Eine Heimat, die nie für mich gedacht war.

Verschiedene Redner traten ans Pult unter dem Pavillon. Jeder pries die unter unseren Füßen begrabenen Soldaten und äußerte heftige Kritik an jenen, die vielleicht Einwände gegen solche lobenden Trauerreden anmelden würden.

»Dieser Friedhof«, meinte einer, »ist genauso wichtig wie jeder andere in den Konföderierten Staaten von Amerika. Damit wir die Widrigkeiten, die Mühen, unter denen sie gekämpft haben und gestorben sind, die sie und ihre Familien durchgemacht haben, nie vergessen.«

»Während diejenigen, die hassen, die Erinnerung an diese Helden auslöschen wollen«, sagte ein anderer, »haben diese

Männer den höchsten Preis für Freiheit bezahlt und verdienen, dass man sich an sie erinnert.«

Während wir so dastanden und zuhörten, holte ich ein Notizbuch heraus und begann, mir Notizen zu machen. Ich bemühte mich, das unauffällig zu tun, aber es kam mir vor, als würde mein Stift kreischend laut übers Papier kratzen. Ich spürte Blicke auf mir und mehr als nur ein paar Leute drehten sich auf ihren Plätzen um. Sie schauten verwirrt und wohl auch misstrauisch auf den Schwarzen, den sie noch nie gesehen hatten und der jetzt hinten in einer Menge aus Sons of Confederate Veterans stand. Ein Mann rechts von mir nahm überhaupt nicht unauffällig sein Handy raus und begann, mich zu filmen. Immer mehr Leute drehten die Köpfe. Ich begann ihr Starren auf der Haut zu spüren. Langsam schloss ich das Notizbuch und schob es unter meinen Arm, während ich weiter geradeaus zum Pavillon schaute, um einen möglichst ungerührten Eindruck zu machen. Ohne den Kopf zu drehen, ließ ich den Blick erneut über die Menge schweifen. Der Mann direkt vor mir trug an der Hüfte eine Pistole in einem Holster. Virginia ist ein sogenannter »open-carry State«, man darf hier also offen eine Waffe tragen.

Paul C. Gramling Jr., der damalige Oberkommandierende der Sons of Confederate Veterans, war der Hauptredner. Ich erkannte ihn von dem Flyer, den Martha ein paar Wochen vorher vor mir verstecken wollte. Gramling trug einen hellbraunen Anzug, ein weißes Oxfordhemd und einen steifen Strohhut, den er ein Stück weit in die Stirn geschoben hatte, als solle er sich um seine eigene Achse drehen. Langes dunkelblondes Haar fiel ihm bis auf die Schultern, und ein dichter Ziegenbart bedeckte auch seine Lippen. Als er ans Rednerpult trat, kam sein Gesicht aus der Dunkelheit des Pavillons und wurde sogleich vom weichen Licht der Nachmittagssonne angestrahlt.

Gramling begann seine Rede mit einer Anekdote über den Ursprung des Memorial Day. »Ich habe gelesen, was verschiedene Leute über den Memorial Day und seine Anfänge geschrieben haben. Eines Tages stieß ich auf die folgende. Ich weiß nicht, ob sie stimmt oder nicht, aber sie gefällt mir. Und deshalb will ich sie am heutigen Nachmittag mit euch teilen.«

Dann las er laut den Bericht über eine Zeremonie zum Memorial Day vor, die am 25. April 1866 in Columbus, Mississippi, stattgefunden hatte, als »Frauen die Gräber von Soldaten der Nord- wie der Südstaaten schmückten«. Seine Stimme klang wie ein knarrender alter Schaukelstuhl, der sich vor und zurück bewegt. »Sie [die United Daughters of the Confederacy] werden für immer alle Helden unseres Landes mit unsterblicher Hingabe ehren, und die unserer konföderierten Toten, die sich einen rechtmäßigen Platz als amerikanische Veteranen verdient haben. Wir sollten unser Vermächtnis als Amerikaner, ob aus Norden oder Süden, ob Schwarz oder weiß, ob reich oder arm annehmen. Denn unser amerikanisches Erbe ist das Einzige, was wir gemeinsam haben, und es ist das, was uns ausmacht.«

Die versöhnliche Mehrdeutigkeit seines Tons überraschte mich. Es schien sein Wunsch zu sein, keine Demarkationslinie zwischen der Konföderation und den Vereinigten Staaten zu ziehen, sondern die Erinnerung an die Konföderation ins historische Bewusstsein des Landes zu integrieren. Nach seiner Lesart waren Soldaten der Südstaaten genauso US-Militär-Veteranen wie diejenigen, die im Ersten und Zweiten Weltkrieg, in Vietnam, Korea und dem Irak gekämpft hatten. Es schien keine Rolle zu spielen, dass sie ja tatsächlich gegen die Vereinigten Staaten gekämpft hatten. Er fand, sie sollten selbst als US-Veteranen erinnert werden.

Gramlings Rede klang sehr ähnlich wie die Feiern zum

Memorial Day nach Ende der Reconstruction. Auch damals riefen Redner, dass dies ein Tag der Versöhnung sein sollte, der den Opfern der Soldaten beider Seiten Tribut zollte, ohne zu berücksichtigen, worum in diesem Krieg eigentlich gekämpft worden war.¹⁵ Roger A. Pryor, ehemaliger General der Konföderierten, ging sogar so weit zu behaupten, der Krieg sei gar nicht von der Sklaverei verursacht worden. Und er behauptete – was auch Lee verbreitete –, dass die Sklaverei enden würde, wenn Gott es für richtig hielte. »Objektive Geschichte wird bezeugen, dass die Sklaverei nicht durch irgendwelche Anstrengung des menschlichen Willens endete, sondern durch das unmittellbare Eingreifen des Allmächtigen höchstselbst; und in die Lobeshymne, die für die Befreiung von vier Millionen menschlichen Wesen zum Himmel steigt, mischt die Stimme des konföderierten Soldaten ihren Ton frommer Gratulation.«¹⁶

»Ich weiß nicht, ob sie stimmt oder nicht, aber sie gefällt mir« – diese Bemerkung zu Beginn von Gramlings Rede war überraschend ehrlich und außerordentlich entlarvend. Ich war verblüfft von Gramlings lässiger Rahmenerzählung.

Die Idee für den Memorial Day wird oft nicht Columbus in Mississippi, sondern Columbus in Georgia zugeschrieben, das den Anstoß zu der Veranstaltung in Mississippi gab, aber eben erst einen Tag später.* 1866 bestimmte die Ladies' Memorial Association in Columbus, Georgia, den 26. April – also den Jahrestag der Kapitulation des Konföderierten-Generals Joseph E. Johnston vor dem Unions-General William T. Sherman –, um

* Die Ladies' Memorial Association in Columbus, Georgia, kündigte die Veranstaltung in der Presse an, weil sie hoffte, dass andere Orte ähnliche Feiern abhalten würden. Die Zeitungen in Columbus, Mississippi, hatten sich mit dem Datum der angekündigten Veranstaltung vertan, daher fand sie versehentlich einen Tag zu früh statt.

an die Toten der Konföderierten zu erinnern. Andere Bundesstaaten hatten anderen Tage, die sie als früheste Feierlichkeiten zum Memorial Day – oder »Decoration Day«, wie er oft auch genannt wurde – bezeichneten. Zum Beispiel den 10. Mai, den Todestag von Stonewall Jackson, und den 3. Juni, Geburtstag des ehemaligen konföderierten Präsidenten Jefferson Davis.¹⁷

Viele Orte im Süden behaupten von sich, Erfinder des Memorial Day zu sein, so auch der Blandford Cemetery. Auf der offiziellen Webseite von Petersburg, Virginia, heißt es, der erste Memorial Day sei auf dem Gelände von Blandford im Juni 1866 begangen worden.¹⁸ Die Geschichte ist allerdings Interpretationssache. Laut dem Historiker David Blight fand die erste Zeremonie zum Memorial Day im Mai 1865 in Charleston, South Carolina, statt, also bevor konföderierte Frauen Gräber in Georgia, Mississippi oder Virginia ehrten. In den Archiven von Harvard fand Blight Berichte sowohl aus der *New-York Tribune* als auch aus dem *Charleston Daily Courier* über ein Ereignis, bei dem Schwarze Arbeiter, hauptsächlich befreite Sklaven, gefallene Soldaten der Unionsarmee begruben und in Erinnerung brachten. Konföderierte hatten den Washington Race Course and Jockey Club in Charleston eingenommen und in ein Lager umgewandelt, in dem sie Kriegsgefangene festhielten. Die Bedingungen waren derart fürchterlich, dass beinahe zweihundertsechzig Unions-Soldaten starben und in einem Massengrab hinter der Haupttribüne der Rennbahn verscharrt wurden. Blight beschreibt, was als Nächstes passierte:

Nach dem Abzug der Konföderierten aus Charleston suchten schwarze Arbeiter den Ort auf, begruben die toten Unionisten anständig und bauten einen hohen Zaun rund um den Friedhof. Sie kalkten den Zaun und bauten einen

Bogen über den Eingang, den sie mit den Worten »Martyrs of the Race Course« (*Märtyrer der Rennbahn*) beschrifteten.

Die symbolische Wirkung dieser Bastion aristokratischer Plantagenbesitzer im Low Country war den Befreiten sehr wohl bewusst. Zusammen mit weißen Missionaren und Lehrerinnen organisierten sie eine Parade mit zehntausend Teilnehmern auf der Rennbahn. Ein Korrespondent der *New-York Tribune* war vor Ort und schilderte »eine Prozession von Freunden und Trauernden, wie South Carolina und die Vereinigten Staaten sie noch nie gesehen haben«.

Angeführt wurde die Prozession von dreitausend schwarzen Schulkindern, die Arme voller Rosen, während sie den Marsch der Unionisten »John Brown's Body« sangen. Ihnen folgten einige Hundert Schwarze Frauen mit Blumenkörben, Kränzen und Kreuzen. Dann kamen schwarze Männer, die im Gleichschritt marschierten, gefolgt von Infanterietrupps der Unions-Armee. Auf dem Friedhofsgelände sang ein Chor Schwarzer Kinder *We'll Rally Around the Flag, Star-Spangled Banner* und Spirituals, bevor eine Reihe Schwarzer Priester aus der Bibel lasen.¹⁹

Ich fragte mich, ob Gramling jemals auf diese Geschichte gestoßen war, die zugunsten von Interpretationen, die eher zu *The Lost Cause* passten, weitgehend in Vergessenheit geraten ist.

The Lost Cause ist eine Bewegung, die im späten 19. Jahrhundert Zulauf fand und die versuchte, die Konföderation zu etwas umzudichten, das auf Familie, Ehre und Erbe fußte, anstatt zu sagen, was es wirklich war: ein hochverräterischer Versuch, die Sklaverei Schwarzer Menschen zu verlängern und auszuweiten. Die Bewegung behauptete, dass es im Sezessionskrieg eigentlich nicht um Sklaverei gegangen sei, dass die Soldaten und Generäle, die in dem

Krieg gekämpft hatten, ehrenhafte Männer gewesen wären, die all das nur für ihre Familien und Gemeinden getan hätten, nicht wegen irgendwelcher rassistischer Uneinigkeiten. Der Mythos vom Lost Cause fasste nicht nur diejenigen zusammen, die mit der Sache der Konföderierten sympathisierten, sondern hinterließ auch tiefe Spuren im allgemeinen amerikanischen Bewusstsein. Er war der Versuch, die Geschichte der USA umzuschreiben.

Über den ersten Memorial Day, wie Blight ihn beschreibt, wurde damals in der Presse beachtlich viel berichtet. Doch nachdem die Reconstruction vereitelt war und weiße Demokraten die Macht im Staat übernommen hatten, verschwand die Geschichte der Veranstaltung aus offiziellen Aufzeichnungen und dem Bewusstsein der Öffentlichkeit.

Als er mit seiner Rede fortfährt, richtet Gramling seine Aufmerksamkeit von der Geschichte weg und beginnt, eine Rede nachzuerzählen, die er bezüglich der aktuellen Debatte über Denkmäler der Konföderierten im ganzen Land gehalten hatte. »Ich habe denen gesagt, dass wir heute einen gemeinsamen Feind haben und dieser gemeinsame Feind versucht, das moralische Gefüge dieses Landes auszumerzen. Ich habe denen gesagt, dass, wenn es denen gelingen sollte, alles Konföderierte zu beseitigen, was kommt dann als Nächstes?« Das reglose Gesicht, das er dabei machte, erstaunte mich. Genauso wie der ernste Blick, den er über die Menge schweifen ließ. »Unsere Feinde wissen, wenn sie uns beseitigen können, dann werden sie mit dem Rest des Landes leichtes Spiel haben. Jetzt haben wir schon dreißig Jahre lang mit Leuten zu tun, die versuchen, uns unsere Symbole zu nehmen. Als diese Denkmäler vor mehr als hundert Jahren in unseren Städten errichtet wurden, in diesen Städten und jenen Dörfern, da war die ganze Stadt dabei. Ich weiß das von Shreveport [Louisiana], wo ich herkomme, da haben wir ein Denkmal, im Caddo

Parish Courthouse. Und zur Einweihung dieses Denkmals 1906, da waren Hunderttausende Menschen bei der Einweihung.«

Unter den Zuschauern wurde genickt. Meine Ohren prickelten vor lauter Nervosität.

»Aber wenn ich an diese Männer denke, die hier begraben liegen, die aussehen wie dort...« Er zeigte auf eine schätzungsweise neun Meter hohe Statue eines konföderierten Soldaten, die sich rechts von den Zuhörern befand. »Wenn ihr ihn euch genau ansieht, dann gab es nichts anderes als den Kampf gegen die Elemente, gegen den Feind. Und zu wissen, dass wir dreißigtausend dieser Männer hier liegen haben, die nur Gott kennt. Und dann denke ich an all die Denkmäler in diesem Land, über die Nörgler lamentieren: ›Schafft sie weg. Das beleidigt mich. Es gefällt mir nicht.‹ ... Für mich ist das der amerikanische IS.« Er blickte in die Menge, die zustimmend murmelte, und verzog vor Begeisterung das Gesicht. »Ich habe darüber schon im *Confederate Veteran* geschrieben, in meinem Artikel, weil die nicht besser sind als ISIS im Nahen Osten. Die versuchen, Geschichte zu zerstören, die ihnen nicht passt. Und wie ich schon sagte, wenn sie mit den Symbolen der Konföderierten durch sind – dann sind Symbole der USA, christliche Symbole als nächste dran.«

Jede Silbe von Gramlings Worten fühlte sich an wie brennende Zigaretten, die auf meine Haut gedrückt wurden. Ich musste an all meine Freunde zu Hause in New Orleans denken, die jahrelang dafür gekämpft hatten, dass die Konföderierten-Denkmäler verschwinden sollten. So viele von ihnen waren Lehrerinnen und Lehrer, die sich vorgenommen hatten, ihren Schülern zu zeigen, dass wir den Status quo nicht als unabänderlich hinnehmen müssen. Andere waren Eltern, die versuchten, eine bessere Welt, eine bessere Stadt für ihre Kinder hinzukriegen. Eine, in der keine Sklavenhalter auf knapp zwanzig Meter

hohen Sockeln stehen. Und viele stammten aus einer oder zwei Generationen vor uns, Veteranen der Bürgerrechtsbewegung, die uns so viel darüber gelehrt hat, was diese Statuen repräsentierten, und die vor Jahrzehnten unter Einsatz ihres Lebens dagegen gekämpft haben, was diese Statuen repräsentierten. Ich kenne diese Menschen. Keiner von ihnen war ein Terrorist.

Gramling fuhr fort und ermahnte alle Anwesenden, die wahre Bedeutung der Konföderation zu begreifen und sich »die Geschichte zurückzuholen«. »Wir müssen in der Lage sein aufzustehen und zu sagen: ›Wir sind mehr als das.« Er zeigte auf die Flagge der Konföderierten links vom Pavillon. »Wir sind diese beiden.« Dazu deutete er mit dem Zeigefinger seiner anderen Hand auf die US-Flagge zu seiner Rechten. Er hatte nun beide Arme ausgestreckt, als wolle er die Fahnen neben sich segnen.

Bevor er zum Ende kam, stellte Gramling noch stolz fest, wie er und die Sons of Confederate Veterans ihrer Sache zu nutzen gedachten, und zwar indem sie eine wohlbekanntere rhetorische Formel umformulierten. Er rief: »Wenn ich sage, wir müssen Dixie wieder groß machen, dann haben einige von euch das vielleicht schon auf unserer Webseite gesehen. Wir haben da eine Baseballkappe mit dem Aufdruck ›Make Dixie Great Again‹. Die hat große Ähnlichkeit mit der anderen roten Cap, die ich schon aus Washington, D.C., kenne: ›Make America Great Again‹. Aber ich gebe euch zu bedenken, dass wir, um Amerika wieder groß zu machen, erst Dixie wieder groß machen müssen.«

Als Gramling das Podium verließ, bedachte die Menge ihn mit stürmischem Applaus. Zwei Männer vor uns mit großen Südstaatenflaggen begannen diese mit beunruhigendem Eifer zu schwingen. Ich drehte mich zu William um. Er zog die Augenbrauen hoch und atmete sehr tief und lang aus. Beide ließen wir schnell den Blick über alles streifen, was sich vor und hinter uns

befand. So als wären wir kleine Tiere, die beunruhigende Vibrationen des Bodens unter unseren Füßen spürten.

Das übrige Programm bestand aus einem weiteren Sänger und kurzen Anmerkungen eines Mannes, der viele von Gramlings Punkten noch mal aufgriff. Am Schluss legten verschiedene Vertreter der United Daughters of the Confederacy und der Sons of Confederate Veterans Kränze am Fuß des Denkmals vom Soldaten der Konföderierten nieder. Die Ehrengarde drehte sich in Richtung Gräberfeld, hob ihre Gewehre Richtung Himmel und feuerte dreimal in die Luft. Beim ersten Schuss gaben meine Knie kurz nach und ein Adrenalinstoß durchzuckte mich. Das Knallen der Gewehre hallte in meinem Körper nach. Beim zweiten und dritten Schuss schloss ich die Augen. Dabei spannte ich Muskeln in meinem Mund an, von deren Existenz ich bisher gar nicht gewusst hatte.



2019 gab es, laut eines Berichts des Southern Poverty Law Center, noch knapp zweitausend Denkmäler, Namen von Plätzen und andere Symbole der Konföderierten an öffentlichen Orten überall im Land.²⁰

Der Bau dieser Denkmäler war kein harmloses Gedenken oder der bloße Versuch, an gefallene Amerikaner zu erinnern. Die Errichtung jedes Denkmals vermittelt eine Botschaft, ob bewusst oder unbewusst. Ich denke an die Statuen im ganzen Land, die Leute zeigen, die für den Genozid an Native Americans oder für deren Zwangsumsiedelung verantwortlich waren. Wie muss ein junger Mensch indigener Herkunft diese Sockelfiguren wahrnehmen?

Die Errichtung von Denkmälern für die Konföderation im frühen 20. Jahrhundert passierte in einem Moment, als viele

konföderierte Veteranen in großer Zahl zu versterben begannen. Eine neue Generation weißer Südstaatler, die keine Erinnerungen an den Krieg hatten, wurden erwachsen, und die United Daughters of the Confederacy hatten genug Geld aufgetrieben, um Denkmäler für diese Männer bauen zu lassen. Ihr Ziel bestand unter anderem darin, jüngere Generationen weißer Südstaatler zu lehren, wer diese Männer gewesen waren und dass die Sache, für die sie gekämpft hatten, ehrenwert war. Doch es gibt noch einen weiteren Grund, der sich vom genannten nicht völlig abkoppeln lässt: Diese Monumente wurden auch errichtet, um die *White Supremacy* zu einem Zeitpunkt zu verstärken, als Schwarze Communities terrorisiert und Schwarze soziale und politische Mobilität behindert wurde. Im späten 19. Jahrhundert begannen einzelne Bundesstaaten, Jim-Crow-Gesetze zu erlassen, um das rassistische Kastenwesen dieses Landes zu zementieren. Soziale und politische Gegenreaktionen auf Versuche zur Entwicklung einer integrierten Gesellschaft aus der Zeit der Reconstruction bildeten den Hintergrund, als man die ersten dieser Denkmäler aufstellte. Sie dienten als konkrete Verkörperung der Schreckenskampagne gegen Schwarze Communities. Eine weitere Steigerung bei der Errichtung solcher Denkmäler gab es in den 1950er- und 1960er-Jahren; sie fiel, ob zufällig oder nicht, mit der Bürgerrechtsbewegung zusammen.

Die Organisation an vorderster Front bei der Finanzierung und dem Bau konföderierter Gedenkstätten und Denkmäler, die United Daughters of the Confederacy (UDC), wurde 1894 gegründet. Es war eine Mischung aus Frauengruppen und Vereinigungen, die erstmals während des Sezessionskriegs aufgetaucht waren. Allein die UDC ist, laut *Washington Post*, verantwortlich für die Errichtung von über siebenhundert Gedenkstätten und Denkmälern im ganzen Land; mehr als vierhundert davon stehen

im öffentlichen Raum.²¹ Und während die große Mehrzahl in den ehemaligen Bundesstaaten der Konföderation stehen, finden sich Belege der Lost Cause überall im Land. Während ich das hier schreibe, unter anderem in Kalifornien, im Bundesstaat Washington, in South Dakota, Delaware, New York und Massachusetts.

Diejenigen, die diese Zeugnisse unterstützen, argumentieren, es sei unfair, moralische Maßstäbe von heute an eine vergangene Ära anzulegen. Diese Behauptung ignoriert jedoch die Einwände Schwarzer Autorinnen und Autoren und Aktivistinnen und Aktivisten jener Ära. Frederick Douglass schrieb 1870, »Denkmäler der ›lost cause‹ werden sich als Denkmäler des Unsinns erweisen, sowohl als Erinnerungen einer niederträchtigen Rebellion, die sie notwendigerweise verewigen, als auch das Scheitern dieses speziellen Ansinnens, aus der Sicht derjenigen, die sie errichtet haben. Es ist ein überflüssiges Zeugnis von Dummheit und Irrtum«²².

Douglass blieb unmittelbar nach dem Krieg und für den Rest seines Lebens ein scharfer Kritiker der Lost Cause. 1871 sprach er mit großer Eindringlichkeit von der Gefahr zu vergessen, warum dieser Krieg ausgetragen worden war:

Manchmal bittet man uns im Namen des Patriotismus, die Meriten dieses furchtbaren Kampfes zu vergessen. Wir sollen uns mit derselben Bewunderung derjenigen erinnern, die es aufs Leben der Nation abgesehen hatten, wie derjenigen, die kämpften, es zu retten – derjenigen, die sich für die Sklaverei, und derjenigen, die sich für Freiheit und Gerechtigkeit schlugen.

Ich bin kein Fürsprecher des Bösen. Ich würde nicht auf Gefallene einschlagen. Ich würde keine Reumütigen zurückweisen. Doch möge meine rechte Hand erlahmen

und meine Zunge am Gaumen kleben bleiben, wenn ich den Unterschied zwischen den Parteien in diesem schrecklichen, langen und blutigen Konflikt vergäße.²³

Im Jahr 1931 kritisierte W. E. B. Du Bois die Entscheidung, Denkmäler der Konföderation zu errichten, als ahistorisch und unverantwortlich:

Ich bin überzeugt davon, dass das Schrecklichste am Krieg seine Denkmäler sind – diese furchtbaren Dinger, die zu bauen wir uns genötigt sehen, um der Opfer zu gedenken. Vor allem im Süden hat man den menschlichen Erfindungsreichtum dafür verwendet, auf den Kriegerdenkmälern die Konföderation zu erklären. Der schlichten Wahrheit würde eine Inschrift Genüge tun wie: »Geweiht der Erinnerung an jene, die gekämpft haben, um die Versklavung von Menschen fortzusetzen.« Doch das läse sich mit der Zeit immer schwieriger. Allerdings scheint es allzu weit in die falsche Richtung zu gehen, wenn man auf einem Konföderierten-Denkmal in North Carolina liest: »Gestorben im Kampf um Freiheit!«²⁴

Der Mythos vom Lost Cause beginnt oder endet nicht mit Denkmälern. Er sickert in viele andere Aspekte des Alltags. In elf Staaten gibt es insgesamt dreiundzwanzig Feier- und Festtage zu Ehren der Konföderation.²⁵ 2020 gab es sowohl in Alabama als auch in Mississippi den Robert E. Lee Day, den Confederate Memorial Day und Jefferson Davis' Geburtstag. In South Carolina begeht man einen Confederate Memorial Day, in Texas einen Confederate Heroes Day. In Alabama wie in Mississippi wird der Geburtstag von Robert E. Lee am Martin Luther King Jr. Day gefeiert.

Der Mythos vom Lost Cause wurde auch in den Medien, der Literatur sowie in den Nachkriegspropaganda verbreitet. Zu diesen Märchen gehörte oft, es abzustreiten, dass es im Krieg jemals um Sklaverei ging, oder diese wurde als gütig oder sogar Institution zu beiderseitigem Nutzen dargestellt. Am 22. Februar 1896, fünfunddreißig Jahre nach Jefferson Davis' Einführung ins Amt des Präsidenten der Konföderation, behauptete der ehemalige Südstaatengeneral Bradley T. Johnson, Sklaverei sei »die Lehrzeit gewesen, durch die wilde Rassen von ihnen Überlegenen für die Zivilisation ausgebildet und trainiert worden« seien.²⁶

Nach Kriegsende übernahmen weiße Autoren des Südens von konföderierten Anführern die Verantwortung und stellten weiterhin die Sklaverei nicht als von Gewalt und Ausbeutung geprägte Institution dar, sondern als Arrangement zwischen eifrigen Schwarzen Versklavten und gütigen weißen Sklavenhaltern zu beiderseitigem Nutzen. Thomas Nelson Page, ein Autor aus Virginia, war gerade mal zwölf Jahre alt, als der Krieg endete. Doch er veranschaulichte diese fehlgeleitete Nostalgie in Geschichten, die im weißen Norden wie im Süden gleichermaßen gefielen. In seiner Version des Schwarzen Dialekts des 19. Jahrhunderts schrieb er über versklavte Menschen, die sich die Ära der Sklaverei zurückwünschten. So sagt in *Marse Chan: A Tale of Old Virginia* Sam, ein ehemaliger Sklave:

»Dem wuz good ole times, marster – de bes' Sam uver see! ... Niggers didn' hed nothin' 't all to do – jes' hed to 'ten' to de feedin' an' cleanin' de hawses, an' doin' what de marster tell 'em to do; an' when dey wuz sick, dey had things sont 'em out de house, an' de same doctor come to see 'em whar 'ten' to de white folks when dey wuz po'ly. Dyar warn' no trouble nor nuttin'.«²⁷

(Das waren gute alte Zeiten, Master – die besten, die Sam je gesehen hat! ... Niggers hatten rein gar nichts zu tun – nur sich ums Essen und Saubermachen im Haus kümmern und machen, was der Master ihnen gesagt hat; und wenn sie krank waren, wurden ihn'n Sachen aus dem Haus geschickt und derselbe Doktor kam zu ihnen wie zu den weißen Leuten, wenn sie krank waren. Da gab's keinen Ärger und nichts.)

The Lost Cause war kein Versehen, kein Fehler, in den die Geschichte hineingestolpert ist. Es war ein bewusstes, vielfältiges Ansinnen in verschiedensten Bereichen und basierte darauf, die Erinnerung zu verfälschen und zu verschleiern, wofür die Konföderation stand und welche Rolle die Sklaverei bei der Gestaltung dieses Landes spielte.



Als die Veranstaltung sich aufzulösen begann, schaute ich mich nach jemandem um, der bereit wäre, mit mir zu sprechen. William und ich teilten uns auf, um möglichst viele Gesprächspartner zu finden.

Ich ging auf einen Mann zu, der ein paar Meter entfernt stand und mit einer Kamera fotografiert hatte, die an einem schwarzen Riemen um seinen Hals hing. Nachdem ich mich ihm vorgestellt hatte, ließ er die Kamera sinken und wandte sich mir zu. Jeff hatte einen langen grau melierten Pferdeschwanz, der ihm bis auf den Rücken fiel. Seine Jeansweste mit Konföderierten-Buttons saß locker an seiner rundlichen Statur. Von der Sommerhitze war sein Gesicht verschwitzt und er wischte sich immer wieder Schweißtropfen von der Stirn. Wie er mir erzählte, war er dreiundsechzig Jahre alt und mehrere seiner Vorfahren hatten für die Konföderation gekämpft.

Die Sonne hing wie eine Orange über uns am Himmel. Ich wischte mir ebenfalls die Stirn ab und fragte Jeff, was er von der Veranstaltung hielt, die wir gerade erlebt hatten. »Tja, ich denke, falls jemand die Wahrheit bisher noch nicht kannte, dann hat er sie heute gehört«, sagte er und nickte, wie um seinen eigenen Worten beizupflichten. »Die haben rausgefunden, dass die konföderierten Soldaten ... und wir erwähnen ja auch die Unionssoldaten und die anderen Kriege, an denen wir beteiligt waren ... und wir versuchen, fair und ehrlich zu sein«, bemerkte er nebenbei, bevor er fortfuhr, »wenn es darum geht, was genau passiert ist, und um jeden Einzelnen, der in diesen Schlachten gekämpft hat, unter den Umständen, die versucht haben, es für die Freiheit zu tun. Woran auch immer sie geglaubt haben, wir versuchen alle, es für die Freiheit zu tun. Und ich weiß, dass die konföderierte Seite versucht, die Union zu ehren, obwohl manche Leute glauben, wir würden sie verachten, aber das tun wir nicht. Wir wissen alle, dass sie respektierte Soldaten sind, und wir versuchen, sie weiter zu ehren, mit ihrer Flagge, die die amerikanische Flagge ist, und durch die Denkmäler. Die haben wir hier in Petersburg. Wir haben Denkmäler für die Union und für die Konföderation. Wir haben auch eine Monument Avenue. Und die muss noch für künftige Generationen bleiben, weil die die Wahrheit kennen müssen. Sie können die Wahrheit nicht lernen, wenn man die Geschichte beiseitet. Dann lernt man sie nie. Und sobald man solche Sachen beiseitet, wird man ein Sklave. Und wenn jemand was von Bildung versteht ... wenn man die nicht hat, wird man ein Sklave der Leute.«

Seine Wortwahl überraschte mich, aber ich hätte nicht sagen können, ob er das absichtlich tat und mich provozieren wollte oder ob es bloß ein rhetorischer Zufall war.

»Ich denke, alle sollten die Wahrheit erfahren«, erklärte Jeff,

während er sich mit der Zunge über die Zähne fuhr und sich erneut mit dem Handrücken die Stirn abwischte.

»Und was ist Ihrer Meinung nach die Wahrheit?«, fragte ich.

»Die Wahrheit ist, was wirklich passiert ist.«

Ich nickte und wartete, ob er das noch weiter ausführen würde.

»Tja, im Grunde genommen hört man ja dauernd dasselbe. ›Es ging nur um die Sklaverei.‹ Und das stimmt nicht. Es ging um die Tatsache, dass jeder Staat das Recht hatte, sich selbst zu regieren«, erklärte er.

Dann deutete er auf einen Grabstein, etwa zwanzig Schritte von uns entfernt.

»Wissen Sie, schauen Sie sich diesen Mr Richard Poplar an – wo ist seine Grabstätte – da drüben, Black Gentleman. Er kam in Gefangenschaft und wurde in zwei Gefangenenlager oben im Norden gebracht, und er war ein Offizier der Konföderierten, und die sagten ihm, wenn er, als Black Gentleman: ›Wenn Sie sagen würden, dass die Sie gezwungen haben, für die Konföderation zu kämpfen, dann lassen wir Sie frei.‹ Da sagte er: ›Ich lass meine Männer nicht im Stich.‹ Er sagte: ›Weil ich weiß, was passiert ist. Ihr habt den Süden überfallen.‹«

Allerdings verbot die Südstaaten-Armee freien Schwarzen, als Soldaten zu dienen, schon gar nicht als Offiziere. Poplars Geschichte, wie ich später erfahren sollte, war zentral für die Version, die man sich in Petersburg vom Krieg erzählte. 1886 hieß es in seinem Nachruf:

Als sich die Sussex Dragoons zu Beginn des Krieges formierten und Kompanie H der 13. Kavallerie Virginias wurden, schloss er sich dem Kommando an. Die Sussex Dragoons waren eine reiche Einheit und jeder Angehörige der

Kompanie hatte seinen eigenen Diener bei sich. Von April 1861 bis zum Rückzug aus Gettysburg blieb Richard dem Regiment treu verbunden.²⁸

Das Gedenken an Poplar scheint 2003 begonnen zu haben, als die hiesige Ortsgruppe der Sons of the Confederate Veterans auf einen alljährlichen »Richard Poplar Day« drängte. 2004 unterschrieb der Bürgermeister von Petersburg eine Proklamation, in der dieser erklärt wurde, und nannte Poplar einen »Veteranen« der Konföderierten Armee, der im 13. Regiment der Virginia Cavalry gedient hatte. Auch ein Grabstein für Poplar wurde in Blandford in der Nähe der Stelle errichtet, wo sein Leichnam angeblich begraben wurde. Nur ein paar Schritte von dort entfernt, wo ich jetzt mit Jeff stand. Doch wie Levin bemerkt, scheint die Charakterisierung von Poplar als jemand, der sich als »Diener« dem Regiment »anschloss«, darauf hinzuweisen, dass er nicht als Soldat angeworben worden war.²⁹ Poplars Nachruf von 1886 lässt darauf schließen, dass er Koch für die Soldaten war, nicht jemand, der in Kampfhandlungen involviert war.³⁰ Diese Mythenbildung um Poplar ist kein Einzelfall. Es gab schon Behauptungen, wonach bis zu hunderttausend Schwarze Männer unter General Robert E. Lee gekämpft haben sollen und heldenhaft in rassistisch gemischten Regimentern gefallen sein sollen, weil sie bereit waren, ihr Leben zur Rettung der Südstaaten zu opfern. Es gibt allerdings keinerlei Belege dafür.³¹

Der Mythos von Schwarzen Soldaten bei den Konföderierten tauchte in den 1970ern auf, gepusht von den Sons of Confederate Veterans. »Diese Story war eine Reaktion auf die veränderte öffentliche Wahrnehmung vom Sezessionskrieg in den Jahren nach der Bürgerrechtsbewegung – weg vom Lost-Cause-Mythos, hin zur Anerkennung, dass Sklaverei für diesen Konflikt

von zentraler Bedeutung gewesen war.³² Die SCV scheinen geglaubt zu haben, wenn sie mehr Geschichten von Männern wie Richard Poplar verbreiten könnten, wäre es, trotz einer erdrückenden Flut von Beweisen des Gegenteils, möglich, das Vermächtnis der Konföderation zu retten. Ein Sympathisant der Südstaaten könnte ja argumentieren, wenn es im Krieg um Sklaverei ging, warum hätten dann Schwarze Soldaten für die Konföderierten gekämpft? Und wenn Schwarze Soldaten für die Konföderierten gekämpft haben, wie kann es dann rassistisch sein, die Dixie-Flagge zu zeigen?

Die Idee, versklavte Menschen im Krieg einzusetzen, hatte der konföderierte General Patrick Cleburne ins Spiel gebracht, doch der Vorschlag war von der Mehrheit der konföderierten Führung abgeschmettert worden. Er hätte nämlich die gesamte Basis unterminiert, auf der der Krieg überhaupt ausgetragen wurde. Die Führung hatte die Möglichkeit, sich für die Fortsetzung der Sklaverei zu entscheiden oder alles zu tun, um zu gewinnen und sich die Unabhängigkeit zu sichern – eine Wahl, die viele konföderierte Anführer nicht akzeptieren wollten. Robert M. T. Hunter, ein Senator aus Virginia, soll geäußert haben: »Wofür sind wir denn in den Krieg gezogen, wenn nicht um unseren Besitz zu schützen?«³³ Ein anderer Konföderierter, General Howell Cobb, sagte es sogar noch expliziter: »Wenn Sklaven gute Soldaten abgeben, ist unsere ganze Theorie von der Sklaverei falsch.«³⁴

In einem letzten verzweifelten Versuch, den Krieg zu gewinnen, nur Wochen bevor Lee bei Appomattox kapitulierte, willigte die Konföderation in ein Gesetz ein, das Schwarzen Menschen erlauben sollte, für die Südstaaten zu kämpfen. Doch da war es schon längst zu spät. Der Krieg war damals im Endeffekt bereits verloren.³⁵

Während ich mich weiter mit Jeff unterhielt, begann er davon zu sprechen, dass Lincolns Aggression und der Umstand, dass man der Konföderation Bundesrecht aufgezwungen hatte, in Spannungen eskalierte und letztlich zum Krieg führte.

»Wie ich schon sagte, das ist so, als würde ich in dein Haus kommen und dir sagen, wie du darin zu leben hast. Du hast das Recht, wie du willst, in deinem Haus zu leben. Solange es keine echte große Bedrohung oder so gibt. Und das hat er versucht zu machen.«

Ich bemühte mich herauszuhören, ob nach Jeffs Meinung die Sklaverei überhaupt irgendeine Rolle bei der Auslösung des Kriegs gespielt hatte. Also fragte ich ihn, ob sie Teil der Gründe für den Ausbruch des Sezessionskriegs war.

»Ach, nur zu einem sehr kleinen Teil. Ich meine, wir können nicht leugnen, dass es sie gab. Wir wissen, dass Blöcke, auf denen Sklaven versteigert wurden, existierten. Aber es ist ja auch eine Tatsache, dass nur wenige von uns, wenige Plantagen im Süden, welche hatten. Also, wenn Sie gegen die vorgehen wollen, ist das eine Sache, aber dann haben Sie's auch auf meine Familie abgesehen.«

Die Vorstellung, dass Sklaverei nur »zu einem sehr kleinen Teil« mit dem Ausbruch des Bürgerkriegs zu tun hatte, vertritt nicht nur Jeff. Sie spiegelt Jahrzehnte Lost-Cause-Propaganda wider.

Als er für die Präsidentschaftswahl 1860 kandidierte, sprach Lincoln sich gegen die Ausdehnung der Sklaverei auf neue Gebiete aus, aber er versprach, sich nicht in die Sklaverei in irgendeinem der fünfzehn Staaten, wo sie bereits existierte, einzumischen. Trotz dieses Versprechens betrachteten viele führende Persönlichkeiten im Süden Lincolns Wahl als direkte, abolitionistische Bedrohung ihrer Wirtschaft. Gemäß dem Historiker Edward Bonekemper spalteten sich noch vor seiner Amtsein-

führung die sieben Staaten mit der höchsten Anzahl von ver-
sklavten Menschen pro Einwohner und dem höchsten Prozent-
satz von Familien, die Sklaven besaßen, von der Union ab.³⁶
Weitere vier sollten ihnen folgen.

Sezessionserklärungen der Konföderierten und Aufzeichnun-
gen aus den Sezessionsversammlungen zeigen, dass diese Staa-
ten sich voll und ganz zur Institution der Sklaverei bekannten –
und dass dieses Bekenntnis weit über ihr Bekenntnis zur Union
hinausging. Hätten sie zwischen Sklaverei und Union wählen
müssen, dann hätten diese Staaten sich eindeutig für Ersteres
entschieden. Hier folgen Auszüge aus einigen Sezessionserklä-
rungen, aus bei Sezessionsversammlungen gehaltenen Reden
sowie andere Dokumente im Zusammenhang mit der Sezession
(Kursivierungen habe ich vorgenommen):

MISSISSIPPI: Unsere Position definiert sich *ganz und gar über
die Institution der Sklaverei* – den bedeutendsten Warenwert der
Welt. Ihre Arbeit liefert das Produkt, das den weitaus größten
und wichtigsten Anteil am Welthandel hat. Diese Produkte hän-
gen vom Klima am Rand tropischer Regionen ab, und durch
ein zwingendes Naturgesetz kann nur die schwarze Rasse die
tropische Sonne ertragen. Diese Produkte sind für die Welt un-
verzichtbar geworden, und ein Schlag gegen die Sklaverei *ist* ein
Schlag gegen Handel und Zivilisation ... Uns blieb keine andere
Wahl, als uns den Anordnungen zur Abschaffung der Sklaverei
zu beugen oder eine Auflösung der Union, deren Prinzipien
auf den Kopf gestellt wurden, um uns zu ruinieren, zu wollen.³⁷

SOUTH CAROLINA: Durch die Union wurde eine geografi-
sche Linie gezogen, und alle Staaten nördlich davon haben sich
in der Wahl eines Mannes in das hohe Amt des Präsidenten zu-

sammengetan, dessen Ansichten und Ziele der Sklaverei feindlich gesinnt sind. [Lincoln] wird die Administration des Common Government anvertraut, da er erklärt hat, dass »Regierung nicht auf Dauer halb Sklave, halb frei ertragen kann«, *und dass die öffentliche Meinung an der Überzeugung festhalten muss, dass Sklaverei letztlich abgeschafft wird.* Diese partikulare Kombination zur Unterdrückung der Verfassung wurde von manchen Staaten dadurch unterstützt, indem sie Personen, die gemäß des Höchsten Gesetzes des Landes unfähig sind, Bürger zu werden, zu solchen ernannt hat; deren Stimmen wurden benutzt, um die neue Politik einzuführen, die dem Süden gegenüber feindlich ist und dessen Überzeugungen und Sicherheit zerstört.³⁸

LOUISIANA: Die Menschen der Sklavenhalterstaaten sind durch dieselbe *Notwendigkeit und Entschlossenheit zum Erhalt der afrikanischen Sklaverei geeint.*³⁹

TEXAS: Als unbestreitbare Wahrheiten halten wir fest, dass die Regierungen der diversen Staaten und der Konföderation selbst ausschließlich durch die weiße Rasse errichtet wurden, für sich und ihre Nachkommen; *dass die afrikanische Rasse nichts mit ihrem Aufbau zu schaffen hatte; dass sie zu Recht als minderwertige und abhängige [sic] Rasse betrachtet wurden,* und dass nur unter dieser Voraussetzung ihre Existenz in diesem Land als nützlich oder tolerabel gelten kann.⁴⁰

FLORIDA: Diese Partei, die jetzt bald die Regierungsmacht übernehmen wird, ist partikular, nicht verantwortlich für uns, und angetrieben von einem wütend fanatischen Irrsinn, der jeglicher Opposition trotz, so *muss sie unvermeidlich jede Spur von Recht zerstören, das aus dem Besitz von Sklaven erwächst.*⁴¹

ALABAMA: Die Wahl von Mr Lincoln wird bejubelt, nicht nur schlicht als Regierungswechsel, sondern als die Inauguration neuer Prinzipien und als eine neue Theorie des Regierens und sogar *als der Niedergang der Sklaverei*. Daher kann man die Wahl von Mr Lincoln als nichts anderes betrachten als eine feierliche Erklärung, vonseiten einer großen Mehrheit der Menschen im Norden, als Feindseligkeit gegen den Süden, dessen Besitz und Institutionen – nichts weniger als eine offene Kriegserklärung –, denn der Triumph dieser neuen Theorie zu regieren zerstört das Eigentum des Südens, verheert dessen Felder und *inauguriert all die Schrecken eines Sklavenaufstands nach Art Santo Domingos*, liefert dessen Bürger der Ermordung aus und dessen Ehefrauen und Töchter der Befleckung und Vergewaltigung, um die Lust halb-zivilisierter Afrikaner zu befriedigen.⁴²

Und die Verfasser von Virginias Verfügung zur Sezession ließen keinen Zweifel daran, warum sie die Union verließen:

VIRGINIA: Das Volk Virginias hat in seiner Ratifizierung der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika, die sie durch die Zusammenkunft am 25. Tag des Juni im Jahre 1788 unseres Herrn angenommen hat, erklärt, dass die gemäß erwähnter Verfassung gewährte Macht von den Menschen der Vereinigten Staaten gewährt wurde und zurückgenommen werden kann, wann immer dieselbe zu deren Schaden und Unterdrückung verkehrt wird; und die Bundesregierung hat erwähnte Macht nicht nur zum Schaden des Volkes von Virginia verkehrt, sondern auch zur *Unterdrückung der Sklavenhalterstaaten des Südens*.⁴³

Sollten diese Primärquellen nicht genügen, können wir auch noch einen Blick in die Verfassung der Konföderierten Staaten werfen, die in Artikel IV, Absatz 3 geloben:

Auf dem gesamten [neuen] Territorium sollen der Kongress und die Territorialregierung *die Institution der Negersklaverei, wie sie jetzt in den Konföderierten Staaten existiert, anerkennen und schützen*; und die Bewohner der verschiedenen Konföderierten Staaten und Territorien sollen das Recht besitzen, jegliche Sklaven, die ihnen in jeglichem der Staaten oder Territorien der Konföderierten Staaten rechtmäßig gehören, auf ein solches Territorium zu verbringen.⁴⁴

Tatsächlich machte Jefferson Davis, der später Präsident der Konföderation werden sollte, nachdem sein Heimatstaat Mississippi sich für abgespalten erklärt hatte, in seiner Abschiedsrede vor dem US-Senat deutlich, dass jede Bedrohung der Sklaverei eine Bedrohung der Souveränität seiner Bürger darstellen würde:

Eine zwingend notwendige Überzeugung – wir glauben, dass uns in der Union die Rechte abgesprochen werden sollen, die unsere Väter uns hinterlassen haben – hat Mississippi zu seiner gegenwärtigen Entscheidung bewogen. Wir haben die proklamierte Theorie vernommen, wonach alle Menschen frei und gleich geschaffen worden sein sollen, und dies bildete die Grundlage einer Attacke gegen unsere gesellschaftlichen Institutionen; und die heilige Unabhängigkeitserklärung wurde beschworen, um die Position von der Gleichheit der Rassen zu behaupten ... *Als unsere Verfassung geschrieben wurde, war [die Institution der Sklaverei] greifbarer wiedergegeben, denn wir finden darin die*

*Bestimmung für ebendiese Klasse von Personen als Eigentum; sie wurden nicht mit weißen Menschen gleichgestellt – nicht einmal mit Armen und Sträflingen; sondern, was die Repräsentation angeht, benachteiligt als eine niedrigere Kaste, die zahlenmäßig nur im Verhältnis von drei Fünfteln repräsentiert werden sollte.*⁴⁵

Der Konflikt ist auch in den Kompromissen evident, die Kongressmitglieder anstrebten, um Sezession und Krieg zu verhindern. Im Dezember 1860, als das Grollen des Kriegs immer lauter wurde, schlug John J. Crittenden, Senator von Kentucky, den später Crittenden Compromise genannten Kompromiss vor. Es ging darin um sechs Verfassungszusätze und vier Kongressbeschlüsse, die den Süden davon abhalten sollten, die Union zu verlassen. Bei der Vorstellung der Amendments, der Verfassungszusätze, sagte Crittenden: »Alarmierend sind die Fragen, die sich aus der Kontroverse zwischen den nördlichen und südlichen Regionen unseres Landes über die Rechte der sklavenhaltenden Staaten auf dem Territorium der Vereinigten Staaten ergeben haben sowie über die Rechte der Bürger Letzterer über ihre Sklaven. Ich habe mich bei diesen Resolutionen darum bemüht, all diesen Fragen und Ursachen für Missbehagen gerecht zu werden.«⁴⁶ Jeder der sechs Artikel und vier Resolutionen war speziell mit dem Thema Sklaverei verknüpft. In Artikel 2 hieß es beispielsweise: »Der Kongress soll keine Macht haben, die Sklaverei an Orten unter seiner exklusiven Rechtsbefugnis abzuschaffen.« In Artikel 4 hieß es: »Der Kongress soll keine Macht haben, den Transport von Sklaven von einem Staat in einen anderen oder in ein Territorium, wo die Haltung von Sklaven gesetzlich gestattet ist, zu verbieten oder zu behindern, egal ob der Transport zu Land, über schiffbare Flüsse oder das Meer erfolgt.«⁴⁷ Zusammen hätten die Verfassungszusätze den

permanenten Fortbestand von Sklaverei in Staaten südlich der Demarkationslinie des Missouri Compromise von 1820 bedeutet. Ein Amendment hätte sogar den Versuch beinhaltet, künftige Zusätze zur Außerkraftsetzung der anderen fünf unmöglich zu machen. Die Mehrheit der Politiker aus den Südstaaten unterstützte den Vorschlag, während die Republikaner aus dem Norden, darunter auch Lincoln, ihn ablehnten.

Einer der ungeheuerlichsten Aspekte des Lost Cause ist die dramatische Kehrtwende nach Kriegsende. Da versuchten die führenden Köpfe der Konföderation, die zentrale Bedeutung der Sklaverei für die Bildung der Konföderation zu relativieren oder komplett zu leugnen. 1881, also zwei Jahrzehnte nach seiner Abschiedsrede im Kongress, veröffentlichte Jefferson Davis eine Geschichte der Konföderation, in der er behauptete, die Sklaverei hätte nichts mit dem Sezessionskrieg zu tun und es hätte auch dann einen Bürgerkrieg gegeben, wenn kein Amerikaner je einen Sklaven besessen hätte.⁴⁸ Alexander Stephens, Vizepräsident der Konföderation, behauptete sogar, teilweise von Zeitungen falsch zitiert worden zu sein, was die explizite Rhetorik in seiner berühmten Cornerstone Speech von 1861 anging. Darin hatte er konstatiert, dass die Sklaverei »der unmittelbare Anlass der jüngsten Entzweiung und gegenwärtigen Revolution« sei und die Konföderation »auf der großen Wahrheit gründet, dass der Neger dem weißen Mann nicht ebenbürtig ist«.⁴⁹ Die Berichte von Reportern über das Ereignis, die zeitnah und in weitem Umfang publiziert wurden, nannte er »sehr fehlerhaft«.

Es gibt keinen Mangel an Belegen, die beweisen, dass die Südstaaten sich abspalteten und begannen, die Saat des Krieges zu legen, um die Sklaverei zu verteidigen. Wenn man sich Primärquellen ansieht und immer noch behauptet, der zentrale

Kriegsgrund sei irgendetwas anderes als die Sklaverei gewesen, muss man die Geschichte schon in bemerkenswerter Weise verdrehen.

Zwei Kinder liefen hinter mir vorbei, weil sie einen Ball einfangen wollten, der den Hügel hinunterrollte. Jeff sah ihnen lächelnd nach und wischte sich mit einem Tuch über die Stirn, das er anschließend wieder in seine Tasche steckte. Dann erklärte er mir, dass er den tödlichsten Krieg des Landes nicht »Civil War« nenne, weil das nicht der Wahrheit entspräche. »Wir nennen ihn den ›Krieg zwischen den Staaten‹ oder ›der nördlichen Aggression gegen uns«, sagte er. »Denn was die Bürgerkrieg nennen, ist nicht wirklich Bürgerkrieg. Die Leute aus dem Süden nennen ihn nicht Civil War, weil sie wissen, dass es eine Invasion war ... Wärt ihr oben im Norden geblieben, wäre überhaupt nix passiert.«

Als Jeff meinte, »wäre überhaupt nix passiert«, fragte ich mich, ob er die Leben von Millionen Schwarzer Menschen vergessen hatte, die versklavt geblieben wären. Für diese Menschen hätte der Status quo, dem Jeff sich so verbunden fühlte, bedeutet, in Gefangenschaft zu bleiben. Oder erinnerte er sich durchaus daran, aber es kümmerte ihn nicht?

Eine Mücke summte um Jeffs Ohr und er verscheuchte sie mit der Hand. Als er weitererzählte, wurde deutlich, dass seine Verbindung zu diesem Ort nicht nur auf Begeisterung für Geschichte beruhte, sondern Teil seiner Familiengeschichte war. »Ich komme seit meinem vierten Lebensjahr hierher«, sagte er.

Er erklärte mir, dass achtundsiebzig Angehörige, zurückreichend bis ins Jahr 1802, auf dem Friedhof hier lägen. Er kommt oft her, um die Gräber seiner Angehörigen zu besuchen.

»An manchen Abenden sitze ich einfach da und beobachte,

wie das Wild auftaucht«, meinte er mit sanfter Stimme und zeigte zu dem Pavillon. »Ich sitze dauernd hier und genieße einfach das Gefühl. Ich schwelge in Erinnerungen. Ich weiß, dass es hier ein paar Jungs aus dem Revolutionskrieg und Veteranen aus anderen Kriegen gibt. Für mich ist es so, dass ich Geschichte bewahren und für meine Enkelinnen und andere Leute retten will, was ich kann.« Er schaute wieder zu dem Pavillon, dessen weiße Wände sich jetzt im Schatten der Bäume rundherum befanden.

»Dies ist ein Ort des Friedens. Die Toten machen mir keine Sorgen. Nur die Lebenden.«

Es war klar, dass die Konföderation und die Fahne, die ihr zu Ehren wehte, für Jeff etwas ganz Spezifisches bedeutete. Doch für mich und für so viele Menschen, die mir am Herzen liegen, bedeutete sie etwas anderes, etwas viel Schlimmeres und Gewalttätigeres. Jeff kam schnell zu der Überzeugung, dass die Symbolik der Flagge von »anderen Gruppen«, die sie gestohlen hätten, missbraucht würde. Als ein Symbol des Hasses, wofür sie, laut Jeff, nie gedacht war.

Obwohl er es nicht explizit erwähnte, klang das, als würde Jeff vom Ku-Klux-Klan reden. Ich sprach ihn direkt darauf an, was er von Leuten hielt, die eine Organisation wie die Sons of Confederate Veterans mit dem KKK gleichsetzten.

»Nein, die sind nicht der Klan«, antwortete er mit frischer Überzeugung und vorgeschobenem Unterkiefer. »Nein, das habe ich eben gemeint. Sogar der Klan muss zugeben, dass diese Flagge das überhaupt nicht bedeutet. Für die bedeutet sie was anderes. Die mögen sie bloß. Sie haben sich unsere Flagge genommen und sie benutzt. Die benutzen ja auch eine christliche Flagge und das alles. Aber eines müssen Sie sich merken, wie ich schon sagte, hier in dieser Gegend repräsentieren die Sons of Confederates ihre eigenen Vorfahren.«

1896 in Richmond – der ehemaligen Hauptstadt der Konföderation – gegründet, beschreiben sich die Sons of Confederate Veterans selbst als eine Organisation mit circa dreißigtausend Mitgliedern, deren Ziel es ist, »die Geschichte und das Erbe dieser Helden zu bewahren, damit künftige Generationen die Motive verstehen, die hinter der Southern Cause [*Sache des Südens*] standen«⁵⁰. Es ist auch die älteste hereditäre Organisation für Männer, die Nachkommen derjenigen sind, die in der Südstaatenarmee gekämpft haben. Die Mitgliedschaft »steht allen männlichen Nachfahren jedes Veteranen offen, der ehrenhaft in den Streitkräften der Konföderation gedient hat«.

Während die Organisation öffentlich jegliche Verbindung zu Hassgruppen oder rassistischer Ideologie leugnet, herrschte bei den Sons of Confederate Veterans laut Southern Poverty Law Center intern Uneinigkeit zwischen denjenigen, die sich primär für die Bewahrung von Geschichte interessieren, und denen, die die Gruppe zur Propagierung von Hass nutzen wollen.⁵¹ Hass und Extremismus sind der Geschichte der SCV nicht fremd. Tatsächlich sind sie sogar zentrale Element.

Es gibt Mitglieder wie Kirk Lyons, Mitbegründer und Chefsyndikus des Southern Legal Resource Center, einer Gruppe, die de facto als juristischer Arm der neokonföderierten Bewegung fungiert und hauptsächlich Fälle übernimmt, bei denen es um die Flagge der Konföderierten geht. Lyons verteidigte in den 1980ern und 1990ern White Supremacists, darunter einen ehemaligen Klan-Anführer, sowie antisemitische Aktivisten. In einer Rede von 2000 umriss Lyons seine Vision der Gesellschaft, die er mit den Sons of Confederate Veterans aufzubauen hoffte: »Die Bürgerrechtsbewegung, die ich zu formieren versuche, strebt eine Revolution an... Wir streben nach nichts weiter als der Rückkehr zu einer gottesfürchtigen, stabilen, auf Tradition be-

ruhenden Gesellschaft, ohne irgendwelchen ›Nordstaatenkram‹, eine hierarchische Gesellschaft, ein Land mit einer Mehrheit europäischer Abstammung.« Und es gibt Mitglieder wie Ron G. Wilson, der während seiner zwei Jahre als Oberkommandierender der SCVs, von 2002 bis 2004, gemäß einem Bericht des Southern Poverty Law Center ungefähr dreihundert Mitglieder ausgeschlossen haben soll, die sich gegen Rassismus aussprachen.⁵²

Aber selbst abgesehen von internen Auseinandersetzungen lässt sich das grundlegende Projekt der Sons of Confederate Veterans nicht von der *White Supremacy* befreien. Oder wie das Southern Poverty Law Center und eine Gruppe von Anwälten aus New Orleans kürzlich in einem »Amicus Brief« konstatierten: »Obwohl die Sons of Confederate Veterans sich in ihren offiziellen Stellungnahmen der letzten Jahre von Rassismus distanzieren haben, engagiert sich die Gruppe nach wie vor stark dafür, ihre Version der ›Geschichte‹ und ›Traditionen‹ der Konföderation zu verbreiten und zu legitimieren, was eine grundsätzlich rassistische, von *White Supremacy* geprägte Vision einer Gesellschaft impliziert.«⁵³

Die organisationsbezogene Herkunft der Sons of Confederate Veterans lässt sich direkt zum Ku-Klux-Klan zurückverfolgen. Der Klan wurde von ehemaligen Konföderierten als Geheimgesellschaft gegründet, bevor er zu einer Terrorgruppe wurde. Und in seiner Frühzeit wimmelte es im Klan von Konföderierten-Veteranen. Vor Gründung der Sons of Confederate Veterans gab es eine Vorgängerorganisation namens United Confederate Veterans (UCV). Eine Zeit lang existierten sie als getrennte Gruppen. Beim siebzehnten Jahrestreffen der UCV im Jahr 1907 lobte der Kommandant der SCV Nathan Bedford Forrest, den ersten Grand Wizard des KKK und ehemaligen General der Konföderierten:

Große und herausfordernde Zeiten bringen immer große Führer hervor, und einer davon war zur Hand – Nathan Bedford Forrest. Sein Plan, der einzig noch gangbare Weg. Die Organisation einer geheimen Herrschaft. Einer Schreckensherrschaft; einer Herrschaft, die schwarzen Mehrheiten und Bajonetten des Bundes zum Trotz regierte. Diese geheime Herrschaft wurde in jedem Gemeinwesen des Südens organisiert, und die Geschichte kennt sie als Ku Klux Klan [*sic*] ...

Für alle Zeiten, die da noch kommen mögen, kann der Romanautor und Dichter aus den Südstaaten hier Inspiration für Dichtung und Lieder finden. Nie haben sich edlere oder größere Geister auf dieser Erde versammelt als in diesen Clans. Kein Menschenherz wurde je von edleren Trieben oder höheren Zielen und Zwecken bewegt ... Ordnung wurde wiederhergestellt, Eigentum war sicher; weil der Negro den Ku-Klux-Clan mehr fürchtete als den Teufel. Sogar die Bajonette des Bundes konnten ihm kein Vertrauen in die schwarze Regierung geben, die für ihn etabliert worden war, und so ergab sich der Negro dem Ku-Klux-Clan, und sobald er das getan, verschwand die »Unsichtbare Armee« in einer Nacht. Ihr Zweck war erfüllt.

Bedford Forrest sollte von jedem Sohn und jeder Tochter des Südens immer in Ehren gehalten werden, solange Erinnerung die noblen Taten und den Dienst von Männern zum Wohl anderer auf dieser Erde wertschätzt. Welcher Geist wäre niederträchtig genug, sich auszudenken, was geschehen wäre, hätte es Bedford Forrest und seine »unsichtbare«, aber siegreiche Armee nicht gegeben.⁵⁴

Auch die United Daughters of the Confederacy haben sich öffentlich von Hassgruppen distanziert, speziell nach dem Angriff in Charlottesville: »Unsere Mitglieder sind diejenigen, die hundertsechszwanzig Jahre lang das Andenken [der konföderierten Soldaten] geehrt haben, und zwar durch verschiedene Aktivitäten in den Bereichen Bildung, Geschichte und Wohltätigkeit, um Patriotismus und staatsbürgerliche Tugend zu fördern. Unsere Mitglieder haben sich, wie unsere Denkmalsfiguren, still im Hintergrund gehalten und nie in öffentliche Kontroversen eingemischt.« Die Organisation »verurteilt strikt jeden Einzelnen oder jede Gruppe, der oder die Entzweiung der Rassen oder *White Supremacy* unterstützt. Und wir rufen diese Leute dazu auf, es zu unterlassen, konföderierte Symbole für ihre abscheulichen und verwerflichen Zwecke zu benutzen.«⁵⁵

Allerdings hat auch diese Organisation eine etwas kompliziertere Geschichte. Wie die Historikerin Karen L. Cox in ihrem Buch *Dixie's Daughters* schreibt, »waren UDC-Mitglieder bestrebt, die militärische Niederlage in einen politischen und kulturellen Sieg umzumünzen, bei dem Rechte der Bundesstaaten und *White Supremacy* unangetastet blieben.«⁵⁶

Heidi Christensen, ehemalige Präsidentin der UDC im Verband von Seattle, Washington, sagte, bevor sie die Organisation 2012 verließ: »In ihren frühesten Zeiten leisteten die United Daughters of the Confederacy definitiv einiges Gutes für Veteranen und in ihren Städten und Gemeinden. Aber es stimmt auch, dass es seit Gründung der UDC im Jahr 1894 eine verdeckte Verbindung zum Ku-Klux-Klan gibt. Tatsächlich war die Gruppe um die Jahrhundertwende de facto die weibliche Hilfstruppe des KKK. Heute spielt die Gruppe die Verbindung herunter, doch Beweise sind leicht zu finden – man muss nicht einmal besonders intensiv nach ihnen suchen.«⁵⁷

1914 veröffentlichte Laura Martin Rose, die Geschichtsforscherin und Präsidentin der UDC von Mississippi war, *The Ku Klux Klan: or, Invisible Empire*, worin sie den Klan überschwänglich lobte und sich in übelsten rassistischen Vergleichen erging.⁵⁸ »Der Negro hielt Freiheit für ein Synonym von Gleichheit, und sein größter Ehrgeiz bestand darin, eine weiße Frau zu heiraten«, schrieb sie. »Unter solchen Umständen blieb nur ein Ausweg, einen mächtigen Geheimen Orden zu organisieren, um zu bewirken, was in aller Offenheit nicht getan werden konnte. So kamen die konföderierten Soldaten als Mitglieder des Ku-Klux-Klan und jeder Notlage gewachsen erneut zu Hilfe und befreiten den Süden von einer Geißel, schlimmer als der Tod.«

Auf den ersten Seiten des Buchs lässt Rose keinen Zweifel an der Haltung ihrer Organisation zu dem von ihr verfassten Buch.⁵⁹ Da heißt es, das Buch werde »einhellig von den United Daughters of Confederacy befürwortet« und man habe »Koope-ration gelobt, um dessen Übernahme als Zusatzlektüre in Schulen sicherzustellen und es in den Bibliotheken unseres Landes zu platzieren«.

Die Sache mit den Schulen und Bibliotheken war der Schlüssel zum Verständnis des kollektiven Gründungsanliegens der UDC. Die Mitglieder wollten nicht nur Denkmäler für die Gefallenen errichten; sie wollten das allgemeine Narrativ umschreiben. Wie Cox feststellt, betrachteten sie Kinder als »lebende Denkmäler«, die weiterhin die Prinzipien der Bundesstaatenrechte und der *White Supremacy* verteidigen würden, wie das kein unbelebtes Denkmal könne.⁶⁰ Die Organisation entwickelte und verteilte Lehrpläne für Lehrkräfte und platzierte Bücher, die sich für die Konföderation aussprachen, in Schulen und Bibliotheken überall im Süden. Kindern erzählten sie, dass Sklaverei eine Institution zum Nutzen von Schwarzen wie Weißen

sei und dass es nur selten grausame Sklavenhalter gegeben habe. Sie veranstalteten auch Aufsatzwettbewerbe, bei denen Schüler diese Irrtümer wiederkäuten.

Ihre Arbeit erwies sich als erfolgreich. Viele der Kinder, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts von diesen durch die UDC verbreiteten Botschaften überschwemmt worden waren, wuchsen zu Befürwortern der Rassentrennung in der Bürgerrechtsära heran. Und das Vermächtnis der Lehrstunden der UDC hat zur kollektiven Geschichtsvergessenheit des Landes beigetragen. Nicht zuletzt hat es dazu beigetragen, die bis heute gültige Landkarte der *White Supremacy* auszubilden.

Während unserer Unterhaltung hatte Jeff mir erzählt, was der Blandford Cemetery ihm bedeutete und warum er für sein Selbstverständnis so wichtig war. Daher wollte ich ihm im Gegenzug mitteilen, wie es sich für mich anfühlte, hier zu sein. Ich sagte ihm, dass, weil meine Vorfahren versklavt gewesen waren und die Konföderation einen Krieg zum Fortbestand der Sklaverei geführt hatte, es mir schwerfiel, viel Mitgefühl für die Konföderierten und Orte wie Blandford aufzubringen, die der Sache, für die sie gekämpft hatten, Tribut zollte.

»Tja, vielleicht lesen Sie ja mal die Briefe«, meinte Jeff. »Das steht tatsächlich geschrieben, Sie können die finden, wenn Sie danach suchen, lesen Sie die Briefe von Lincoln persönlich. Was er über die Sklaverei gesagt hat. Er wollte keine Schwarzen in Ämtern sehen. Und was ihn angeht, er hat sie dort gehalten, wo sie hingehörten, oder hat sie nach Übersee geschickt.«

Lincoln hatte ein kompliziertes Verhältnis zur Sklaverei. Ebenso kompliziert war seine Haltung zur Sklavenbefreiung. Der Historiker Eric Foner schreibt dazu, dass Lincoln zwar behauptete, er hätte »die Sklaverei immer gehasst« und diese Institution ein »monströses Unrecht« genannt, doch sein Bekenntnis

zur Beendigung der Sklaverei ging nicht zwingend mit einem Bekenntnis zu Schwarzer Gleichberechtigung einher.⁶¹ Während einige Abolitionisten den Wunsch nach Beendigung der Sklaverei untrennbar mit dem Aufbau einer egalitären Gesellschaft verbunden sahen, betrachtete Lincoln beides getrennt voneinander. Am 18. September 1858 äußerte sich Lincoln in einer Rede, die Teil seiner vierten Senatsdebatte mit Stephen A. Douglas war:

Ich will sagen ... dass ich weder heute noch irgendwann ein Befürworter davon war, auf irgendeine Weise die soziale und politische Gleichstellung der schwarzen und weißen Rasse herbeizuführen – ich bin weder jetzt noch irgendwann ein Befürworter davon gewesen, aus Negroes Wähler oder Geschworene zu machen, noch davon, sie für Ämter zu qualifizieren, oder dafür, weiße Menschen zu heiraten; und ich will dem noch hinzufügen, dass es einen physischen Unterschied zwischen der weißen und schwarzen Rasse gibt, von dem ich glaube, dass er auf immer verbieten wird, dass die zwei Rassen unter den Bedingungen sozialer und politischer Gleichheit zusammenleben. Und da sie eben nicht so leben können, muss es die Position des Überlegenen und Unterlegenen geben, während sie zusammenbleiben. Und wie jedermann bevorzuge ich, dass die überlegene Position der weißen Rasse zugewiesen wird.⁶²

Tatsächlich war Lincoln während des Großteils seiner politischen Karriere ein öffentlicher Verfechter der »Kolonisation«. Diesen Plan vertrat er vehement während der ersten Hälfte des Sezessionskriegs. Die Idee hinter der Kolonisation – manchmal

auch Ausbürgerung genannt und derselbe Plan, den auch Jefferson vertrat – basierte darauf, dass es für weiße wie für Schwarze Menschen besser wäre, wenn Letztere emigrieren und sich in einem anderen Land ansiedeln würden, entweder in Mittelamerika, der Karibik oder Afrika. Lincoln glaubte, die Befreiung aus der Sklaverei in Kombination mit der Kolonisation wäre der beste Weg für die Zukunft, da man Schwarzen Menschen vordergründig ihre Freiheit zurückgäbe und die Sorge beseitigte, die viele Amerikaner umtrieb, nämlich neben ihren Schwarzen Mitmenschen leben zu müssen. Am 14. August 1862 brachte Lincoln eine Gruppe freier Schwarzer Führungspersonlichkeiten ins Weiße Haus. Er wollte versuchen, sie davon zu überzeugen, einen Umsiedlungsplan ins heutige Panama zu vertreten. Der Vorschlag rief bei den Besuchern keine Begeisterung hervor. Als entsprechende Berichte in der Presse erschienen, wurde er von anderen Schwarzen Wortführern rundheraus abgelehnt, da diese sich als so durch und durch amerikanisch betrachteten wie Lincoln. Frederick Douglass griff Lincoln heftig an: »Der Präsident der Vereinigten Staaten scheint eine ständig wachsende Passion dafür zu entwickeln, sich als dumm und lächerlich, wenn nicht noch Schlimmeres, zu präsentieren.«⁶³

Während einige Befürworter der Kolonisation behaupteten, Millionen freier Schwarzer Menschen würden die gesellschaftliche Ordnung bedrohen, stellte Lincoln sich auf den Standpunkt, seine Befürwortung wurzele in der Furcht vor weißem Rassismus. Laut Lincoln war dieser dermaßen tief verankert, dass Schwarze Menschen niemals die Chance bekämen, gleichwertige Mitglieder der Gesellschaft zu werden.⁶⁴ Lincolns Position ähnelte der vieler Leute überall im Norden, die zwar der Ansicht waren, dass Sklaverei abgeschafft gehöre, aber keine Gesellschaft mit freien Schwarzen Amerikanern wünschten oder

neben ihnen leben wollten. Foner schreibt dazu: »Für viele weiße Amerikaner, darunter auch Lincoln, stand die Kolonisation in der Mitte zwischen der Radikalität der Abolitionisten und der Aussicht auf Vereinigte Staaten, in denen es auf Dauer zur Hälfte Staaten mit Sklaven und zur Hälfte solche ohne geben würde.«⁶⁵

Man sollte nicht vergessen, dass Lincolns Haltung sich zu ändern begann, nachdem er die Emanzipationsproklamation unterschrieben hatte und er zweihunderttausend Schwarze Soldaten aufseiten der Union hatte kämpfen sehen. Wenige Tage vor dem Attentat auf ihn befürwortete er die Aussicht auf ein begrenztes Stimmrecht für bestimmte Gruppen Schwarzer Menschen, allerdings nur für diejenigen, die er für »sehr intelligent« erachtete und »die unserer Sache als Soldaten dienen«.⁶⁶ Es gibt Belege dafür, dass Lincolns Position zum Thema sich beständig weiterentwickelte, doch aufgrund seines vorzeitigen gewaltsamen Todes nach Ende des Sezessionskriegs werden wir nie mit Sicherheit wissen, wo er am Ende gestanden hätte.*

Liegt Jeff also falsch mit der Behauptung, Lincoln habe Schwarzer Minderwertigkeit und der Kolonisation in einem beträchtlichen Zeitraum seiner politischen Karriere das Wort ge-

* Es ist auch wichtig, nicht zu vergessen, dass Lincoln und viele andere Persönlichkeiten über die Konföderation hinaus, die unsere Nation kollektiv verehrt und schätzt, Gesetze vorantrieben, die sich zerstörerisch auf das Gemeinwesen von Native Americans auswirkte. Zu diesen Gesetzen gehörten der Homestead Act und der Pacific Railroad Act von 1862, die zu enormen Verlusten von Land und Ressourcen der Indigenen führten. Lincolns Regierung waltete auch über die Vertreibung der Navajo und der Mescalero Apache aus dem New Mexico Territory. Dabei wurden die meisten Betroffenen gezwungen, in ein Reservat ungefähr vierhundert Meilen entfernt zu marschieren. Im Laufe weniger Jahre starben mehr als zweitausend von ihnen auf dem Weg ins Reservat. (Sherry Salway Black, »Lincoln: No Hero to Native Americans«, *Washington Monthly*, Januar/Februar 2013).

redet? Nein. Es geht allerdings nicht unbedingt um die Richtigkeit seiner Bemerkungen, sondern vielmehr um den Versuch, Lincolns Vergangenheit zu nutzen, um die Tatsache zu verschleiern, dass, als es zum Krieg kam, Lincoln eine Armee befehligte, um vier Millionen Schwarze Menschen zu befreien, während die Gegenseite dafür kämpfte, sie versklavt zu belassen.

Im Laufe meiner Unterhaltung mit Jeff hatte der Schatten des Pavillons sich bewegt und unsere Gesichter waren jetzt der heißen Sonne ausgesetzt. Ich spürte, wie Schweißperlen mir auf die Schläfen traten und über die Wangen rollten, bis sie sich in meinem Bart verloren. Zwei Kinder rannten den Hügel hinauf und hinunter, wobei sie ihre Mutter ignorierten, die ihnen zurief, sie sollten mit zum Auto kommen. Die Kränze waren am Fuß der turmhoch aufragenden Statue eines Konföderierten abgelegt, der an dem grauen Stein lehnte. Die um die Kränze geschlungenen Bänder flatterten in der Brise.

Jeff wandte sich zum Gehen und schon Minuten später sprach ich mit einer Frau und deren Sohn, einem dünnen Zwanzigjährigen mit Brille und schütterem Bartschatten. Der junge Mann war einer derjenigen gewesen, die als Konföderierte kostümiert die Ehrenwache gebildet hatten. »Ich wurde in letzter Minute rekrutiert«, sagte er und stellte sich als Nicholas vor. Er sprach schnell und in nasalem Ton. »Ich hatte nicht mal mein Gewehr geladen.«

»Das letzte Mal, dass ich als Konföderierter verkleidet war, ist sechs Jahre her. Es war im Pamplin Park. Damals war ich vierzehn und es hat Spaß gemacht«, sagte er.

Ich fragte Nicholas, wie es sich anfühlte, in die Uniform eines Konföderierten zu schlüpfen, und ob es sein Zugehörigkeitsgefühl zu einer Seite oder einem Narrativ widerspiegele.

»Ich schätze – obwohl ich der Union mehr Sympathien entgegenbringe als den Konföderierten –, dass ich letztendlich doch denke, auf beiden Seiten standen tapfere Männer, die es verdienen, dass man sich an sie erinnert. Und das habe ich hier eben gemacht.«

Während ich mich mit Nicholas und seiner Mutter unterhielt, kam ein weiterer als Konföderierter verkleideter Mann dazu. Er war deutlich älter als Nicholas und blieb einige Schritte von uns entfernt stehen. Ich beobachtete ihn aus den Augenwinkeln, denn er machte keine Anstalten zu verbergen, dass er zuhörte. Es war nicht klar, ob er mich einschüchtern wollte oder einfach versuchte, sich am Gespräch zu beteiligen.

»Wie ist das bei Ihnen?«, fragte ich und drehte mich zu ihm. Es war mir lieber, ihn direkt anzusprechen, anstatt ihn verdächtig hinter uns zu wissen. »Machen Sie schon länger bei solchen Dingen mit?«

»Seit ich neunzehn war.«

»Und wie alt sind Sie jetzt?«, fragte Nicholas' Mutter.

»Achtundvierzig«, sagte er.

Ich stellte mich vor und erfuhr seinen Namen: Jason. Dann fragte ich, was diese Veranstaltung und das Verkleiden als konföderierter Soldat ihm bedeute.

»Diese Zeit. Von '61 bis '65. Darauf konzentriere ich mich. Wenn Sie meine Bibliothek sehen würden, die beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Sezessionskrieg, abgesehen von den Büchern meiner Kinder. Diese Zeitspanne, die hat mich einfach gepackt.«

Er fuhr fort: »Ich hab einen Kurs über die Geschichte des Sezessionskriegs belegt, und da meinte jemand zu mir: ›Weißt du, was ich gern beruflich machen würde? Einer von diesen Leuten sein, die den Civil War nachspielen. Das wäre doch ein cooler

Job, oder?« Mir war damals nicht klar, dass das alles Ehrenamtliche sind.« Er lachte. Nicholas und seine Mutter lachten mit.

»Geht's Ihnen wie Nicholas, sodass Sie sich für beide Seiten interessieren und Sympathien haben?«, fragte ich.

»Ich verstehe beide Seiten. Ich verstehe ihre Denkweise. Von beiden Seiten. Aber ich will ehrlich sein: Für die Sache des Südens habe ich mehr Sympathien. Und es steckt ja so viel mehr dahinter als das, was heutzutage an Schulen unterrichtet wird.«

Ich fragte ihn, was er gelernt hatte im Verhältnis zu dem, was er für die ganze Wahrheit hielt.

»Es ist so, dass – wie drücke ich das vorsichtig aus? – die Leute nicht so gebildet sind, wie sie sein sollten. Die Leute wachsen damit auf, dass sie lernen, ›im Sezessionskrieg ging's nur um Sklaverei‹, okay? Dann werden sie erwachsen und bringen es anderen [Jüngeren] bei, und dann werden die erwachsen. Und wenn das alles ist, was man an jedem einzelnen Tag hört, wissen Sie ... und dann kommt jemand auf mich zu und sagt: ›Also, das stimmt nicht so ganz. Lass uns drüber reden.‹ ... Und die halten mich einfach für verrückt. Gibt's nicht. Das ist so, als würde ich sagen: ›Das ist in Wirklichkeit kein Hemd.‹« Er zeigte mit dem Finger auf meine Brust.

»Dann sind Sie also damit aufgewachsen, dass sie gelernt haben, die Sklaverei war der wichtigste Grund für den Sezessionskrieg?«, fragte ich.

»Das ist, was in den Schulbüchern steht«, sagte er.

Ich fragte Jason, was er für den wirklichen Grund hielt.

»Tja, wissen Sie, das ist eine ganze Diskussion«, antwortete er. »Es ist schwer, das in ein kurzes Fünf-Sekunden-Statement zu packen.«

»Es ist kompliziert«, meinte Nicholas' Mutter zum Abschied, bevor sie und Nicholas gehen mussten.

»Ich sage Ihnen jetzt mal was. Ich habe viel geforscht, weil es mich interessiert«, meinte Jason. »Die haben ihr ganzes Leben lang gelernt, dass Konföderierte Rassisten sind, dass das ein Krieg war, in dem es um Sklaverei ging, dass diese Männer darum gekämpft haben, dass Sklaverei legal bleiben sollte, und wenn man in dem Glauben aufwächst, dann sieht man Leute wie mich in dieser Uniform und denkt: Oh, der ist ein Rassist. Früher konnte man zu den Denkmälern an der Monument Avenue raufsteigen, denen von Lee und Jackson. Das können wir jetzt nicht mehr. Weil's gefährlich ist. Jemand könnte vorbeifahren und mich erschießen. Wissen Sie, davor hab ich Angst. Ich stell mich da nicht aus rassistischen Gründen hin.«

Ich fand es unwahrscheinlich, dass jemand Jason erschießen würde, weil er vor einem Konföderierten-Denkmal stand. Tatsächlich haben in den letzten paar Jahren Gruppen und Einzelpersonen, die weitaus extremer sind als die Sons of Confederate Veterans – weiße Nationalisten, Neonazis und andere mit eindeutig hasserfüllten Ansichten –, erstaunlich viel Schutz durch Polizeipräsenz bekommen, um ihr Recht auf Redefreiheit auszuüben. Und das, obwohl es eine Stadt Millionen von Dollars kostet. Aber Jasons Eingeständnis von Furcht hatte auch etwas Ironisches. Diese Denkmäler wurden vor Jahrzehnten errichtet, um die Geschichte umzuschreiben und Schwarzen Communities Angst einzujagen. Und nun fürchtete Jason sich, vor eben-diesen Denkmälern zu stehen.

Er zeigte jetzt auf einen Mann am Fuß des Hügels. »Sehen Sie den großen Mann, der dort rechts steht?«, fragte er. »Er war der Hauptmann meiner Nachspieltruppe. Er hat mich für dieses Hobby rekrutiert. Er ist international« – er machte eine kurze Pause – »*interrassisch*, das Wort habe ich gesucht, verheiratet.« Er sah zu dem Mann hin. »Jeder, der ihn nicht kennt, würde

ihn für einen Rassisten halten, aber wenn man dann seine Frau sieht, kriegt man vielleicht ein anderes Bild. Wissen Sie, was ich meine?«

Es stimmt mit Sicherheit nicht, dass eine Beziehung zwischen Menschen unterschiedlicher Ethnien garantiert, dass jemand kein Rassist ist. Trotzdem erwiderte ich darauf in der Situation nichts, weil ich lieber mehr zu Jasons Meinung über den Krieg hören wollte.

Ich fragte ihn, ob er im Lauf seiner Recherchen irgendetwas gefunden hatte, was darauf hinwies, dass die Südstaaten sich aus Gründen abgespalten hatten, die mit der Sklaverei zu tun hatten.

»Nein«, sagte er. »Ich gebe zwar zu, dass es Politiker gab, die sich sehr rassistisch äußerten, und das kann man nachlesen. Wahrscheinlich gab es auch Großgrundbesitzer, die sich von diesem Gerede bedroht fühlten. *Was? Die wollen die Sklaverei abschaffen? Tja, ohne die Sklaverei kann ich meinen Job nicht machen.* Also behaupte ich nicht, das hätte nicht existiert, so ist das Narrativ, aber was den Kriegseintritt betrifft und die absolute Hölle, durch die diese Männer gegangen sind, warum hätten sie das tun sollen? Das Durchschnittsalter eines Soldaten im Sezessionskrieg war siebzehn bis zweiundzwanzig. Viele von denen hatten noch nie einen Schwarzen gesehen. Die Reichen waren diejenigen, die Sklaven hatten. Aber die mussten nicht kämpfen. Sie waren von der Einberufung ausgenommen. Also mussten diese Männer hier raus und ihr Leben opfern und kämpfen und das höllische Lagerleben durchstehen, die Läuse, die Ratten und alles andere, nur damit diese reichen Kerle in Richmond, Virginia, oder Atlanta, Georgia, oder Memphis, Tennessee, sich ein paar Sklaven halten konnten. Das macht doch keinen Sinn. Für mich ist das sonnenklar. Das würde doch keiner tun.«

Der Historiker Joseph T. Glatthaar hat das Argument entkräf-

tet, konföderierte Soldaten könnten doch nicht wegen der Sklaverei gekämpft haben, weil nur sehr wenige davon Sklavenbesitzer waren. Dazu analysierte er die Soldaten in der Einheit, die später Lees Army of Northern Virginia werden sollte. Er wies darauf hin, dass »die große Mehrheit der Freiwilligen von 1861 einen direkten Bezug zur Sklaverei hatte«. 1861 besaß knapp die Hälfte dieser konföderierten Soldaten entweder selbst versklavte Menschen oder lebte in einem Haushalt, in dem es welche gab; viele andere arbeiteten für Sklavenhalter, hatten Land von ihnen gepachtet und geschäftliche Beziehungen zu ihnen.⁶⁷

Außerdem gibt es reichlich Belege dafür, dass weiße Menschen in den Südstaaten, die selbst keine Versklavten besaßen, trotzdem zutiefst vom Erhalt dieser Institution überzeugt waren. Der Historiker James Oliver Horton schreibt darüber, wie die Presse weiße Südstaatler mit Botschaften dazu überschwemmte, warum der Kampf gegen die Abschaffung der Sklaverei von essenzieller Bedeutung sei.⁶⁸ Laut dem *Louisville Daily Courier* ging es darum, versklavte und ehemals versklavte Menschen davon abzuhalten, dass sie sich »auf das Niveau der weißen Rasse« erheben. Ohne Sklaverei, argumentierten diese Zeitungen, gäbe es keinen Unterschied mehr zwischen armen Weißen und freien Schwarzen. So warnte der *Louisville Daily Courier* weiße Südstaatler, die selbst keine Sklavinnen und Sklaven hatten, vor dem Dammbbruch, den eine Abschaffung bedeuten würde, und den Gefahren der Rassengleichheit: »Möchten sie ihre Kinder an Schulen schicken, wo die Negerkinder der Umgebung unterrichtet werden? Möchten sie Negern das Recht geben, in den Zeugenstand zu treten, um gegen sie auszusagen?«⁶⁹ Doch das genügte der Zeitung noch nicht. Sie thematisierte explizit das, wovon sie wusste, dass es den größten Eifer und die meiste Furcht unter weißen Männern im

Süden hervorrief: Würden weiße Männer, die selbst keine Sklavenhalter waren, eine Gesellschaft akzeptieren, in der man »DIE BEIDEN RASSEN GEGEN DEN WILLEN GOTTES MITEINANDER VERMISCHT«? Derartige Propaganda half mit, Weiße, die keine versklavten Menschen besaßen, zu überzeugen, dass die Abolition eine existenzielle Bedrohung der Gesellschaft im Süden darstellte. Ohne Sklaverei, erklärte man ihnen, würden sie gezwungen, mit ihren befreiten Schwarzen Nachbarn zu leben, zu arbeiten und sich unvermeidlich auch fortzupflanzen. Diese Aussicht waren Millionen weißer Südstaatler nicht bereit zu akzeptieren.

Horton findet viele Beispiele von Konföderierten Soldaten, die das selbst sagen. Er schildert, wie ein Kriegsgefangener aus dem Süden dem ihn bewachenden Soldaten aus dem Norden erklärt: »Ihr Yanks wollt, dass wir unsere Töchter mit Niggern verheiraten.« Ein armer weißer Farmer aus North Carolina sagte, er könne und würde nicht aufhören zu kämpfen, weil Lincolns Regierung »versucht, uns zu zwingen, wie die farbige Rasse zu leben«. Ein konföderierter Artillerist aus Louisiana meinte, seine Armee müsse trotz schwieriger Umstände kämpfen, weil er »nie den Tag erleben will, an dem ein Neger mit einer weißen Person gleichgestellt wird.«⁷⁰

In seinem Buch *The Peculiar Institution: Slavery in the Antebellum South* argumentiert der Historiker Kenneth M. Stampp, dass weiße Südstaatler, die selbst keine Sklaven besaßen, dennoch aktiv die Institution unterstützten.⁷¹ Und zwar als »ein Mittel zur Kontrolle der sozialen und ökonomischen Konkurrenz durch Neger, als konkreten Beweis der Zugehörigkeit zu einer überlegenen Kaste, als Chance, vielleicht in die Klasse der Plantagenbesitzer aufzusteigen«. Der Historiker Charles Dew formulierte es so: »Wenn man ein Weißer im Süden der Vor-

kriegszeit ist, dann gibt es ein Niveau, unter das man nicht fallen kann. Es gibt eine ganze Bevölkerungsgruppe von vier Millionen Menschen, die man selbst und die eigene Gesellschaft als einem selbst unterlegen betrachtet. Man muss gar nicht aktiv in das System involviert sein, um zumindest psychologischen Nutzen daraus zu ziehen.«⁷²

Das Bekenntnis weißer Südstaatler zur Sache der Konföderierten hing nicht davon ab, ob sie selbst Sklaven besaßen oder nicht. Ihr Commitment basierte auf dem Wunsch, eine Gesellschaft zu bewahren, in der Schwarze Menschen in der sozialen Hierarchie ganz unten blieben.

Aus dem Augenwinkel hatte ich einen Mann wahrgenommen, der sich mit meinem Freund William unterhalten hatte. Jetzt kam er zu mir und Jason. Wir gaben uns die Hand und Jason begrüßte ihn wie einen guten Bekannten.

»Er ist auch eine Fundgrube an Informationen«, meinte Jason und zeigte auf den anderen.

Ich erwähnte, dass ich schon gesehen hätte, wie er sich auf der anderen Seite des Pavillons mit meinem Freund unterhielt.

»Ich hab ihm schon eine Menge erzählt und ihm auch meine Telefonnummer gegeben, falls ihr noch mehr braucht«, sagte er.

Ich bedankte mich für sein großzügiges Angebot.

Er musterte mein Gesicht eingehend. Dann änderte sich seine Miene. »Ich hab ihm gesagt, wenn ihr über meine Vorfahren schreibt« – die Atmosphäre zwischen uns knisterte jetzt vor Anspannung und er beugte sich näher –, »dann will ich, dass es korrekt ist. Mir geht's um die Wahrheit, nicht um Märchen.«



Wenige Wochen vor meinem ersten Besuch auf dem Friedhof von Blandford war ich die dreißig Minuten Richtung Norden

bis nach Richmond gefahren. Als ich bei der Monument Avenue ankam, parkte ich meinen Wagen in zweiter Reihe, machte den Warnblinker an und ging dann die paar Schritte zur Statue von Robert E. Lee. Mit dem Kopf im Nacken betrachtete ich Lees Statue im Sonnenschein. Die Bronze schimmerte in den Strahlen der Nachmittagssonne. Die Skulptur war riesig, über sechs Meter ragten von einem zwölf Meter hohen weißen Steinsockel in den Himmel. Lee saß in gebieterischer Haltung auf seinem Pferd, die Jacke seiner Generalsuniform eng am Oberkörper anliegend und bis auf seine Oberschenkel reichend. Wie ich so dastand, betrachtete ich die Statue lange genug, um zu spüren, wie ihr Schatten sich einer Sonnenuhr gleich über mich hinweg bewegte. Nachdem ich mir das Denkmal vom Fuß des Sockels bis zu Lees Kopf genau angesehen hatte, kam ich zu dem Schluss: Dieses Standbild von Lee unterschied sich kaum von dem, in dessen Nähe ich aufgewachsen war.

Ich bin in einer Stadt geboren und aufgewachsen, die voll mit Statuen konföderierter Soldaten war. Weiße Männer auf Sockeln und Schwarze Kinder, die darunter spielten. Schwarze Menschen spielten Trompeten und Posaunen, um den Dixie-Song zu übertönen, der nach wie vor durch die Gegend wehte. In meiner Heimatstadt New Orleans gibt es mindestens hundert Straßen, Denkmäler, Parks und Schulen, die nach konföderierten Persönlichkeiten, Sklavenhaltern und Verfechtern der Sklaverei benannt sind. Jahrzehntlang marschierten Schwarze Kinder in Gebäude, die nach Menschen benannt waren, die sie als Eigentum betrachteten. Meine eigene Middle School, Lusher, ist nach Robert Mills Lusher benannt, einem Konföderierten und ehemaligen Inspektor für Bildung in Louisiana, der gegen die Aufhebung der Rassentrennung kämpfte und an »die Überlegenheit der kaukasischen Rasse« glaubte.⁷³ Jedes Mal wenn

ich nach Hause fuhr, tat ich das über Straßen, die nach Leuten benannt waren, die mich für bewegliche Habe gehalten hätten.

»Zwei Meilen geradeaus auf der Robert E. Lee.«

»Dann links auf die Jefferson Davis.«

»Nimm die Erste rechts auf der Claiborne.«

Übersetzt:

»Zwei Meilen geradeaus auf dem General, dessen Truppen Hunderte Schwarzer Soldaten niedermetzelten, die sich ergeben wollten.«

»Dann links auf den Präsidenten der Konföderation, der das Foltern Schwarzer Körper für den Grundpfeiler seiner neuen Nation hielt.«

»Nimm die Erste rechts auf dem Mann, der zuließ, dass die Köpfe aufständischer Sklaven auf Stangen gespießt wurden, um andere Sklaven davon abzuhalten, dass sie auf irgendwelche Gedanken kämen.«

So viel von dem, was wir über Geschichte erzählen, ist in Wirklichkeit die Geschichte über uns selbst. Über unsere Mütter und Väter oder deren Mütter und Väter, so weit wir unsere Ahnenreihe zurückverfolgen können. Im Laufe unseres Lebens bekommen wir bestimmte Geschichten zu hören, die wir uns entscheiden zu glauben – Geschichten, die Teil unserer Identität werden, auch wenn uns das nicht immer ganz bewusst ist.

Für viele der Menschen, die ich auf dem Friedhof von Blandford getroffen habe, ist die Story der Konföderation die Story ihrer Heimat, ihrer Familie – und die Geschichte ihrer Familie ist zugleich ihre eigene. Wenn man sie also um ihre Meinung zu der Tatsache bittet, dass ihre Vorfahren einen Krieg führten, damit meine Vorfahren versklavt bleiben sollten, dann stößt man auf Widerstand gegen Fakten, die sich mit Primärquellen und Beweisen aus jener Zeit belegen lassen. Denn dann sind sie gezwungen, sich lauter Lügen zu stellen, die sie bisher hochgehalten haben. Sie sind gezwungen, sich mit den Fehlern und Schwächen ihrer Vorfahren auseinanderzusetzen. Oder wie

Greg Stewart, Mitglied der Sons of Confederate Veterans, der *New York Times* nach dem Charleston-Massaker 2015 erklärte: »Sie verlangen von mir, dass ich zustimme, dass meine Urgroßeltern und Ururgroßeltern Monster waren.«⁷⁴ So eine Realität zu akzeptieren, würde für solche Menschen bedeuten, das Narrativ schlechtzureden, das schon lange ein Teil ihrer Herkunft ist. Und es würde bedeuten, so viel davon zu zertrümmern, was sie selbst bis dahin über ihre Rolle in der Welt geglaubt haben.

Aber wenn ich jetzt so an Blandford denke, frage ich mich doch, ob wir alle nicht einfach Flickwerk aus den Storys sind, die man uns erzählt hat. Was es für jeden von uns bedeuten würde, sich einer verfälschten Geschichte zu stellen, wenn das bedeutet, die Storys kaputt zu machen, die man schon sein ganzes Leben lang gehört hat? Wenn es bedeutet, von Grund auf neu erforschen zu müssen, wer man selbst ist und wer die eigene Familie war? Nur weil etwas schwer zu akzeptieren ist, bedeutet es ja nicht, dass man sich weigern sollte, das zu tun. Und nur weil einem jemand eine Story erzählt, bedeutet es noch nicht, dass diese Story wahr ist.

»Unser Unabhängigkeitstag«

Galveston Island

Der lang gehegte Mythos besagt, dass am 19. Juni 1865 der Nordstaaten-General Gordon Granger auf dem Balkon der Ashton Villa in Galveston, Texas, stand und den Befehl verlas, der das Ende der Sklaverei verkündete. Obwohl kein Beweis von damals existiert, der diese Behauptung belegt, ist die Geschichte von General Granger, der vom Balkon herab vorlas, inzwischen fest in der lokalen Folklore verankert. Alljährlich liest an diesem Tag im Rahmen von Galvestons Programm zum Juneteenth ein kostümiertes Mitglied der Sons of Union Veterans die Proklamation an der Ashton Villa vor, während eine Menschenmenge ihm dabei zusieht. Auf diese Weise wurde aus einem Mythos eine Tradition.

Galveston ist eine kleine Insel vor der südöstlichen Küste von Texas. Früher fand das Event im Freien statt, doch wegen der Sommerhitze, der hohen Luftfeuchtigkeit auf der Insel und in Anbetracht des Durchschnittsalters der Teilnehmer verlegten die Veranstalter es nach drinnen. So stand ein Mann namens Stephen Duncan als General Granger kostümiert und flankiert von

anderen in Uniformen der Union-Armee am Fuß der Treppe. Stephen blickte auf das Pergament und taxierte die Worte darauf, als hätte er sie noch nie gesehen. Dann warf er erneut einen Blick auf die Menge, die zu ihm hinaufschaute. Er räusperte sich, trat näher ans Mikrofon und hob das gelbe Pergament vor seine Augen.

»Das Volk von Texas soll wissen, dass gemäß einer Proklamation der Exekutive der Vereinigten Staaten alle Sklaven frei sind. Das schließt die absolute Gleichheit persönlicher Rechte und Rechte auf Eigentum zwischen ehemaligen Herren und Sklaven ein, und das bisher zwischen ihnen existierende Verhältnis wird zu einem zwischen Lohnherr und gedungenem Arbeiter. Den Freigelassenen wird angeraten, ruhig in ihren gegenwärtigen Heimstätten zu verbleiben und gegen Lohn zu arbeiten. Sie werden hiermit darüber informiert, dass es ihnen nicht erlaubt ist, sich an Militärposten zu versammeln und ihr Müßiggang weder dort noch sonst irgendwo unterstützt wird.«¹

All slaves are free. Die vier Worte kreisten im Raum wie Vögel, die von ihrem Schwarm getrennt wurden. Ich beobachtete die Mienen der Leute, als Stephen sie aussprach. Einige schlossen die Augen. Andere erschauerten merklich. Manche griffen nach der Hand der Person neben sich. Manche genossen einfach lächelnd die Worte, die ihre Vorfahren vielleicht vor eineinhalb Jahrhunderten gehört hatten.

Als ich mich an diesem Ort befand, auf derselben kleinen Insel, auf der die Freiheit von vier Millionen Menschen proklamiert worden war, da hatte ich das Gefühl, die Geschichte pulsire durch meinen Körper.

General Granger und seine Truppen trafen mehr als zwei Jahre, nachdem Lincoln die Proklamation zur Befreiung unterzeichnet hatte, und gute zwei Monate nach Robert E. Lees be-

rühmter Kapitulation in Galveston ein. Lincolns Proklamation, ein weithin missverstandenes Dokument, gehörte zu einer militärischen Strategie mit zahlreichen Zielen. Es hielt europäische Staaten davon ab, die Konföderation zu unterstützen, indem es den Krieg mit moralischen Begriffen umriss und die Sklaverei explizit zu dessen Thema machte; davor war Lincoln bis dato zurückgeschreckt. In der Folge weigerten sich Frankreich und Großbritannien, die die Unterstützung der Konföderation erwogen hatten, wegen der Anti-Sklaverei-Haltung beider Länder ebendas zu tun. Die Proklamation erlaubte der Nordstaaten-Armee, Schwarze Soldaten zu rekrutieren (bis Kriegsende kämpften knapp zweihunderttausend von ihnen in der Union Army). Außerdem drohte die Proklamation das gesellschaftliche Gefüge des Südens zu stören, das von der Arbeit und der Kastenposition der versklavten Menschen abhing.

Die Emanzipationsproklamation war nicht das radikale, allumfassende Dokument, als das sie oft erinnert wird. Sie galt nur für die elf Konföderierten Staaten und schloss nicht die Grenzstaaten ein, die loyal zu den Vereinigten Staaten gehalten hatten und in denen es nach wie vor legal war, versklavte Menschen zu besitzen. Trotz des Befehls der Proklamation war Texas einer der Konföderierten Staaten, die deren Forderung ignorierten. Und obwohl viele versklavte Menschen hinter die Linien der Union flüchteten und sich dann freiwillig zur Federal Army meldeten, hielten Sklavenbesitzer überall in der Konföderation weiterhin Schwarze Menschen für den Rest des Krieges in Knechtschaft. General Lee kapitulierte am 9. April 1865 im Appomattox County, Virginia, und signalisierte damit de facto, dass die Konföderation den Krieg verloren hatte. Doch viele Sklavenhalter in Texas teilten den Menschen in ihrem Besitz diese Neuigkeit nicht mit. Es war am 19. Juni 1865, kurz nach seinem Eintreffen

in Galveston, dass Granger bekannt gab, was als General Order Number 3 berühmt werden sollte, nämlich dass alle Sklavinnen und Sklaven frei seien. Das begann sich in ganz Texas herumzusprechen, von Plantage zu Plantage, von Gehöft zu Gehöft, von einem Menschen zum anderen.

Ein zweiundneunzigjähriger ehemals versklavter Mann namens Felix Haywood erinnerte sich mit nostalgischem Jubel daran, was dieser Tag für ihn und so viele andere bedeutete: »Das Ende des Krieges, das war einfach so gekommen – wie mit einem Fingerschnippen... Halleluja brach aus... Soldaten waren plötzlich überall – kamen in Gruppen, liefen und ritten über die Straßen. Alle sangen vor sich hin. Wir liefen wie auf goldnen Wolken... Wir waren frei. Einfach so waren wir frei.«²



Die Luft in der Ashton Villa schmeckte nach Salz und Hitze. Auf der Straße brummte gemäßigter Verkehr. Die korallenrote Ziegelfassade schimmerte in der Sommersonne. Auf jeder der drei Etagen des Hauses im viktorianischen Stil gab es hohe, weiße Fenster mit dunkelgrünen Läden zu beiden Seiten. Eine schmiedeeiserne Veranda warf ihren Schatten auf den Gehweg, der zum Eingang führte. Die 1859 fertiggestellte Villa diente den Armeen der Nord- wie der Südstaaten während des Sezessionskriegs als regionales Hauptquartier. So wechselte sie mehrmals den Besitzer, während die Schlachten, die über die Zukunft Texas' und des Landes entscheiden sollten, gewonnen und verloren wurden. Größtenteils wurde das Gebäude von versklavten Menschen errichtet.

Als ich es betrat, war ich dankbar für die Kühle. Im hinteren Teil des alten Hauses gab es einen großen, hellen Raum. Dort setzte ich mich an einen der zwei Dutzend runden Tische, auf

denen große weiße Tischtücher lagen. Die Decke war so hoch, als würde sie vor den Menschen darunter zurückweichen. In der Mitte hing ein großer Lüster mit silbernen Armen und schimmernden Glasornamenten herab. Vorne im Raum saß ein Mann am Klavier und ließ die Finger über die Tasten gleiten, während er jeden Song anspielte, den er während der Veranstaltung zum Besten geben würde.

Langsam begann sich der Saal zu füllen, und je näher der Beginn des Programms rückte, desto stärker wurde der Zustrom lächelnder Menschen. Wenn Freunde, Verwandte und Nachbarn sich begegneten, liefen sie begeistert aufeinander zu, man umarmte sich, schüttelte Hände und jauchzte vor Freude über jede Wiedervereinigung. Einige trugen Juneteenth-T-Shirts in panafrikanischen Farben, andere Dashikis und bunte Perlen. Viele sahen aus wie auf dem Weg zu einem Picknick. Die überwiegende Mehrheit der Anwesenden war Schwarz, aber dazwischen sah man auch andere Ethnien und Hautfarben.

Das Ganze erinnerte mich an den Beginn Schwarzer Gottesdienste, wie ich sie als Kind erlebt hatte. Eine Atmosphäre von Verbundenheit, ein Sanktuarium weniger wegen des Gebäudes, in dem man sich zusammenfindet, als vielmehr wegen der Community, die es errichtet hat. Die Ashton Villa machte sich voller Vorfreude für ihre Wiederbelebung bereit.

Es handelte sich um das vierzigste Jubiläum des Al Edwards Sr.'s Juneteenth Prayer Breakfast. Seit Verabschiedung der Texas House Bill 1016 im Jahr 1979 findet es alljährlich statt. Auf Betreiben des Abgeordneten Al Edwards senior wurde damals der Juneteenth zu einem offiziellen Feiertag im Bundesstaat.



»Ich bin Generalmajor Granger, kommandierender General des District of Texas. Heute Morgen möchte ich Ihnen etwas über die Geschichte derjenigen erzählen, die in den Vereinigten Staaten versklavt worden sind. Bis heute, bis zum Tag ihrer Befreiung. Wir freuen uns, dass Sie heute hier bei uns sind. Dies ist ein sehr, sehr wichtiger Tag in der Geschichte von Galveston, der Geschichte von Texas und der Geschichte der Vereinigten Staaten. An diesem Tag wurde das Versprechen der Freiheit Wirklichkeit.«

Eine Schülerin, dem Aussehen nach ungefähr sechzehn Jahre alt, trat mit einem weißen Plakat, auf dem »1492« stand, ans Mikrofon. Alle im Publikum rückten ihre Stühle zurück und reckten die Hälse, um besser sehen zu können. Sie lehnte ihr Plakat an das Mikro und breitete die Arme aus, damit alle die Vorderseite sahen, während sie den Text auf der Rückseite vorlas.

»Im Jahr 1492 erreichten Europäer den amerikanischen Kontinent. Sie waren auf der Suche nach den drei Gs: Gold, Ruhm (engl. *Glory*) und Gott. Lange vor der Ankunft versklavter Afrikaner versklavten die Spanier einige Angehörige der indigenen Bevölkerung gegen den Willen von Königin Isabella und König Ferdinand.«

Nachdem sie das Plakat weggenommen und sich an den Rand gestellt hatte, ergriff der Mann, der den Nordstaaten-General Granger verkörperte, wieder das Wort und kündigte die nächste junge Darstellerin an. »Im Jahr 1528 erreichte der erste nicht indigene versklavte Mensch Galveston.«

Eine weitere junge Frau trat an Mikrofon und machte es genauso wie ihre Vorgängerin. »Der erste nichtindigene Sklave in Texas war Estevanico, ein Maure aus Nordafrika. Estevanico wurde von den Spaniern gefangen genommen und versklavt,

als er noch ein Kind war. Er begleitete seinen Master, Captain Andrés Dorantes de Carranza, auf die Narváez-Expedition, bei der sie im heutigen Tampa landeten. Im November 1528 liefen ihre Schiffe vor der Küste von Texas auf Grund. Estevanico, Dorantes und Alonso del Castillo Maldonado verbrachten als einzige Überlebende mehrere Monate auf einer Düneninsel. Heute geht man aus, dass es Galveston Island war. Im April 1529 gelangten sie von dort aufs Festland.«

Der Mann in der Nordstaatenuniform ergriff wieder das Wort. »Im Jahre 1619 gelangten die ersten versklavten Afrikaner hierher.« So ging es für einige Zeit weiter. Eine Schülerin nach der anderen trat ans Mikrofon. Diese Parade historischer Fakten in chronologischer Reihenfolge führte das Publikum bis zum 19. Juni 1865 – Juneteenth.

Die Schülerinnen, die zwischen sechs und sechzehn Jahre alt waren, stammten alle aus der Nia Cultural Center's Freedom School. Das Programm ist Teil einer Initiative des Children's Defense Fund und umfasst sechs Wochen Sommerprogramm für junge Menschen. Dabei ist der Fokus speziell auf ihr Verhältnis zur Geschichte gerichtet.

Ich beobachtete diese jungen Leute, wie sie dem Publikum aus der Geschichte vorlasen, die unser Land in einen Kontext setzt. In dem Moment war ich regelrecht neidisch auf sie. Hätte ich in jüngeren Jahren schon gewusst, was einige dieser Schülerinnen bei dieser Veranstaltung mitteilten, dann hätte mich das vielleicht von der sozialen und emotionalen Lähmung befreit, die ich so lange nicht einmal benennen konnte. Diese Lähmung rührte wohl daher, dass ich nicht genug über meine eigene Geschichte wusste, um die Lügen, die mir von anderen erzählt wurden, effektiv zu entkräften: Lügen über die Sklaverei und darüber, was sie mit Menschen machte; Lügen darüber,

was nach unserer vermeintlichen Befreiung passierte; Lügen darüber, warum unser Land heute so aussieht. Ich war in einer Welt aufgewachsen, die mir und anderen Schwarzen Kindern unermüdlich eintrichterte, was mit uns alles nicht stimmte und was wir verbessern müssten. Viel zu wenig Leute sprachen über die Gründe, warum so viele Schwarze Kinder in Communities aufwachsen, die von Armut und Gewalt geprägt sind. Zu wenige erzählten uns, dass diese Realitäten die Folge von Entscheidungen waren, die mächtige Generationen vor uns getroffen hatten.

Nach dem College, als ich aus eigenem Antrieb mehr las, begann ich zu verstehen, was unseren Communities, unseren Leuten über Generationen hinweg angetan worden war – und empfand das als befreiend. Jetzt verfügte ich über eine Sprache, um zu benennen, was ich vorher schon gespürt, aber nicht auszudrücken vermocht hatte. Manchmal glauben Menschen, wenn sie mit Schwarzen Jugendlichen über das historische Erbe der Sklaverei sprechen – und über die generationenlangen Wiederholungen systemischen Rassismus danach –, wären die Jugendlichen überfordert und würden abblocken. Dabei ist es von riesigem Wert, jungen Menschen die Sprache, die Geschichte und das Bezugssystem zu geben, damit sie erkennen können, warum ihre Gesellschaft aussieht, wie sie es eben tut. Um zu begreifen, dass das alles nicht zufällig, sondern geplant geschehen ist. Mir hat das nicht die Handlungsfähigkeit genommen, sondern sie mir zurückgegeben. Als ich diesen Jugendlichen dabei zusah, wie sie Geschichte erzählten, träumte ich davon, was es bedeuten könnte, das jedem Kind zu ermöglichen. Wie anders würde unser Land wohl aussehen, wenn alle von uns voll und ganz verstehen würden, was damals hier geschehen ist?

Während eine Gruppe jüngerer Kinder sich darauf vorbereitete, ein Lied zu singen, beobachtete ich die Vorgänge weiter vom Ende des Saals aus. Eine kleine weiße Frau half dabei, sie auf ihre richtigen Positionen zu bringen, und bewegte sich mit einer Mischung aus Effizienz und Begeisterung. Als sie schließlich vor dem vollen Saal sangen, sah sie mit unverhohlenem Stolz zu.

Kathy Tiernan hatte ihr graubraunes Haar hochgesteckt und trug eine große rahmenlose Brille. Ihre Augen vermittelten einen Ausdruck von Wärme und Mitgefühl. Eine lange, bunte Perlenkette hing über einem verwaschenen Juneteenth-Shirt von einem früheren Event. Zusammen mit einem Mann namens Doug Matthews half sie nun schon seit zehn Jahren, das Programm zu organisieren. Das hatte sich von einer Handvoll miteinander konkurrierender Veranstaltungen zu einem zusammenhängenden Fest der Community entwickelt. Kathy spielte eine zentrale Rolle dabei, sicherzustellen, dass die nächste Generation in Galveston die Wichtigkeit von Juneteenth versteht.

»Ich kann Ihnen sagen, dass ich vor ungefähr vier Jahren, als ich mir das Publikum beim Juneteenth Breakfast ansah, feststellte, dass viele ältere Leute nicht wiederkamen«, erzählte sie mir später. »Genau wie in unseren Kirchen starben die Leute weg, und ihre drei oder vier Freundinnen und Freunde, die sie mitgebracht hatten, kamen auch nicht mehr. Da dachte ich mir, *wir müssen Kinder heranholen*. Und dann lud ich Sue Johnson ein, die Direktorin der Freedom School und Leiterin des Nia Cultural Center, die Praktikanten an ihrer Schule einzubeziehen. Damit sie etwas über diesen historischen Tag erzählen.«

Was Kathy an diesem Projekt am meisten liebt, ist das Lernen innerhalb der Community. Ältere Kinder bringen jüngeren etwas bei. Jugendliche den Erwachsenen und umgekehrt. Lern-

modelle brechen mit unseren traditionellen Vorstellungen von Wissensvermittlung und gehen darüber hinaus.

»Ich bin total begeistert, wenn ich diesen Raum voller Menschen sehe und ihre Gesichter beobachte, wenn die Kinder singen, oder wie sie nicken, wenn sie etwas Historisches hören, an das sie lange nicht gedacht haben oder das sie tatsächlich zum ersten Mal erfahren. Und wenn Leute, mehr Leute, deren eigene Geschichte das hier ist, in diese einbezogen werden, dann ändert sich etwas. Dinge ändern sich ständig zum Besseren.

Nicht wenn eine Gruppe nur Schwarzer das tut – so funktioniert es nicht. Die Allgemeinheit muss einbezogen sein, denn dann ändert sich etwas. Isoliert ging es nicht. Es ging erst, als Schwarze, Weiße und Hispanics sich zusammentaten. Dann läuft es, wenn wir alle verstehen, teilhaben und uns für die Geschichte der anderen interessieren. Und das bereitet mir Freude.«

Nachdem die Kinder zu Ende gesungen hatten, trat Reverend Lewis Simpson Jr., Pastor der Saint John Missionary Baptist Church, aufs Podium und leitete das Gebet. Auf seinen Stock gestützt, nickte er, während er die Parallelen aufzeigte zwischen Gottes Befreiung der Israeliten und der Befreiung der versklavten Menschen in Amerika. Auf diese Ähnlichkeit haben Schwarze Geistliche während und nach der Sklaverei immer wieder hingewiesen.

»Du hast uns aus der Gefangenschaft geführt, und dafür, Vater unser aller« – er hob den Kopf – »sagt einfach danke.«

Ich blickte mich um und sah, wie alle Köpfe im Gebet gesenkt waren, während fromme Improvisationen durch den Saal gerufen wurden.

Nachdem Reverend Simpson das Podium verlassen hatte, stimmte der Pianist, der das Gebet mit leiser Hintergrundmusik

begleitet hatte, nahtlos die Melodie von *Lift Every Voice and Sing* an, das auch die Schwarze Nationalhymne genannt wird.

Ursprünglich handelt es sich um ein Gedicht von James Weldon Johnson zum Geburtstag des verstorbenen Präsidenten Abraham Lincoln. Aus dem Gedicht entwickelte sich ein Lied und daraus etwas Größeres als ein Tribut an eine einzelne Person. Die Wissenschaftlerin Imani Perry schreibt in ihrem Buch über die Ursprünge des Lieds, *May We Forever Stand*, dass es »Klage und Lobpreis über die Geschichte und den Kampf Schwarzer Menschen« sei und letztlich »ein maßgeblicher Bestandteil von Ritualen in Schulen, Kirchen und bei Bürgerversammlungen« wurde.³

Ohne Aufforderung erhoben sich alle Menschen im Saal von ihren Plätzen. Manche hatten ein Blatt mit dem Text in der Hand, doch die meisten standen einfach mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen da. Sie brauchten die Zeilen nicht zu lesen. Ihre Körper bewegten sich im Rhythmus und ihre Lippen sangen diesen Hymnus, der sich längst in ihr Gedächtnis eingepägt hatte.

Halb sang ich mit, halb sah ich mich im Raum um und beobachtete, wie die Leute Worte aussprachen und Vokale dehnten. Ich war umgeben von Sonnenschein und Gesang, von Schmerz und Katharsis. Während ich zuhörte, stellte ich mir vor, dass die Worte über uns schwebten. Mein Blick folgte dem geschwungenen Weg eines jedes unsichtbaren Lauts, während die Akkorde des Klaviers durch den Saal schallten. Ich hatte beinah das Bedürfnis, mir die Worte aus der Luft zu pflücken und sie in meine Tasche zu stecken, damit ich diesen Moment noch länger mit mir herumtragen könnte.

Als wir zur zweiten Strophe kamen, spürte ich eine Veränderung unter den Leuten und auch bei mir selbst:

We have come over a way that with tears has been
watered,
We have come, treading our path through the blood of
the slaughtered,
Out from the gloomy past,
Till now we stand at last
Where the white gleam of our bright star is cast.

*(Wir sind über einen mit Tränen benetzten Weg gekommen,
Wir haben uns den Pfad durch das Blut der Hingemetzelten
gebahnt,
Aus der düsteren Vergangenheit,
Bis wir nun endlich stehen
Wo das weiße Gleißel unseres hellen Sterns erstrahlt.)*

Aus der Menge war eine Gemeinde geworden. Nach anfänglicher Vorsicht fanden auch meine Lippen in das Lied. Schließlich hatte ich die Schwarze Nationalhymne schon unzählige Male gesungen – in Kirchen, Schulen und an meinem eigenen Tisch zu Hause –, aber die Harmonie dieser Worte an diesem Ort und diesem Tag um mich herum zu hören, das bewegte mich wie nie zuvor.

Als *We have come over a way that with tears has been watered / We have come, treading our path through the blood of the slaughtered* gesungen wurde, dachte ich, dass solche Zeilen vor hundertvierundfünfzig Jahren keine Abstraktion gewesen wären und das Blut keine Metapher. Es fühlte sich an, als hätte sich seit Blandford etwas in mir verkrampft, das ich jetzt loslassen konnte. Ich atmete auf und konnte auf neue Weise frei atmen.

Den Rest des Programms bestritten Gemeindeleiter, Lokal-

politiker und Organisatoren, die nacheinander über die Wichtigkeit von Juneteenth sprachen sowie darüber, was der Tag ihnen persönlich bedeutete.

Eine der Reden hielt Grant Mitchell, ein hochgewachsener weißer Mann mittleren Alters, dessen Familie die Veranstaltung schon seit einigen Jahren sponserte.

»Heute ist ein Tag zum Jubeln«, sagte Grant und beugte sich übers Podium. »Wir feiern heute den Tag, an dem die Nachricht Galveston erreichte und sich in der Gegend und in andere Südstaaten verbreitete, dass Millionen Menschen Freiheit erlangten und eine große Ungerechtigkeit ein Ende hatte. Wir feiern den Tag, an dem wir erfuhren, dass unsere großartige Nation, die zerrissen gewesen war, wiedervereint war und einen beherzten und entschiedenen Schritt getan hatte, um ein Versprechen aus dem Herzen seines Credo einzulösen: dass alle Menschen sind. Doch dies ist nicht nur eine Feier. Der Weg zur Gerechtigkeit ist lang und ungewiss. Manchmal geht es vorwärts, manchmal verschlungen ein Stück zurück. Deshalb ist heute auch ein Tag der Rückbesinnung. Ein Tag, an dem wir uns umsehen und uns selbst fragen sollen: ›Wie weit sind wir auf diesem Pfad gekommen?«

Es genügt nicht, Geschichte zu studieren. Es genügt nicht, einzelne Augenblicke unserer Vergangenheit zu feiern oder das Vermächtnis von Siegen hervorzuheben, die schon gewonnen wurden, wenn das Verständnis für die Auswirkungen dieser Siege – und der Niederlagen – auf die Welt von heute fehlt. Texas hat aktuell einen größeren Schwarzen Bevölkerungsanteil als jeder andere Bundesstaat des Landes. Etwa 3,5 Millionen Schwarzer Menschen sind dort zu Hause.⁴ Trotzdem erlebt, wie im ganzen Land, die Schwarze Community hier massive Ungleichheiten, was Einkommen, Vermögen, Bildung und Straf-

justiz angeht.* Galveston und ganz Texas rühmt sich seiner Geschichte als der Ausgangspunkt unserer größten Feier anlässlich der Befreiung. Dennoch lohnt es sich, die letzten eineinhalb Jahrhunderte zu betrachten, damit wir verstehen, was in einem Staat, der so stolz auf seine Geschichte der Freiheit ist, zu derart großen Klüften zwischen den verschiedenen Hautfarben geführt hat.



Als das Programm vorüber war, ging ich von meinem Tisch dorthin, wo diejenigen saßen, die die Soldaten der Nordstaaten gespielt hatten. Ich stellte mich Stephen Duncan vor und nahm neben ihm Platz. Stephen hatte ein flächiges, weißes Gesicht und trug eine runde Brille. Sein Ziegenbart war grauweiß

- * Laut der Volkszählung von 2010 machen Schwarze Menschen in Texas einen Bevölkerungsanteil von 12 Prozent aus; ihr Anteil unter den Gefängnisinsassen beträgt 32 Prozent («Texas Profile», Prison Policy Initiative website, <https://www.prisonpolicy.org/profiles/TX.html>); weiße Texaner haben dagegen einen Bevölkerungsanteil von 45 Prozent und bilden 33 Prozent der Insassen von Gefängnissen und Haftanstalten. Von Schwarzen Texanern leben über 20 Prozent in Armut, verglichen mit 15 Prozent der weißen Bevölkerung. (United States Census Bureau, «Poverty Status in the Past 12 Months», American Community Survey 5-year estimates, 2018, <https://data.census.gov/cedsci/table?q=race%20texas%20poverty&tid=ACSST5Y2018.S1701&hidePreview=false>.) Die Kindersterblichkeit ist bei Schwarzen Müttern in Texas mehr als doppelt so hoch wie die weißer Frauen. («Infant Mortality Rate by Race», in *2019 Healthy Texas Mothers and Babies Data Book*, B-2, Webseite des Texas Department of State Health Services, <https://www.dshs.texas.gov/healthytexasbabies/Documents/HTMB-Data-Book-2019-20200206.pdf>.) Den Highschool-Abschluss schaffen 87 Prozent der Schwarzen Texaner im Vergleich zu 94 Prozent der Weißen. («Public High School Graduation Rates», in *The Condition of Education*, Webseite des National Center for Education Statistics, zuletzt geändert Mai 2020, https://nces.ed.gov/programs/coe/indicator_coi.asp.) Und diese Liste ließe sich mit fast jeder Kennzahl fortsetzen.

meliert, und als er seine Kappe der Union Army abnahm, kam ein ziemlich weit zurückliegender schütterer Haaransatz zum Vorschein. Genau wie die anderen vier Darsteller trug Stephen eine dunkelblaue Uniform mit Goldverzierungen. Die Reihe der Goldknöpfe schimmerte im Licht des Kronleuchters. Als er sprach, war sein Timbre sanft und unbeschwert. Er klang wie ein Nachbar, der immer gern ein Schwätzchen hält. Er war Pädagoge und ordinierter Priester in der hiesigen Gemeinde.

Stephen erzählte mir, er sei Mitglied bei den Sons of Union Veterans geworden, nachdem er begonnen hatte, sich für den Sezessionskrieg zu interessieren, und genauere Ahnenforschung betrieben hatte. Als er sich bereit erklärte, auch als Reenactment-Darsteller aufzutreten, erzählt er, »rief mich plötzlich jeder an, der einen Unions-Soldaten brauchte. Und das passierte oft, weil die meisten Leute in Texas lieber als einer von den Konföderierten auftreten.«

Da der offizielle Teil jetzt vorbei war, wurde sich um uns herum lebhaft unterhalten, und die Leute bildeten Schlangen vor dem Gratisfrühstücksbüfett. Ich fragte Stephen noch, wer aus seiner Familie im Krieg gekämpft hatte.

»Ich habe drei Ururgroßväter, die in der Armee der Nordstaaten waren. Einer war bei der Kavallerie, zwei dienten als Infanteristen.« Er nestelte an einem der Goldknöpfe seiner Uniform.

»Es war eine so spalterische, fürchterliche Phase unserer Geschichte. Ich meine, wir haben das Land von seiner schlimmsten Seite kennengelernt. Da gab es Leute, die es völlig in Ordnung fanden, andere Menschen in Knechtschaft zu halten«, sagte er. »Und zu sehen, dass wir das durchgekämpft und durchgestanden haben, erscheint mir wirklich wichtig.«

Während ich mich mit Stephen in seiner Nordstaatenuniform unterhielt, musste ich daran denken, dass die Geschichte, die

man sich in unserem Land über den Civil War erzählt, oft die an sich komplexen Gegebenheiten vereinfacht. Texas, beispielsweise, zählte zu den Konföderierten Staaten, aber seine Bürger waren nicht alle dieser Meinung. Viele Texaner sympathisierten mit den Nordstaaten und unterstützten die Sache der Konföderierten nicht. (Das Gleiche lässt sich über zahlreiche Sympathisanten der Konföderierten in einigen Bundesstaaten sagen, die loyal zur Union standen.) Sam Houston zum Beispiel, der als erster Präsident der Republik Texas diente und außerdem Senator und Gouverneur des Staats gewesen war, sprach sich gegen die Sezession aus und versuchte vergeblich, Texas davon abzuhalten, sich der Konföderation anzuschließen. Er war der einzige Gouverneur der später Konföderierten Staaten, der sich am Vorabend des Bürgerkriegs gegen die Abspaltung stellte.

Während einer politischen Versammlung 1861 in Texas, als der Bundesstaat offiziell beschloss, sich von der Union loszusagen, weigerte Houston sich, einen Eid auf die Konföderation zu schwören. Er schrieb: »Im Namen meines eigenen Gewissens und meiner Mannhaftigkeit ... weigere ich mich, diesen Eid zu schwören.«⁵

Staatsbeamte entfernten Houston aus seinem Amt des Gouverneurs, und obwohl Abraham Lincoln ihm, Berichten zufolge, seine militärische Unterstützung anbot, um Texas am Beitritt zur Konföderation zu hindern, entschied Houston sich dagegen, mit Gewalt an seinem Amt festzuhalten.

Obwohl er sich das schon viel früher überlegt hatte, begann Stephen 2012 bei Reenactments mitzuspielen, zum Jahrestag der Schlacht von Bull Run.

»Das ist kein preiswertes Hobby«, meinte er lachend und erwähnte, dass seine komplette Uniform in etwa tausend Dollar gekostet habe.

Zunächst konnte er die Uniform nur bei wenigen Anlässen tragen, doch 2015 fragte Kathy Tiernan bei ihm an, ob er Interesse hätte, General Gordon Granger zu verkörpern und die General Order Number 3 zu verlesen. Diese Chance ließ Stephen sich nicht entgehen.

»Das machen zu können, ist eine unglaublich coole Sache«, sagte er und man hörte seiner Stimme die Freude darüber an. »Ich meine, auf den Stufen zu stehen und zu verkünden ›Alle Sklaven sind frei‹. Das müssen die machtvollsten vier Worte der Geschichte sein.«

Ich fragte ihn, wie es sich anfühle, da oben zu stehen und diese Worte auszusprechen.

»Das erste Mal war absolut überwältigend. Wir befanden uns draußen, und ich stand auf dem Balkon bei gefühlt hundert Grad. Und ich sagte: ›Alle Sklaven sind frei, lassen Sie mich es noch einmal sagen, alle Sklaven sind frei.‹ Und dann begannen die Leute zu skandieren: ›Freiheit, Freiheit, Freiheit, Freiheit.‹ Die Kongressabgeordnete Sheila Jackson Lee war hier und führte den Sprechchor an. Und ich war einfach ... im wahrsten Sinne des Wortes überwältigt von der Macht der Worte.«

Ich fragte Stephen, warum sich seiner Meinung nach nicht mehr Leute an den Veranstaltungen zum Juneteenth beteiligten.

»Sie denken, das wäre nur eine Schwarze Sache«, erklärte er. »Und mein Argument dagegen lautet, das ist keine Schwarze, sondern eine amerikanische Sache. Es ist das letzte bisschen Freiheit für uns alle. Und das macht es so wichtig.«

Während wir uns unterhielten, kamen Leute zu Stephen und den anderen Sons of Union Veterans, um ihnen zu danken. Einige fragten, ob die Uniformierten für gemeinsame Fotos zu haben wären, worin diese begeistert einwilligten. Damit hatte ich nicht gerechnet.

»Es passiert oft, dass Leute auf mich zukommen«, meinte Stephen. »In der Community bin ich ziemlich bekannt.« Er nahm einen Schluck Wasser. »Leute kommen und danken mir dafür, dass ich das hier mache. Und ich bin zudem bekannt dafür, den blauen Hut in der Öffentlichkeit zu tragen. Ich habe zwei. Meinen Hut als Kaplan und meinen Generalshut. Und ich glaube, jede Afroamerikanerin und jeder Afroamerikaner, der den blauen Hut sieht, weiß genau, was das bedeutet. Ich kriege eine Menge Dankeschöns und viel Lächeln.«

Aber nicht alle drücken Dankbarkeit für das aus, was Stephen tut. »Hin und wieder kriege ich von den Leuten, die Konföderierte mögen, böse Bemerkungen zu hören: ›Oh, ist das nicht die falsche Farbe?‹, sagen die dann.«

Ich erzählte Stephen von meinem Besuch auf dem Blandford Cemetery wenige Wochen zuvor, und wie es für mich war, seine Gegenstücke, die Sons of Confederate Veterans, zu sehen und mit ihnen zu sprechen.

»Wir kennen sie zur Genüge«, nickte er und presste kurz die Lippen zusammen. »Einige sind ganz wunderbare Menschen.« Er schwieg kurz. »Und manche glauben, der Krieg sei noch nicht zu Ende.«



In vielerlei Hinsicht diente das öffentliche Aufheben um den Juneteenth als offene Kritik am zunehmenden Narrativ der Lost Cause im späten 19. Jahrhundert. Wie konnte irgendwer behaupten, im Krieg sei es nicht um Sklaverei gegangen, wenn Schwarze Menschen überall im Bundesstaat und im ganzen Land alljährlich öffentlich an die untrennbare Verbindung mit der Befreiung erinnerten? Während der Mythos vom Lost Cause bis ins frühe 20. Jahrhundert Bestand hatte, war der Juneteenth

nicht nur eine Feierlichkeit, sondern auch eine Eroberung des Gedächtnisses der Allgemeinheit. Die Historikerin Elizabeth Hayes Turner schreibt dazu: »Erinnerungen repräsentieren für unterdrückte Menschen Macht, denn auch wenn sie vieles in ihrem Leben nicht kontrollieren können, ihre eigenen Erinnerungen gehören ihnen.«⁶

Nach dem Ende des Sezessionskrieges wurde Juneteenth in Texas begangen. Es gab etwa feierliche Verlesungen der Befreiungsproklamation sowie Bilder von Abraham Lincoln in Zeitungen der Schwarzen Bevölkerung. Diese zeugten von einem Mann, der bereits begonnen hatte, eine legendäre, wenn nicht gar mythische Rolle für viele Schwarze Communities zu spielen. Andere Feierlichkeiten umfassten Gottesdienste, in denen Prediger die Gemeinde zu Dankbarkeit für ihre Freiheit aufforderten, aber auch in ihrem fortdauernden Kampf für Gleichberechtigung ermutigten. Oft gab es Paraden, Gesang und lautes Treiben auf den Straßen. Ab nachmittags fanden üppige Feste statt, von der Sorte, auf die die Leute sich schon das ganze Jahr über freuten. Es gab Spareribs, Brathähnchen, Schwarzaugebohnen. Der Geruch von Blattkohl drang aus geöffneten Fenstern und stach den Passanten in die Nasen. Unter Nachbarn wurden Rezepte für besonderes Gebäck ausgetauscht und süße Köstlichkeiten produziert. Kinder rannten zwischen den Häusern ihrer Freunde hin und her, in der Hoffnung auf Kostproben des bevorstehenden Festmahls. Es gab Picknicks, Schönheitswettbewerbe, Baseballspiele und unendlich viele Lieder, die durch die Straßen schallten.

Leider wurden die öffentlichen Feiern immer weniger sichtbar. Als die Republikaner die Schwarze Community im Stich ließen, wurden die Errungenschaften der Reconstruction demontiert. Jim-Crow-Gesetze schrieben erneut fest, dass

Schwarze Amerikaner nur Bürger zweiter Klasse waren. Was in der Folge durch die omnipräsente Androhung von Gewalt durchgesetzt wurde. Feierlichkeiten zum Juneteenth waren nicht nur unerwünscht, sondern oft auch gefährlich. Weil die Drohung, gelyncht zu werden, für Schwarze in den Südstaaten immer gegeben war, verschwanden einige Feierlichkeiten überall im Land aus den Augen der Öffentlichkeit und in Privathäuser oder in Kirchen Schwarzer Gemeinden. Und als die Jahrzehnte vergingen und Schwarze Amerikaner noch immer nicht annähernd gleichberechtigt waren, erschien manchen der Juneteenth wie ein unerfülltes Versprechen. Im Jahr 1941 hieß es im *Houston Informer*, einer Schwarzen Zeitung, »Neger wissen nicht, ob sie am ›Juneteenth‹ fröhlich sein oder den Tag voll Trauer begehen sollen. Sie wissen nicht, ob sie hier tatsächlich frei sind.«⁷

Ab Anfang der 1970er-Jahre begannen Feiern zum Juneteenth langsam wieder aufzukommen, da lokale Kulturorganisationen in ganz Texas wie auch im ganzen Land den Feiertag als Gelegenheit nutzten, um Schwarze Kultur und Geschichte zu feiern. 1979 brachte der frisch gewählte texanische Abgeordnete Al Edwards Sr. die House Bill 1016 ein, mit der der 19. Juni zu einem offiziellen Feiertag im Bundesstaat werden sollte. Im Verlauf von vier Monaten schmiedete Edwards eine Koalition aus ganz unterschiedlichen Kräften im Parlament des Bundesstaats. Einer derjenigen, die den Juneteenth feierten, formulierte es so: »Selbst wenn das amerikanische Volk in den Vereinigten Staaten diesen Tag nicht wirklich für uns reserviert hat, finde ich, dass es uns ihn trotzdem schuldet... es sollte dem farbigen Mann einen Tag für seine Freiheit überlassen. Er sollte als roter Punkt im Kalender stehen und wirklich dafür reserviert sein.«⁸ Edwards' Kampagne erwies sich als erfolgreich, und so wurde

1979 Texas der erste Bundesstaat mit einem Feiertag zu Ehren der Schwarzen Befreiung.



Zurück zum Juneteenth Breakfast in der Ashton Villa. Al Edwards Sr. begab sich an seinen Platz. Dabei war sein Gang schwankend und unsicher, während er sich über einen Rollator beugte. Seine Bewegungen wirkten schwerfällig. Sein Sohn und mehrere Enkel halfen ihm auf seinen Platz.

Als sechstes von sechzehn Kindern wurde Edwards 1937 in Houston geboren. 1966 machte er seinen Abschluss an der Texas Southern University und beteiligte sich an der Seite von Dr. Martin Luther King und Jesse Jackson an der Bürgerrechtsbewegung. Wegen seines Eintretens für den Feiertag wird Edwards oft der Vater von Juneteenth genannt.

Als ich mich hinsetzte, um mit ihm zu sprechen, war seine Stimme so leise und brüchig, dass ich kein Wort verstand. Ich versuchte, so nah wie möglich an ihn heranzurücken, ohne seine Privatsphäre zu verletzen, doch auch das half nichts. Obwohl ich ihn nicht verstand, bedeutete, Edwards in Person zu sehen, eine wichtige Erinnerung daran, dass dieser Feiertag einst noch viel riskanter gewesen ist als heute. Mit seinen zweiundachtzig Jahren hatte Edwards eine Welt gekannt, in der noch Tausende in die Sklaverei geborene Menschen am Leben waren.

In der Datenbank des Federal Writers' Project mit Interviews von ehemals versklavten Menschen aus der Zeit zwischen 1936 und 1938 suchte ich nach Leuten, die in und um Galveston befragt worden waren und deren Wege sich mit Edwards gekreuzt haben könnten.

Mintie Maria Miller, die 1852 in Tuscaloosa, Alabama, geboren wurde, bevor sie nach Texas kam, schilderte mit niederschmet-

ternder Genauigkeit, wie es war, auf einem Versteigerungspodest zu stehen:

Die stellen mich auf einen Holzblock und ein Mann bietet mich an. Ich war wütend. Wissen Sie, ich war damals jung, zu jung, um es besser zu wissen. Keine Ahnung, für wie viel sie mich verkauft haben, aber der Mann, der mich kaufte, zwang mich, meinen Mund aufzumachen, damit er meine Zähne ansehen konnte. So haben sie das mit uns allen gemacht, uns verkauft, wie man ein Pferd verkauft.⁹

Josephine Ryles wurde in Galveston geboren und verbrachte ihr ganzes Leben hier. Ihren Geburtstag kannte sie nicht:

Die Niggers laufen oft weg, weil sie furchtbar hart arbeiten müssen und die Sonne furchtbar heiß ist. Sie verstecken sich im Wald und Mr Snow hält Niggerhunde, um sie zu jagen. Die Hunde haben große Ohren und sind so böse, dass ich mich nie bei ihnen rumtreibe. Mr Snow lässt sie von der Kette, damit sie die Fährte von dem Nigger aufnehmen, und die rennen, bis sie ihn finden, und manchmal verletzen. Ich weiß, dass sie einen der Feldarbeiter in Stücke gerissen haben.¹⁰

William Mathews, der zum Zeitpunkt des Interviews neunundachtzig war, konnte sich mit anschaulicher Genauigkeit an den Alltag als Versklavter erinnern:

Die Sklaven gehen vor Sonnenaufgang auf die Felder und arbeiten, bis es stockdunkel ist. Dann kommen sie nach Hause und müssen sich ohne Licht den Weg ertasten. Meine

Mammy und Daddy waren Feldarbeiter. Meine Grandma war Köchin und musste so gegen vier in der Küche sein, um bei Tagesanbruch das Frühstück fertig zu haben. Sie aßen bei Kerzenlicht oder Fackelschein. Einer der schwarzen Jungen stand hinter ihnen und hielt sie, während sie aßen... Die Quartiere waren weit weg vom Herrenhaus und hatten keinen Fußboden. Die stellten Holz direkt auf die Erde und bauten wie einen Schweinestall... Nach der Freiheit arbeiteten wir direkt weiter. Der alte Buck Adams ließ uns nicht gehen. Es war lange nach der Freiheit, bis der Freiheitsmann kam und das Papier vorgelesen hat und uns gesagt hat, wir sollen nicht mehr arbeiten, außer wenn wir dafür bezahlt werden.¹¹

Ich hatte bereits gewusst, dass Juneteenth darauf basierte, dass einige versklavte Menschen in Texas, aber auch anderswo weitergearbeitet hatten, ohne zu wissen, dass sie frei waren. Trotzdem war es noch etwas anderes, wenn man hörte, dass ihre Sklavenhalter sie bewusst weiter geknechtet hatten. So beschrieb in Jasper, Texas, eine Frau namens Tempie Cummins, was ihr und ihrer Mutter widerfahren war:

Mutter arbeitete im Haus und kochte auch. Sie sagt, sie hätte sich immer in der Ecke neben dem Kamin versteckt und gelauscht, was die weißen Leute reden. Als Freiheit erklärt wurde, sagte der Master es ihnen nicht, aber Mutter hört, wie er der Missus erzählt, dass die Sklaven frei wären. Aber sie wüssten es nicht und er würde es ihnen nicht sagen, bevor er noch eine oder zwei Ernten gemacht hätte.¹²

Cummins sagte, sie und ihre Mutter seien bald danach geflohen. Sie erinnerte sich daran, dass ihr Master sein Gewehr geholt und auf ihre Mutter geschossen hatte, als sie flohen.

Sie machte deutlich, dass die Freude über den 19. Juni 1865 für viele nur von kurzer Dauer war. General Grangers Proklamation brachte versklavten Menschen in Galveston oder in Texas nicht die sofortige Befreiung. Der Historiker W. Caleb McDaniel schrieb über die Tage, Wochen und Jahre nach dem Juneteenth: »Sklaverei endete nicht sauber an einem einzigen Tag. Sie endete in einem gewalttätigen, uneinheitlichen Prozess.«¹³

Als sich die Nachricht von der Generalanordnung herumsprach und bis dahin versklavte Menschen versuchten, ihre Freiheit zu erlangen, gab es viele Weiße, die begannen, sie genau dorthin zurückzuzwingen. Der ehemalige konföderierte Bürgermeister von Galveston ließ Schwarze »Entflohenen« sogar zusammentreiben, um sie ihren Besitzern zurückzugeben, obwohl die Bezeichnungen »Besitzer« und »Entflohenen« keine rechtliche Gültigkeit mehr hatten.¹⁴ Schließlich konnte man kein »Entflohenen« mehr sein, wenn man nach dem Gesetz frei war. Viele Südstaatler sahen das anders. Wie um die Sache noch weiter zu verkomplizieren, traten nicht alle Vertreter der Unionsarmee für die Rechte der ehemals versklavten Menschen ein.

Außerhalb von Galveston erfuhren ehemals versklavte Menschen gar nicht sofort von ihrer Befreiung. Die Geografie des Bundesstaats und die Tatsache, dass dermaßen viele in abgelegenen Gegenden gefangengehalten wurden, bedeutete, dass viele von ihnen einfach wochen- oder monatelang oder in manchen Fällen sogar jahrelang nichts von der Proklamation erfuhren. Wie Turner schreibt, hatten sogar diejenigen, die davon hörten, wenig Gelegenheit, davon zu profitieren, wenn ihre bisherigen Besitzer sich schlicht weigerten.¹⁵ Ländliche und entlegene Ge-

genden machten es schwer, hinter den Linien der Nordstaaten-Armee Zuflucht zu suchen. Jene, die das versuchten, wie Tempie Cummins und ihre Mutter, scheiterten oft. Weiße Wachen trieben häufig ehemals versklavte Menschen, die fliehen wollten, zusammen und bestrafte sie. Noch schwieriger wurde die Sache dadurch, dass Texas als letzter Bundesstaat Unterstützung durch das Freedmen's Bureau erhielt.¹⁶ Dieses war gegründet worden, um ehemals versklavten Menschen und verarmten Weißen überall im Süden nach dem Sezessionskrieg Hilfe anzubieten. Allerdings trafen Beamte des Bureau erst über zwei Monate, nachdem General Granger seine Generalanweisung verkündet hatte, in Galveston ein. Zudem wurden die befreiten Menschen daran gehindert, sich in Gruppen zu versammeln, bis Leute vom Freedmen's Bureau auftauchten.¹⁷

Ehemals Konföderierte überall im Süden waren nicht bereit, den bislang versklavten Schwarzen Menschen einen ungehinderten und sicheren Übergang in die Freiheit zu gestatten. Oft wandten sie Gewalt an und vertraten die Ansicht, dass sie zumindest für ihren Eigentumsverlust entschädigt werden müssten. Eine Frau namens Susan Merritt aus dem texanischen Rusk County berichtete, dass »viele Neger nach der Befreiung umgebracht wurden ... man lauerte ihnen auf, erschoss sie, als sie versuchten wegzukommen. In Sabine konnte man gleich nach der Befreiung viele gehängte Neger in den Bäumen sehen. Sie fingen sie auch, wenn sie über den Sabine River schwammen, und erschossen sie.«¹⁸

Merritt schilderte, wie eines Tages ein Mann, der die Regierung vertrat, auftauchte und allen schwarzen Arbeitern sagte, sie seien frei. Trotzdem, nachdem der »Mann uns das Papier vorgelesen hatte, in dem stand, wir wären frei ... ließ der Massa uns noch mehrere Monate für sich arbeiten. Er sagte, wir würden

zwanzig Morgen Land und ein Maultier kriegen, aber das kriegen wir nicht.«¹⁹

Als die Freiheit endlich errungen war, fühlte sie sich oft dennoch unerreichbar an. Es gab nur wenig finanzielle Unterstützung für die ehemals Versklavten, und man gewährte ihnen kaum Ressourcen, um ökonomische und soziale Mobilität zu entwickeln. Felix Haywood beschrieb das so: »Wir wussten, dass uns Freiheit zustand, aber wir wussten nicht, was damit verbunden war. Wir dachten, wir würden so reich wie die weißen Leute. Wir dachten, wir würden sogar reicher als sie, weil wir stärker waren und wussten, wie man arbeitet, und die Weißen nicht, und sie hatten ja auch uns nicht mehr, um für sie zu arbeiten. Aber so kam es nicht. Bald erfuhren wir, dass Freiheit Leute stolz, aber nicht reich macht.«²⁰

Als im Jahr 1863 die Emanzipationsproklamation unterzeichnet wurde, besaßen Schwarze Amerikaner etwa 0,5 Prozent des Gesamtvermögens in den Vereinigten Staaten. Heute besitzen Schwarze Menschen, obwohl sie 13 Prozent der Bevölkerung ausmachen, nicht einmal 4 Prozent des Gesamtvermögens. Trotz ihrer Rolle bei der Generierung des Reichtums dieses Landes haben Schwarze Amerikaner keinen Zugang zum allergrößten Teil davon.²¹



Bei der Veranstaltung zum Juneteenth konnte ich beobachten, wie Al Edwards II. leise mit seinem Vater sprach und jede Person, die sich ihm näherte, mit sanfter, aber herzlicher Freude begrüßte. Die Stimme von Al II. war tief und rau, wie eine feine Sandschicht auf einem Gehweg nah am Strand. Er lebt mit seiner Familie in New Orleans, kam aber regelmäßig nach Houston, um Zeit mit seinem betagten Vater zu verbringen.

Noch bevor er 1979 versuchte, den Feiertag offiziell im ganzen Bundesstaat zu etablieren, hatte Al Edwards Sr. eine Kampagne gestartet, um Menschen die Bedeutung dieses Tags zu vermitteln. Er besuchte Kirchen, organisierte Radiospots und besuchte Gemeindeorganisationen und Schulen, um die Botschaft von Juneteenth zu verbreiten. Er wollte den Feiertag von relativ kleinen Feiern in Privathäusern und geschlossenen Gesellschaften der zurückliegenden Jahrzehnte wegbringen. Sein Wunsch war, genug Leute auf die Straßen zu holen, sodass, wie sein Sohn es formulierte, »die Stadt und der Bundesstaat sehen sollten, dass ein beträchtlicher Teil unserer Bürger ihn für wichtig genug befindet, um anerkannt und gefeiert zu werden«.

Ich stellte mir einen jungen Al Edwards Sr. vor, wie er ins Kapitgebäude marschierte, während die heiße texanische Sonne auf ihn herunterbrannte. Wie Schweißperlen ihm übers Gesicht und auf den Kragen seines dreiteiligen Anzugs liefen. Es war damals keineswegs sicher, dass das Gesetz zum Juneteenth verabschiedet würde. »Die Chancen standen 99 zu 1«, erzählte sein Sohn mir. Man würde also leidenschaftliches Händeringen und geschickte Hinterzimmerdeals brauchen. »Er benötigte nur 50 Prozent plus eine Stimme«, sagte Al, was bedeutete, dass es beträchtlicher Unterstützung durch die Republikaner bedurfte. Das waren allerdings Leute, die ihre Karrieren auf politische Vorstellungen aufgebaut hatten, die Schwarzen Menschen Schaden zufügten. Doch Al Edwards Sr. wusste, dass Politik – und vor allem Politik in Texas – nie auf Lauterkeit gründet. Sie verlangt vielmehr, dass man sich nicht von altem Groll oder persönlicher Abneigung behindern lässt. Im Gegenzug für ihre Unterstützung versprach Edwards Sr. republikanischen Abgeordneten, dass er auf ihrer Seite stehen würde, wenn sie ihn brauchten. Er verknüpfte seine Karriere als Abgeordneter mit dem Erfolg

der Juneteenth Bill. »Manchmal ist das notwendig«, erklärte sein Sohn. »Es genügt nicht, immer rechtschaffen zu sein, es genügt nicht, manchmal rechtschaffen zu sein. Manchmal muss man auch für diejenigen von Nutzen sein, die einem selbst gerade nützlich sein sollen.«

In Edwards Sr. Augen waren jegliche Kompromisse oder Opfer es wert. Er war mit Dr. King marschiert, und die Einführung von Juneteenth als staatlicher Feiertag bedeutete eine Fortführung der Arbeit, die die Bürgerrechtsbewegung in Gang gesetzt hatte. Der Feiertag würde nicht erst durch die offizielle Anerkennung etabliert – die Familie Edwards hatte ihn immer schon begangen –, doch die Legislative verlieh damit einer Community institutionelle Legitimität, die so lange verweigert worden war. Edwards Sr. hielt den Druck aufrecht, schmiedete Bündnisse, wendete Überredungskünste an, brachte Opfer, und am Ende machte es sich bezahlt. Er bekam die nötigen Stimmen.

Da er selbst erst sieben Jahre alt war, als Juneteenth 1980 offizieller Feiertag im Bundesstaat Texas wurde, begriff Al II. damals noch nicht, welche Bedeutung mit dem entsprechenden Gesetz verbunden war. Trotzdem bekam er mit, dass gerade etwas Wichtiges passiert war. »Als Siebenjähriger bekam ich von den Details natürlich überhaupt nichts mit«, erzählte Al. Doch als einige Jahre später der Martin Luther King Day bundesweiter Feiertag wurde, »da wurde uns quasi die Bedeutung des ersten afroamerikanischen Feiertags auf Bundesstaatsebene bewusst, und dass dessen Durchsetzung Teil der Nationalgeschichte war und nicht nur für den Bundesstaat eine Rolle spielte. Dass es wegbereitend für den ganzen Schub hin zu einem nationalen Feiertag rund um die afroamerikanische Anerkennung war.«

»Dann denken Sie also, das Gesetz Ihres Vaters zum June-

teenth war etwas, das jenes zum Martin Luther King Jr. Day beflügelt hat?«, fragte ich ihn, weil ich von einem Zusammenhang der beiden bisher noch nie gehört hatte.

»Absolut«, meinte er. »Das machte es schmackhafter und vertretbarer, einen nationalen Feiertag für einen Afroamerikaner mit der Bedeutung von Martin Luther King zu haben ... aber es war auch quasi eine natürliche Weiterentwicklung. Allerdings brauchte es den ersten Vorstoß, um diese erste Sache über die Ziellinie zu bringen.«

Es interessierte mich, ob sein Vater, nachdem das Gesetz durchgegangen war, schon gespürt hatte, wie bedeutsam es sein würde und wie wichtig im größeren Zusammenhang des Kampfes um die Anerkennung des Landes dafür, was Schwarze Menschen zu überwinden hatten.

»Ich glaube, für die Abgeordneten jener Zeit – zwischen Jim Crow und der Jahrhundertwende – gab es so viel Veränderung. Daher hat er vielleicht weniger Zeit damit verbracht, darüber nachzudenken, wie sich das langfristig oder in größerem Zusammenhang auswirkt, und sich stattdessen mehr auf den Kampf selbst konzentriert. Deshalb denke ich nicht, dass er lange darüber reflektiert hat, weil auf Schritt und Tritt jemand versucht hat, zurückzuschlagen«, sagte er und klang entschieden. »Ich glaube, er hat mehr Zeit für die Arbeit aufgewendet als dafür, sie quasi zu bewundern. Er wusste, dass es sichtbar bleiben musste und man es schüren und lebendig halten musste, dass man es speziell in der Vorstellung unserer Leute zum Strahlen bringen musste. Denn hätte man sich nicht darum gekümmert, wäre es definitiv wieder zurückgedrängt worden. Das war immer seine Sorge.«

In Erinnerung daran, wie die Feierlichkeiten nach dem ersten offiziellen Juneteenth aussahen, meinte er: »Das war eine ganz

andere Sache. Wir hatten Feuerwerk! Es war eine große Sache, weil Dad ihr die Relevanz und Bedeutsamkeit des amerikanischen Unabhängigkeitstags gab. Weil es im Grunde genommen unser Independence Day war. Er wollte sichergehen, dass Leute verstanden, dass wir das tatsächlich so sehen. Genauso wie der Rest der Nation den 4. Juli sieht.«

Seine Bemerkung erinnerte mich an Frederick Douglass' berühmte Rede zum 4. Juli 1852. Darin stellt er fest:

Eure hochgeschätzte Unabhängigkeit offenbart nur die unermessliche Distanz zwischen uns. Die Segnungen, über die Ihr Euch an diesem Tag freut, werden nicht von allen genossen. – Das reiche Erbe von Gerechtigkeit, Freiheit, Wohlstand und Unabhängigkeit, das Eure Väter Euch hinterlassen haben, teilt Ihr, ich jedoch nicht. Das Sonnenlicht, das Euch Leben und Heil brachte, hat mir Striemen und Tod eingebracht. Dieser 4. Juli gehört *Euch*, nicht *mir*.²²



Ich verließ die Ashton Villa und spazierte zum etwa achthundert Meter entfernten Old Central Cultural Center von Galveston. Ursprünglich gehörte das Gebäude zur Central High School, die 1885 gegründet wurde und die erste Highschool für Schwarze Menschen im Bundesstaat Texas war.

Drinne traf ich Sue Johnson, die mir in einem weiten, roten Juneteenth-Shirt gegenüber saß, während hinter uns die Klänge von Djembe-Trommeln durch die Wand dröhnten. Johnson trug ihr Haar kurz, in einem schwarz-grauen Afro. In Galveston geboren und aufgewachsen, organisierte sie, wie sie mir erzählte, die Juneteenth-Veranstaltung etwa dreißig Jahre lang. Ich fragte sie, wie die Stimmung innerhalb der Schwarzen Community

vor vierzig Jahren war, nachdem das Gesetz in Kraft war. Begeistert? Emotional? Dankbar?

»Es war eher so ›das wurde aber auch Zeit«. Aber weil wir Juneteenth in Galveston seit 1865 gefeiert haben, waren wir sowieso drauf eingestellt, den Feiertag zu begehen, sagte sie in einer Mischung aus Stolz und Trotz, während sie sich über den Tisch vorbeugte. Auch wenn sie der Ansicht war, der Bundesstaat Texas solle den Feiertag anerkennen, hing es nicht davon ab, dass er den Kongress passierte, ob Schwarze Galvestonier ihn feierten oder nicht. »Die Tatsache, dass es ein staatlicher Feiertag wurde, war die Kirsche auf der Torte«, sagte sie.

Juneteenth ist Sue ein persönliches Anliegen, nicht nur weil sie eine Tochter Galvestons ist, sondern auch weil sie diese Geschichte schon ihr Leben lang studiert. Sie verfügt über profunde Kenntnisse von den Schrecken, von denen Schwarze Menschen an jenem berühmten Tag im Juni 1865 befreit wurden.

»Als Jugendliche habe ich viele Berichte von Sklaven und Geschichten über die Zeit unserer Versklavung gelesen«, sagte sie und knetete dabei ihre Hände. »Es hat mich immer berührt. Viele Leute wollen sich überhaupt nicht damit beschäftigen, aber ich habe das Gefühl, ich muss es tun. Denn wenn man nicht weiß, woher man kommt, dann kann man nicht mit Gewissheit sagen, wohin man geht. Wenn man aus der Vergangenheit keine Richtung kennt oder keine Lehren gezogen hat. Mir ist wichtig, den Feiertag zu begehen, um vor allem jungen Menschen dabei zu helfen, das Geschehene zu reflektieren, damit sie begreifen, wo sie heute stehen und welche Wegstrecke immer noch vor ihnen liegt.«

Der Raum, in dem wir saßen, die ehemalige Schulturnhalle, war geräumig und heiß. Drei Fliegen summteten über dem Tisch und kreisten wie in einer Choreografie der Gereiztheit

umeinander. Ich fragte Sue, ob sie glaube, dass Jugendliche in Galveston, abgesehen von denen, die sie im Nia Cultural Center betreute, wüssten, was dieser Feiertag bedeutet. Sie holte tief Luft, runzelte die Stirn und bewegte den Kopf von einer Seite zur anderen, als wäge sie die passende Antwort ab.

»Meiner Ansicht nach muss die Community, um ihrem Bildungsauftrag gerecht zu werden, mehr tun als nur feiern«, sagte sie. »Das ist einer der Gründe, warum wir heute diese Veranstaltung machen.« Sie zeigte auf die Wand hinter uns, wo immer noch dröhnende Trommeln von der anderen Seite zu hören waren. »Der International Day of Drumming and Healing gibt uns die Möglichkeit, die Institution der Sklaverei zu betrachten und uns damit zu beschäftigen, was es bedeutete, nicht nur versklavt, sondern auch frei zu sein.«

Meiner Erfahrung nach – ob als Lehrer oder Student, als Wissenschaftler oder Autor – gab es in der Allgemeinheit wenig Diskussionen darüber, wer Schwarze Menschen waren, bevor sie die Küsten der Neuen Welt erreichten, also vor den Sträflingskugeln und Ketten. Das hatte ich gehört, als ich zehn Jahre zuvor im Senegal lebte. Dass wir Schwarzen Amerikaner so wenig über unsere Traditionen, Kulturen und Stimmen lernten, die wir besessen hatten, bevor man uns einfing und auf Schiffe zwang, die uns über den Atlantik brachten. Oder wie Sue es ausdrückte, besteht das Risiko, wonach Schwarze Amerikaner unsere Geschichte so verstehen, als hätte sie in Gefangenschaft begonnen anstatt davor in Freiheit in Afrika.

Sue argumentierte, dass diese Gespräche innerhalb unserer eigenen Community selten geführt würden, hauptsächlich aus Furcht, jemanden zu verärgern. Vor allem in den Staaten der ehemaligen Konföderation. »Im Süden, denke ich, ist man zögerlich, offen darüber zu reden, weil keiner weißen Leuten

zu nahetreten will«, sagte sie. Sue glaubte, es fehle an der Bereitschaft, »die Hässlichkeit der Sklaverei zu betrachten und sie zu diskutieren, denn dann redet man darüber, was Weiße uns angetan haben, und man scheut sich, es auszusprechen. Sie wollen das nicht hören, also wollen wir es nicht sagen. Wissen Sie, was ich meine?« Ihre Stimme wurde leiser. »Oder die Leute wollen nicht darüber sprechen, weil es so viel Schmerz erzeugt.«

Um gegen etwas vorzugehen, was sie als Mangel an historisch fundierter Bildung empfand, gründete Sue in dem Gebäude, in dem wir uns gerade befanden, das Nia Cultural Center. Als Bewohnerin von Galveston bekam sie mit, dass man sich größte Mühe mit dem Denkmalschutz gab. Allerdings befürchtete sie, dass die Stadt sich nur für den Erhalt weißer Geschichte interessierte. »Es gab eine Menge Konservierung *ihrer* Geschichte, während unsere abgerissen wurde«, sagte sie. Ihr Engagement für die Wiederherstellung von Bewusstsein und Ikonografie ihrer Community wuchs.

»Ich wusste, wir mussten unsere Story erzählen, also begann ich, Veranstaltungen zu organisieren, die unsere Geschichte bekannt machten, und zwar nicht nur im Black History Month«, sagte sie. »Wir besuchten Living History Museen, brachten den Kids etwas über lokale historische Gestalten und Ereignisse bei.«

Und so sehr es Sue ein Anliegen war, jungen Menschen die Geschichte der Sklaverei und ihrer Nachwirkungen nahezubringen, sie wollte noch weiter zurückgehen. Sie wollte, dass sie begriffen, ihre Herkunft, ihre Geschichte hatte nicht mit der Middle Passage, dem Atlantischen Sklavenhandel, begonnen. Sie begann nicht mit Ketten.

»Ich wollte nicht, dass sie denken, *Oh, wir tauchten auf und wurden versklavt*. Nein, wir lebten in blühenden Städten und Ländern und leisteten fantastische Dinge, bevor der weiße Mann

uns auch nur entdeckte«, hielt sie mit großem Nachdruck fest. »Wir leisteten so viel, dass es eben nicht richtig ist, es darzustellen, als wären wir dumm hergekommen und hätten erst mal die Lebensweise von anderen lernen müssen, um wirklich gebildet zu sein und mit den Dingen mitzukommen. Ich wollte, dass sie sehen, was sie eingebracht haben, versuchen, zu bewahren und zu erhalten, wer sie sind, und nicht denken, um erfolgreich zu sein, muss ich mein kulturelles Zeug ablegen und das von jemand anderem annehmen.«

Sue meinte, die Gesellschaft schenke jungen Leuten nicht genug Vertrauen und nähme sie nicht so ernst, wie sie es verdienen. Sie glaubt und sieht das auch durch ihre Arbeit als bewiesen an, dass, wenn man Jugendlichen die Werkzeuge an die Hand gibt, um ihre eigene Geschichte zu verstehen, sie damit auch sich selbst verstehen, was die Art und Weise, wie sie sich in der Welt zurechtfinden, fundamental verändert. »Die Leute wollen sich keine Mühe mit Jugendlichen machen, aber wenn man ihnen ihre Story erzählt, wenn man sie mit wenig bekannten Fakten dazu vertraut macht, wer sie sind und worin ihr Erbe besteht, dann beginnen sie zu strahlen.«



In Galveston wurde ich immer wieder gefragt, ob ich schon im Park gewesen sei. Wenn ich verstehen wolle, was Juneteenth in Texas bedeutet, hieß es, müsste ich dort hin. Also machte ich mich an einem warmen Septembertag in Houston, als der Sommer schon zusammenpackte und der Herbst bereits um die Ecke spähte, auf den Weg in den Emancipation Park, ein historisches Denkmal im dritten Stadtbezirk.

1872 kaufte eine Gruppe ehemals versklavter Menschen dieses Land in der Hoffnung, der Schwarzen Community Hous-

tons einen Ort zu geben, an dem sie Juneteenth feiern konnte. Heutzutage findet dort eine der ältesten alljährlichen Feiern des Landes zum Juneteenth statt. Der Kopf jener ursprünglichen Gruppe ehemals versklavter Menschen war ein Mann namens Jack Yates. Der Pfarrer prägte die soziale und politische Landschaft Schwarzen Lebens in Houston im späten 19. Jahrhundert. Im Emancipation Park sollte ich seine Urenkelin, Jackie Bostic, treffen, die nur ein paar Minuten vom Park entfernt wohnt und gewissenhaft dafür gearbeitet hat, das Vermächtnis ihres Urgroßvaters lebendig zu halten.

Wir trafen uns in einem Konferenzraum des Gebäudes, das einst als Turnhalle des Parks diente. Mrs Bostic bewegte sich derart flink, dass man ihr die achtzig Jahre überhaupt nicht ansah. Das lockige weiße Haar trug sie kurz und ihre Augen blickten so ruhig wie die Abenddämmerung. Ihr Gedächtnis war klar und sie sprach langsam mit sanfter Stimme. Beim Reden bildeten sich Fältchen in ihren Augenwinkeln.

Bostic wuchs in Houston auf und erinnerte sich deutlich an die Zeit, als die Rassentrennung jeden Aspekt des Lebens Schwarzer Menschen betraf. Ihr Gespür als Aktivistin fiel schon in jungen Jahren auf. »Wissen Sie, ich habe immer infrage gestellt, was ich nicht richtig oder unfair fand«, sagte sie. »Und ich konnte nicht verstehen, wieso an vielen Orten im Süden – in Texas, Louisiana, Mississippi und anderswo – die Bevölkerung stellenweise fast ausschließlich Schwarz war, aber man trotzdem gezwungen war, sich Gesetzen zu beugen, die jemand anderer gemacht hatte. Und dass die Leute nicht zu glauben in der Lage waren, man könne das überwinden, diese Situation ändern. Und ich konnte die Furcht verstehen, denn damals wurden viele Leute gelyncht... Aber da war immer irgendetwas in mir, das wusste: *Nein, so muss ich nicht leben und das werde ich auch nicht.*«

Ihren Urgroßvater hat Bostic nicht mehr kennengelernt. Trotzdem wirkte es, als hätten seine Konturen sich in ihr Gedächtnis eingepägt. Yates war in Virginia geboren und mit einer Frau namens Harriet Willis verheiratet gewesen, mit der er elf Kinder hatte. Seine Frau und die Kinder lebten allerdings auf einer anderen Plantage. Nachdem die Emanzipationsproklamation unterzeichnet worden war, verlegte Willis' Besitzer seine Geschäfte nach Texas, damit er seine Arbeitskräfte weiter versklaven konnte. Als ihr Urgroßvater, den sein früherer Besitzer freigelassen hatte, davon erfuhr, erzählte Bostic, überredete er den Besitzer seiner Frau dazu, sich *wieder* in die Sklaverei einzukaufen zu dürfen, damit er bei seiner Familie sein konnte.

Ich war mir nicht sicher, ob ich richtig verstanden hatte, also bat ich sie, das noch einmal zu wiederholen. Bostic nickte verständnisvoll, denn zweifellos war sie längst daran gewöhnt, dass diese Geschichte den Zuhörer verwirrte. Ein freier Schwarzer Mann hatte dafür bezahlt, wieder versklavt zu werden. Eine niederschmetternde Wahrheit, die zeigte, wozu versklavte Menschen bereit waren, um zu verhindern, dass ihre Familien auseinandergerissen würden. Die Liebe, die Yates für seine Familie empfand, wog schwerer als alle anderen Überlegungen.

So zog die Familie ins texanische Matagorda County, von Galveston etwa neunzig Meilen die Küste hinunter. Dort befanden sich die Yates, als General Gordon Granger die Proklamation verlas, die versklavte Texaner wissen ließ, dass sie nun frei waren. Es dauerte nicht lange, bis es sich zu ihrer Plantage herumgesprachen hatte. Als das passierte, erklärte der Sklavhalter, es sei ihre Entscheidung. Sie könnten bleiben oder gehen. Wenn sie gingen, könne er sie nicht aufhalten. Aber wenn sie blieben, würden sie weiter umsonst arbeiten müssen. Jack Yates und seine Familie gingen.

Man zog nach Houston, das damals immer noch eine neue Stadt war – keine dreißig Jahre alt. Dort begannen sie in einer Gegend Wurzeln zu schlagen, die später der Fourth Ward, der 4. Bezirk, werden sollte und passenderweise Freedmen's Town genannt wurde. Ziemlich am Rand der Stadt gelegen ließen sich weitere Schwarze Familien nieder, weil sie hier Land kaufen und in einer Gemeinschaft aus befreiten Schwarzen Menschen leben konnten, die Freude und Unsicherheit im Texas der Zeit nach der Befreiung teilten. Yates sollte eine wichtige Rolle in der Community übernehmen. Auf seiner Plantage in Virginia hatte er vom Sohn des Sklavenbesitzers, dessen Spielkamerad er gewesen war, lesen und schreiben gelernt. Gebildeter als die große Mehrheit der anderen Schwarzen Menschen in Freedmen's Town, wurde er Pfarrer, baute eine Kirche, initiierte Schulunterricht und sorgte auf diese Weise dafür, dass die erst kürzlich befreiten Menschen seiner Gemeinde das bürgerliche Fundament bekamen, auf dem sie ihr weiteres Leben aufbauen konnten.

Nach einigen Jahren nahm Yates sich vor, einen Ort zu finden, an dem die Gemeinschaft sich daran erinnern konnte, was all das ermöglicht hatte. Zusammen mit anderen Gemeindemitgliedern sammelte man achthundert Dollar, um Land zu kaufen – den ersten öffentlichen Park in der Stadt Houston und im Bundesstaat Texas. Bostic erinnerte sich liebevoll an die Juneteenth-Feiern ihrer Kindheit im Park. »Ein Tag geprägt von Spaß, Kameradschaft, mit gutem Essen und Spielen im Park.«

Der Emancipation Park diente der Schwarzen Community Houstons jahrzehntelang bis weit ins 20. Jahrhundert als Mittelpunkt. In den 1970ern war er allerdings verfallen und nur noch ein Schatten seines früheren Selbst. Bis 2007 fand dort

keine Feier zum Juneteenth mehr statt. Diese Unterbrechung war wie ein Weckruf für die Gemeindemitglieder, sodass eine Gruppe namens Friends of Emancipation Park sich vornahm, für die Renovierung zu sorgen. Im selben Jahr wies der Stadtrat von Houston den Park als historische Sehenswürdigkeit aus, was den Weg zu seiner Revitalisierung ebnete. In den kommenden zehn Jahren wurde der Park für vierunddreißig Millionen Dollar renoviert, was den Bau eines Sport- und Erholungszentrums, eines neuen Schwimmbads und eines Freilufttheaters einschloss. Ergänzend zur Renovierung entschied der Stadtrat 2017 die Dowling Avenue – die direkt neben dem Park verlief und nach dem Kommandanten Richard W. Dowling der Konföderierten benannt war – in Emancipation Avenue umzubenennen.

Ich fragte Bostic, was ihrer Meinung nach ihr Urgroßvater von den Renovierungen und den Veranstaltungen zum Juneteenth, der heute, hundertsiebenundvierzig Jahre nach seiner Eröffnung, wieder im Park gefeiert wurde, halten würde.

»Also, es ist einfach wundervoll zu sehen, dass Menschen im Jahr 2019 immer noch in einen Park kommen können, den Menschen geschaffen haben, die gerade erst der Sklaverei entkommen waren und natürlich keine Vorstellung davon hatten, dass aus dem Park von damals der von heute werden würde.« Bostic sah sich im Raum um und blickte kurz zum Fenster hinaus. »Wissen Sie, er hat sich in vielerlei Hinsicht verändert, aber es ist ein Ort geblieben, den Leute besuchen, um ihre Familie zu genießen, Freundschaften zu pflegen und sich ihrer Freiheit zu freuen.«

Sie hielt kurz inne. »Es geht vor allem um Freiheit. Darum, wie wichtig sie ist.«

Eine Sache, für die Bostic sich besonders engagiert, ist, dass der Emancipation Park zwar einen Ort bietet, an dem Men-

schen Juneteenth feiern können, aber dies nicht zulasten des Verständnisses dafür geht, worin die Geschichte des Juneteenth eigentlich besteht. Wie Sue Johnson hat sie erkannt, dass die Arbeit zur Bewahrung von Geschichte proaktiv geleistet werden muss, dass man Geschichte kultivieren und pflegen muss, weil wir sonst riskieren, sie zu verlieren.

»Ich denke, meine Generation«, sagte sie, »aus der viele ermordet, geschlagen, bespuckt und mit Hunden oder Wasserwerfern angegriffen wurden, hat nicht verstanden, dass man die Geschichte weitererzählen muss, damit die Leute verstehen. Jede Generation muss wissen, wie wir dorthin gekommen sind, wo wir uns heute befinden. Denn wenn man nicht versteht, dann kann es einem passieren, dass man wieder in die alte Lage gerät.«

Ihre Stimme begann zu zittern. »Ich habe erlebt, wie so vieles rückgängig gemacht wurde, wofür Menschen, die ich kenne, gekämpft haben ... Und ich beobachte hier, in Echtzeit, wie andere Leute nichts ändern, weil wir einfach nicht verstehen, was da gerade passiert.

Sie mögen in der Schule diskutieren, dass du ein Sklave warst, aber sie reden nicht darüber, was nach der Sklaverei kam.« Ihr Gesicht wurde traurig. »Wie du befreit wurdest, wie andere kamen und dein Land nahmen ... falls du überhaupt welches bekommen hattest – wie sie dir gar nichts gaben.«

Sie fuhr fort: »Sie werden dir nicht die wahre Geschichte erzählen. Davon, dass du in jedem Krieg gekämpft hast, in den dieses Land jemals gezogen ist, inklusive Sezessionskrieg, wo die meisten Menschen starben, die wir je in einem Krieg hier verloren haben. Diese Dinge werden sie dir nicht sagen. Das kommt auch nicht in die Geschichtsbücher, weil sie die Konföderation verherrlichen wollen.«

Die Verantwortung dafür, diese Geschichte zu vermitteln, tra-

gen die Communities und die Schulen. Texas, wo jeder zehnte Schüler einer Highschool in diesem Land zu Hause ist, hat eine Reihe von Peinlichkeiten hinter sich, was den Unterricht zum Thema Schwarze Geschichte und insbesondere Sklaverei angeht.²³ 2015 gerieten die staatliche Schulverwaltung und der Verlag McGraw-Hill ins Feuer der Kritik, weil es in einem Schulbuch hieß, der transatlantische Sklavenhandel habe »Millionen Arbeiter aus Afrika in die Südstaaten Amerikas gebracht, um auf landwirtschaftlichen Plantagen zu arbeiten«²⁴. Vielen erschien das wie die bewusste Verschleierung der Tatsache, dass Afrikanerinnen und Afrikaner unter Zwang und mit Gewalt aus ihren Heimatländern verschleppt wurden und es sich nicht um Leute handelte, die eben »Arbeiter« waren und einwilligten, zu kommen, um in Nordamerika das Land zu kultivieren. Im April 2018 sollten die Schüler der achten Klasse an der Charterschule Great Hearts Monte Vista North in San Antonio ein Arbeitsblatt ausfüllen. Unter der Überschrift »Das Leben von Sklaven: Eine ausgewogene Betrachtung« gab es zwei Spalten, in die die Schüler »positive« und »negative« Aspekte der Sklaverei schreiben sollten. An der Schule war ein Buch verwendet worden, in dem unter anderem stand, es hätte auch »freundliche und großzügige Sklavenbesitzer« gegeben sowie versklavte Menschen, die »vielleicht gar nicht mal so furchtbar unglücklich waren«.²⁵ Die Schulverwaltung von Texas hat inzwischen die Vorgaben geändert, sodass im ganzen Bundesstaat der Sklaverei nun eine »zentrale Rolle« als Ursache des Sezessionskriegs zugeschrieben wird.²⁶



Als ich in Galveston zur Ashton Villa zurück spazierte, empfand ich die Hitze wie eine Welle. Die schwere, klebrige Luft

auf der Insel schien sich auf meine Haut zu legen. Ich stand auf dem Gehweg vor dem Haus, mit dem Rücken zur Straße, wo Autos brummt, die an einer Ampel warten mussten. Blinzeln und mit einer Hand an der Stirn, um die Augen vor der Sonne zu schützen, schaute ich noch einmal zu dem Balkon hinauf. So bewunderte ich das in der Mittagssonne schimmernde Schmiedeeisen und die perfekte Symmetrie des Musters. Dünne Metallsäulen erhoben sich von der Balkonfläche und erblühten wie Chrysanthemen, ein Gewirr aus floralen Schnörkeln, das das Dach hielt. Eine Schar Spatzen flog über meinen Kopf und landete auf dem Dach. In der Ferne waren Sirenen von Einsatzfahrzeugen zu hören. Ich holte eine Wasserflasche aus meinem Rucksack, und das Kondenswasser lief mir über die Finger. Ich nahm einen Schluck und ließ das kühle Getränk durch meine Kehle rinnen.

Ich ließ meiner Fantasie freien Lauf und stellte mir vor, dass der Mythos stimmte und die Ursprungsgeschichte sich vielleicht wirklich so zugetragen hatte. Ich malte mir aus, wie General Granger, umgeben von seinen Kommandanten, deren Bajonette in den Himmel zeigten, auf dieser Veranda gestanden hatte. Wie klein die Generalanweisung von hier ausgesehen haben mochte – ein Stückchen Papier, das die Ketten von zweihundertfünfzigtausend versklavten Menschen in Texas gesprengt hatte. Ein Stück Pergament, das die Erde unter deren Füßen zum Beben gebracht hatte. Ich überlegte, wie es vielleicht gewesen war, von einer Traube Menschen umgeben zu sein, die erstmals von ihrer Freiheit erfuhren. Ich malte mir aus, von den Geistern dieser Menschen umgeben zu sein, diesen Schatten einer einzigartigen Geschichte, deren Füße immer noch fest auf dem Boden standen. Ich spürte ihre Präsenz auf eine Art, die mich überraschte, beinahe als könnte ich ihre Haut an meiner

fühlen. Und wir alle schauten in Erwartung der Neuigkeiten zu der Veranda hinauf.

Dann kniff ich die Augen ein wenig zusammen und prägte mir die Umrisse der Fassade der Ashton Villa ein, damit ich sie ohne ein Foto im Gedächtnis behielt. Damit ich ihren Namen flüstern und mir das Bild vor Augen rufen konnte, wann immer ich mich an die Freiheit erinnern musste.

Rechts von mir, etwa fünfzig Schritte entfernt, stand eine Statue von Al Edwards Sr., wie er vor vierzig Jahren ausgesehen haben dürfte. In seinem dreiteiligen Anzug hielt er sich kerzengerade und reckte lächelnd mit der rechten Hand House Bill 1016 in die Luft. Die Sonne, die jetzt genau hinter der Figur aus Bronze stand, umgab diese mit einem goldenen Schein. So würde man Edwards, der ungefähr ein Jahr nach meinem Besuch in Galveston starb, in Erinnerung behalten. Nicht als den alten Mann, mit dem ich noch gesprochen hatte, sondern als ein Vorbild an Beharrlichkeit. Als den Mann, der den Juneteenth in Texas – und im ganzen Land – offiziell durchgesetzt hatte.

Wie ich so zwischen Edwards' Denkmal und der Ashton Villa hin und her blickte, musste ich daran denken, dass der Juneteenth ein Feiertag ist, der Anlass für so viel Jubel gibt, obwohl er solch tragischen Umständen entspringt. Sklavenbesitzer in Texas und überall im Süden versuchten, Schwarze Menschen noch Monate und sogar Jahre, nachdem ihnen Freiheit gewährt worden war, in Gefangenschaft zu halten. Juneteenth ist beides: ein Tag, um feierlich daran zu erinnern, was dieses Land Schwarzen Amerikanern angetan hat, und ein Tag, um all das zu feiern, was Schwarze Amerikaner überwunden haben. Er ist eine Erinnerung daran, dass dieses Land sich tagtäglich bewusst dafür entscheiden muss, nach Freiheit für all seine Bürgerinnen und Bürger zu streben. Und zwar muss man das proaktiv tun,

weil es nicht von allein geschieht. Das Projekt Freiheit ist, wie Juneteenth uns erinnert, stets gefährdet. Und wir sollten uns regelmäßig ins Gedächtnis rufen, wie viele Menschen vor uns nie Freiheit erfahren haben und wie viele bis heute darauf warten.

»*Wir waren die Guten, stimmt's?*«

New York City

Von der Penn Station Richtung Süden durch Manhattan rumpelte der Zug der Linie 1 über die Gleise, während die Türen sich bei jeder Haltestelle öffneten und Passagiere sich in ihre Handys oder Bücher vertieften oder sich an die Schultern ihrer Liebsten schmiegt. Der zunächst volle Zug leerte sich zusehends. Bei South Ferry stand auch das noch übrige halbe Dutzend von seinen Plätzen auf, nachdem die Durchsage ertönt war, dass dies die Endstation sei. Weiter nach Süden ging es nicht, wenn man nicht ins Wasser rollen wollte. Der Wind vom Hudson River packte mich, als ich die Stufen aus der U-Bahn nach oben stieg. Ich zog mir die Kapuze meines Hoodies über den Kopf und vergrub die Hände in den Jackentaschen. Von der Haltestelle lief ich ein paar Blocks bis zu New Yorks Ableger des National Museum of the American Indian. Dort sollte der geführte Spaziergang zum Thema Sklaverei und Underground Railroad in New York City beginnen.

Etwa ein Dutzend Leute hatten sich um eine Frau geschart, die mit einem Schild, das sie als Tourguide auswies, auf den

Stufen des Gebäudes stand. Die Gruppe war diverser, als ich es je erlebt hatte. Als die Frau uns fragte, woher wir kämen, waren alle möglichen Akzente zu hören. Es gab Menschen aus Deutschland, Südkorea, Brasilien, Australien, England, Kanada, Long Island und Brooklyn.

Unsere Führerin, Damaras Obi, war ganz in Schwarz gekleidet, mit Lederstiefeln, langer Hose und Jacke. Sie trug einen grauen Rucksack dicht auf ihren Schultern. Das schulterlange Haar war zu Korkenzieherlocken mit dezenten roten Highlights frisiert. Bewusst eingesetzt, aber sympathisch sollte ihr Sinn für Humor die Monologe auflockern, in denen sie einige der dunkelsten Momente unseres Landes schildern würde.

»Ihr könnt mich D nennen«, meinte sie und rückte ihr Mikro zurecht, während sie die Gruppe anlächelte. Damaras begann damit, dass sie uns erzählte, sie sei in New York aufgewachsen. Als die Tochter eines nigerianischen Vaters und einer Mutter aus der Dominikanischen Republik. Ihre Herkunft sei relevant, sagte sie, »weil ich mich bei dieser Führung als Beispiel verwenden werde. Ihr werdet heute ein ziemlich großes Stück Geschichte abkriegen. Und zwar nicht Schwarze Geschichte. Nicht Geschichte New Yorks oder Amerikas, sondern Weltgeschichte.« Sie schwieg kurz. »Weltgeschichte, die total weißgewaschen und weltweit aus den Lehrplänen gestrichen wurde, weil Geschichte nicht mehr unterrichtet wird. Und wenn, dann nicht korrekt. Viel von dem, was ihr heute erfahren werdet, wird euch großes, großes Unbehagen verursachen. Das ist okay.« Sie lächelte. »Das passiert, wenn man lernt und sich als Mensch weiterentwickelt. Etwas von diesen Informationen stellt vielleicht euren Bildungshintergrund infrage und eure persönlichen Überzeugungen. Auch das geht in Ordnung.

Ich möchte damit beginnen, klarzustellen, dass die Under-

ground Railroad weder im Untergrund verlief noch eine Eisenbahn war.« Sie blickte sich um. »Ich sehe einige von euch lächeln, aber ihr würdet euch wundern, wie oft ich das klarstellen muss. Deshalb findet die Führung heute nicht in einer U-Bahn statt und auch in keinem Schacht.«

Damaras fuhr fort und erzählte, dass zu Beginn des Sezessionskriegs in den USA im Jahr 1861 die Sklaverei schon seit gut zweihundert Jahren existierte und eine Milliarden-Dollar-Industrie war. Mit Bezug auf die Arbeiten des Historikers David Blight erklärte sie die zentrale Bedeutung der Sklaverei für die US-Wirtschaft: Im Jahr 1860 waren die knapp vier Millionen Versklavten zum mit Abstand wertvollsten ökonomischen Aktivposten geworden; ihr geschätzter Wert von etwa 3,5 Milliarden Dollar überstieg den aller Fabriken und Eisenbahnen des Landes zusammengenommen.¹

Damaras schilderte, dass es Sklaverei im Lauf der Geschichte an vielen Orten der Welt gegeben hatte. Regelmäßig wurden Menschen als Kriegsgefangene, oder weil sie irgendwelche Schulden hatten, versklavt. Manchmal dauerte die Versklavung nur eine begrenzte Zeit, und selbst wenn man für sein ganzes Leben versklavt war, ging dieser Status nicht zwangsläufig auf die Kinder über.

Sklaverei in den USA war anders. »Diese Versklavung in der neuen Welt«, sagte Damaras, »diese Besitzsklaverei, basierte auf einem Kastensystem von Rassen, einer Hierarchie von Rassen, und sie fußte auf der europäischen Ideologie, wonach die genetische Konstellation des afrikanischen Menschen von Geburt an unter- oder unmenschlich sei. Das Einzige, was dich für diese lebenslängliche Strafe qualifizierte, war die Pigmentierung oder die Farbe deiner Haut.

Rasse ist ein Nebenprodukt des Rassismus. Dabei existiert

Rasse in Wirklichkeit gar nicht.« Damaras stellte das auf eine Art und Weise fest, als würde sie sagen, Wasser ist nass. »Einige von euch sehen erstaunt aus.« Sie richtete sich kerzengerade auf. »Es handelt sich um ein gesellschaftliches Konstrukt. Nie gab es irgendeinen wissenschaftlichen oder genetischen Beweis, der das Konzept von Rassen belegt hätte. Und obwohl sie falsch ist, hat diese Idee ihren Weg in die Struktur all unserer Gesellschaften gefunden.«

Mit Bezug auf Barbara und Karen Fields, deren Buch *Racecraft* verdeutlicht, dass Rasse und Rassismus jeweils eigene, voneinander abgegrenzte soziale Phänomene sind, erklärte Damaras, dass Menschen oft glauben, Rassismus sein nach der Erfindung von Rasse entstanden. Dabei war es tatsächlich genau umgekehrt. Die Autorinnen argumentieren, »*Rassismus* ist zuerst und vor allem eine gesellschaftliche Vorgehensweise, also ein Verhalten und eine Begründung für Verhalten oder beides auf einmal. *Rassismus* nimmt die objektive Realität von *Rasse* immer als gegeben an... daher ist es wichtig, ihre Verschiedenheit zu erkennen. Kurz gefasst verwandelt mit einem Trick, den man leicht übersieht, *Rassismus*, also etwas, das ein Aggressor *tut*, sich in *Rasse*, also etwas, das das Ziel der Aktion *ist*.«² Ein Statement wie »Schwarze Südstaatler wurden wegen ihrer Hautfarbe ausgegrenzt«, erklären sie, ist ein Satz, wie Schüler ihn in ihren Schulbüchern finden könnten und den sie nie infrage stellen würden. Barbara und Karin Fields erläutern in ihrem Buch, dass eine solche passive Satzkonstruktion die Rassentrennung wie etwas völlig Natürliches wirken lässt. Diejenigen, die die Trennung – ob systemisch oder im zwischenmenschlichen Kontakt – vollziehen, werden dadurch von jeder Schuld freigesprochen.

Der Boden, auf dem wir gerade standen, war der älteste Teil von New York, das die Niederländer ursprünglich 1642

als Nieuw Amsterdam gegründet hatten. Als die Niederländer hier eintrafen, stießen sie auf Native Americans vom Stamm der Lenape, ein Algonkin-Volk, das das Land seit 10 000 vor Christus besiedelte. Zunächst, heißt es, seien ihre Begegnungen friedlich verlaufen, doch die Beziehungen verschlechterten sich, als die Spannungen wegen der Inbesitznahme von Grund und Boden wuchsen. Zwei Jahre später »kaufte« die Niederländische Westindien-Kompanie den Lenape die Insel Manhattan zum Preis von Waren im Wert von sechzig Gulden ab, was nach heutigem Wert etwa tausend Dollar entspricht. Damaras hielt eine Kopie der frühesten bekannten Erwähnung des Kaufs hoch: ein Brief von 1626, in dem der niederländischen Regierung die Neuigkeit mitgeteilt wird. Der Originalvertrag ist nicht erhalten, doch vermutlich dürfte er für die Lenape etwas ganz anderes bedeutet haben als für die Holländer. »Ihr müsst wissen, diese Vorstellung, Land oder Ressourcen zu besitzen – das war ein europäisches Konzept. Grundbesitz war für die Native Americans so, als würde man Wasser sein eigen nennen, oder den Mond und die Sterne. Tatsächlich existierte in der Sprache der Algonkin nicht einmal ein Wort für [Land-]Besitz.«

Die ersten versklavten Menschen, die in New York eintrafen, waren elf 1626 ans Ufer von New Amsterdam gebrachte Männer aus Afrika. Ihre Aufgabe bestand darin, Land zu roden, Unterkünfte und Wege zu bauen und ganz allgemein beim Aufbau der Infrastruktur der frühen holländischen Siedlung zu helfen. Wahrscheinlich wurde einiges Holz der Bäume, die sie an der Südspitze Manhattans fällten, genutzt, um daraus Schiffe zu bauen, mit denen später gefangene Afrikaner transportiert wurden.³

Gemäß den Aufzeichnungen der Niederländischen Westindien-Kompanie brachte das Unternehmen zwei Jahre später

drei versklavte Afrikanerinnen übers Meer, »um den Negern der Kompanie Trost zu spenden«.

»Sie wurden mit Gewalt hierher in die Neue Welt gebracht, und man gab ihnen Namen wie Peter Portugese und Anthony Congo. Natürlich hießen die Afrikaner nicht Anthony oder Peter. Doch das Allererste, was man mit einem versklavten Menschen tut, ist, ihn seiner Identität zu berauben, und wie macht man das? Man nimmt ihnen ihre afrikanischen Namen weg und ersetzt sie durch neue europäische.« Die Nachnamen der Afrikaner waren oft ein Hinweis darauf, wo man sie geraubt hatte, oder stellten eine Verbindung zu der Person dar, die sie von ihrem Geburtsort verschleppt hatte. Das half, laut Damaras, den Sklavenhändlern ihre Fracht nachzuverfolgen.

Diese versklavten Menschen halfen, die Basis eines Großteils der Gegend zu legen, in der wir uns an jenem Tag befanden. Inklusiv der Wall Street, die nur ein paar Blocks entfernt verlief. »Weiß irgendwer, warum die Wall Street Wall Street heißt?«, fragte Damaras. »Weil es da eine Wand gab.« Sie lachte und wir lachten mit. »Schwieriger werden meine Fragen heute nicht, versprochen.« Sie zeigte uns ein Bild davon, wie diese Wand ausgesehen hatte, und drehte sich im Halbkreis, damit alle es sehen konnten.

»Es heißt: ›Die Holländer bauten die Wand, um sich vor den Eingeborenen zu schützen.‹ Die Eingeborenen hatten die fiese Gewohnheit, diese Wand anzugreifen.« Ihre Stimme triefte vor Ironie. Dann wurde sie wieder ernst und sprach von der Geschichte der Gewalt der Niederländer gegen die Native Americans sowie von der Tatsache, dass sie im Grunde genommen nichts als ausländische Eindringlinge waren, entschlossen, sich das Land der Ureinwohner anzueignen. »Brauchten also die Holländer Schutz vor den Eingeborenen oder brauchten die Eingeborenen Schutz vor den Holländern?«

Auch wenn die Version weit verbreitet ist, dass die Wand die Holländer vor den Native Americans schützen sollte, wurde sie ursprünglich primär zur Verteidigung gegen die Briten errichtet. Allerdings waren die Holländer tatsächlich darauf aus, sich gegen Angriffe der Native Americans zu verteidigen, nachdem ihre Streitkräfte 1643 auf Befehl des Gouverneurs Willem Kieft über hundert Männer, Frauen und Kinder der Lenape massakriert hatten.⁴ Ein Bericht aus dem Jahr 1935 nennt die Vergeltungsangriffe als Grund für eine frühe Version der Mauer, die an der Stelle der heutigen Wall Street verlief:

Die roten Leute von Manhattan Island kamen aufs Festland, wo ein Vertrag mit den Holländern geschlossen wurde. Und den Ort nannte man Friedenspfeife, in ihrer Sprache Hoboken. Doch bald darauf schickte der holländische Gouverneur Kieft seine Männer eines Nachts dorthin und ließ die ganze Bevölkerung massakrieren. Nur wenige konnten entkommen, aber sie verbreiteten den Bericht darüber, was getan worden war. Das brachte die übrigen Stämme sehr gegen alle weißen Siedler auf. Kurz danach errichtete Nieuw Amsterdam eine doppelte Palisade, um sich gegen die nun erzürnten Nachbarn zu schützen. Für einige Zeit blieb das die nördliche Grenze der holländischen Stadt. Der Raum zwischen den ehemaligen Wänden wird nun Wall Street genannt, und immer noch herrscht dort die Atmosphäre eines Bollwerks gegen die Menschen.⁵

Die Wand wurde etwa zehn Jahre später verstärkt und erweitert. Damals gab Peter Stuyvesant, Generaldirektor der Kolonie – nach dem eine der besten Highschools von New York

benannt ist – den Befehl, dass versklavte Arbeiter quer über die Insel Manhattan eine Barrikade errichten sollten: aus Holzstämmen, »zwölf Fuß lang, achtzehn Zoll im Durchmesser und am oberen Ende angespitzt«. ⁶

Ich betrachtete das brummende Finanzviertel um uns herum. Aus jeder Richtung kamen Geräusche: das Stakkato von Pressluftschlämmern, die Beton auf der Suche nach weicher Erde sprengten; Kräne, die mit ihren Stahlarmen Schotter von einer Straßenseite auf die andere hoben; Krankenwagen, die sich mit eindringlich heulenden Sirenen und rot flackernden Warnleuchten den Weg zwischen Autos und Zebrastreifen bahnten. Ein beachtlicher Unterschied zu den stillen, entlegenen Hügeln rund um Monticello oder dem leise raschelnden hohen Gras, das um die Whitney Plantation wuchs, oder der unheimlichen Stille des Angola Prison.

Die Gruppe ging die Stufen hinunter. Als wir unten angekommen waren, drehte Damaras dem National Museum of the American Indian den Rücken zu und bedeutete uns, sich vor sie zu stellen, damit wir das Gebäude im Blick hätten.

Das Museum befindet sich im 1907 errichteten Alexander Hamilton US Custom House [Zollhaus], erstreckt sich über drei Häuserblocks und an zwei Seiten rauscht der Verkehr daran vorbei. Vor der sandfarbenen Fassade des siebenstöckigen Gebäudes ragen ein Dutzend runder Säulen auf, die oben jeweils mit dem Kopf von Merkur, dem römischen Gott des Handels, verziert sind. Die Säulen rahmen die Fenster ein, in denen sich Teile der Wolkenkratzer gegenüber spiegeln. Zu beiden Seiten der Stufen und an den äußeren Ecken des Gebäudes befinden sich vier aufwendige Marmorskulpturen menschlicher Gestalten. Jede in einer anderen Haltung auf ihrem steinernen Podest. Vom Bildhauer Daniel Chester French entworfen, sollen sie

Afrika, Europa, Amerika und Asien repräsentieren. French hat übrigens auch das Lincoln Memorial in Washington, D.C., geschaffen.

»Achtet mal drauf, dass Afrika als einzige der vier Statuen auf ihrem Thron schläft. Das liegt daran, dass in der Geschichtswissenschaft Afrika der Schlafende Kontinent genannt wurde. Sie ist auch die einzige der vier, die halb nackt daliegt. Damit wird auf den Archetyp der Afrikanerin und des Afrikaners angespielt, der als wild und barbarisch gilt. Alle vier Statuen befinden sich auf einer Art Thron. Afrikas Thron sieht aus wie aus einem Felsen vom afrikanischen Kontinent geschlagen. Zum damaligen Zeitpunkt galten die Afrikanerinnen und Afrikaner historisch nicht als menschlich genug, um ein königliches Symbol zu benötigen.«

Im Februar 1951 schrieb French: »Es ist üblich, den Neger mit einer Stupsnase und übertrieben vollen Lippen darzustellen, was tatsächlich dem niedrigsten Typus von Neger, den es gibt, entspricht. Tatsächlich gibt es auch einen Typus mit gebogener Nase und all den Gesichtszügen, die nach unseren kaukasischen Vorstellungen ansehnlich und würdevoll sind. Ich will gar nicht behaupten, dass dieser Typus die Fülle der Gestalt besitzt, die den Afrikaner kennzeichnet, doch gemäß den Regeln der Komposition ist das Gesicht in einer natürlichen Folge entwickelt, die nach den Standards unserer europäischen Kunst als schön gelten.«⁷

Damaras lenkte unsere Aufmerksamkeit auf die nächste Statue, die Europa darstellte. Dazu meinte sie: »Achtet auf den Unterschied zwischen den beiden. Im Gegensatz [zu Afrika] sitzt Europa aufrecht und mächtig auf ihrem Thron. Sie ist majestätisch in eine Robe gekleidet, die linke Faust liegt auf einem Bücherstapel und dem Globus, was Europas Eroberungen in der

Vergangenheit symbolisieren soll. Sie wird der Kontinent sein, der uns mit all ihrer Weisheit und ihrem Wissen in die Zukunft führt.«

Damaras schwieg kurz, dann kam sie zu der dritten Figur, die Amerika darstellte. »Achtet mal darauf, dass Amerika die einzige in Bewegung festgehaltene Statue ist. Mit der Fackel der Freiheit in ihrer Hand wird Amerika die Mutige uns in ein neues Zeitalter der Erleuchtung führen.« Damaras machte uns auf das Objekt unter Amerikas rechtem Fuß aufmerksam: den Kopf von Quetzalcoatl, dem mittelamerikanischen Schlangengott.

Schließlich zeigte sie auf die Figur eines Native American, der hinter Amerika kauert. »Das ist bewusst so gebaut. Er ist hinter ihr versteckt, da er symbolisiert, dass Native Americans ein Relikt der Vergangenheit sind. Amerika blickt nach vorn, in unsere Zukunft.«

Die Zahlen variieren stark, aber der Historiker Donald L. Fixico schätzt, dass bei Kolumbus' Ankunft 1492 zwischen ein paar und fünfzehn Millionen indigene Amerikaner in Nordamerika lebten.⁸ Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war die Bevölkerung auf schätzungsweise zweihundertfünfzigtausend geschrumpft.

Damaras kam zum Schluss, indem sie uns erklärte, dass die Skulptur der Allegorie Asiens wirken sollte, als sei ihr Thron auf ein Bett aus Totenschädeln gebaut. Ein Mann, eine Frau und ein Kind knien und kauern um Gnade suchend an ihrer Seite. Chester schrieb, sie repräsentierten »die Horden Indiens und die Hoffnungslosigkeit des Lebens so vieler Einwohner«.⁹

Ich war nicht nur einmal am National Museum of the American Indian vorbeigegangen. Wie viele Male war mir an diesen Skulpturen nichts außer ihrer Eleganz aufgefallen? Bestimmt hatte ich nie darüber nachgedacht, dass man hier die Priori-

täten von Genozid, Kolonisierung, Sklaverei und Ausbeutung im wahrsten Sinne des Wortes in Stein gemeißelt und stolz zur Schau gestellt hatte.



Im 17. und 18. Jahrhundert gab es Phasen, als in New York City mehr versklavte Schwarze Menschen lebten als in irgendeiner anderen urbanen Region Nordamerikas.¹⁰ Versklavte Menschen machten mehr als ein Viertel der Arbeitskräfte der Stadt aus. Und als diese weiter wuchs, nahm auch die Zahl der Versklavten zu. Zu Beginn des Unabhängigkeitskriegs war etwa ein Sechstel der Bevölkerung New Yorks afrikanischer Abstammung, und fast alle davon waren versklavt.¹¹

Während der Anfänge der holländischen Siedlung, schreiben Ira Berlin und Leslie M. Harris in ihrer Anthologie *Slavery in New York*, galten andere Regeln hinsichtlich der Sklaverei als später.¹² Es gab zwar eine Rassenhierarchie, doch die Menschen bewegten sich innerhalb davon anders. Beispielsweise wurden viele versklavte Menschen für ihre Arbeit bezahlt. Und einige, die für ihre Arbeit nichts bekamen, suchten bei der Holländischen Westindien-Kompanie um den schuldigen Lohn an. Manche Schwarze Menschen wurden von den holländischen Behörden freigelassen und erhielten Land zwischen New Amsterdam an der Südspitze Manhattans und dem Rest der Insel. Dieses Land wurde allerdings nicht aus Wohltätigkeit vergeben, sondern um eine Pufferzone zwischen den weißen Siedlern und den Native Americans, die weiter nördlich lebten, zu bilden, da die Spannungen zwischen den beiden zunahmen.¹³ Als Folge machten Mitte des 17. Jahrhunderts freie Schwarze Menschen ein Drittel der Schwarzen Gesamtbevölkerung New Amsterdams aus. Viele dieser freien Schwarzen Menschen beteiligten

sich am gesellschaftlichen Leben in der holländischen Siedlung: Sie heirateten in holländischen Kirchen, nutzten das holländische Gerichtswesen, und einige nahmen sogar holländische Namen an. Es bedeutete allerdings nicht, dass freie Schwarze Menschen gleichberechtigte Angehörige der Gesellschaft gewesen wären – das waren sie nicht und man erinnerte sie auch ständig daran. Sogar »Freiheit« wurde für Schwarze Menschen mit einem bemerkenswerten Sternchen versehen – sie erstreckte sich nicht zwingend auf deren Kinder. Berlin und Harris schrieben dazu: »Auch wenn einige Schwarze ihre Freiheit erlangten, war diese nur gewährt worden, um die Sicherheit einer Gesellschaft zu gewährleisten, die sich auf afrikanische Sklaverei festgelegt hatte.«¹⁴

1664 verdrängten die Briten die Holländer und übernahmen die Kolonie. Fortan gab es keine »Halbfreiheit« mehr für versklavte Menschen, wie Historiker das nannten, was unter holländischer Herrschaft existiert hatte. Männer und Frauen wurden größtenteils getrennt, da die Frauen in der Stadt blieben, um Haushalt und Kinder ihrer Besitzer zu versorgen, während die Männer zunehmend als landwirtschaftliche Arbeitskräfte außerhalb der Stadt eingesetzt wurden. Versklavte Menschen hatten es schwerer, Partner zu finden, und immer weniger hatten eine eigene Familie. Die Briten in New York wurden immer abhängiger vom transatlantischen Sklavenhandel, um neue Arbeitskräfte zu beschaffen, und importierten jährlich etwa hundertfünfzig versklavte Menschen aus Afrika und von den Karibischen Inseln.¹⁵ Laut dem Historiker David Brion Davis verfügten ungefähr 40 Prozent der Haushalte in Manhattan unter den Briten über versklavte Menschen.¹⁶

Doch die Sterblichkeitsrate Schwarzer Menschen in New York stieg sprunghaft an, da sie härter denn je arbeiten muss-

ten und eine wachsende Zahl Afrikanerinnen und Afrikaner mit geringen Abwehrkräften gegen neue Krankheiten in die Neue Welt verschleppt wurden. Sogar bevor sie an den Ufern von New York eintrafen, war die Anzahl der Todesopfer gigantisch. Laut der Historikerin Jill Lepore überlebten von hundert Menschen, die man aus Afrika wegbrachte, nur etwa vierundsechzig den Weg vom Landesinneren an die Küste.¹⁷ Von diesen vierundsechzig überlebten wiederum etwa achtundvierzig die wochenlange Reise über den Atlantik. Und von den achtundvierzig, die das Schiff im Hafen von New York verließen, überlebten nur achtundzwanzig bis dreißig die ersten drei, vier Jahre in der Kolonie. Berlin und Harris bezeichneten das New York der damaligen Zeit als »eine Todesfabrik für schwarze Menschen«.¹⁸

Die versklavte Bevölkerung wehrte sich – manche auf subtile Weise, indem sie absichtlich ihr Arbeitstempo senkten oder vorgaben, krank zu sein, andere taten es sichtbar. Die größte Rebellion fand im April 1712 statt, als zwischen fünfundzwanzig und fünfzig versklavte Menschen sich erhoben, neun Weiße töteten und sechs weitere verletzten. Daraufhin wurden über siebzig Schwarze Menschen eingesperrt, dreiundvierzig vor Gericht gebracht und dreiundzwanzig exekutiert – manche gehängt, andere auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Nach dem Aufstand wurden die Gesetze, die über das Leben der Versklavten bestimmten, sogar noch verschärft: Man schränkte ihren Bewegungsradius ein, hinderte sie, Eigentum zu haben, und verlangte von Sklavenbesitzern exorbitante Summen, falls sie ihre versklavten Menschen freilassen wollten.¹⁹

Die Rebellion von 1712 dürfte nicht der einzige Sklavenaufstand in der Geschichte New Yorks gewesen sein. Nachdem 1741 eine Reihe von Bränden in New York ausgebrochen waren, kam ein Großes Geschworenengericht zu dem Urteil,

dass Schwarze Brandstifter sie gelegt hätten, als Teil einer Verschwörung, um die Besitzsklaverei zu überwinden. Mehr als einhundert Menschen wurden verhaftet. Siebzig davon verkaufte man als Arbeitskräfte in die Karibik, siebzehn wurden gehängt, dreizehn auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Lepore schildert die Reaktion als noch schlimmer als die Gewalt und Hysterie bei den Hexenprozessen von Salem. »In Salem wurden mehr als 150 vermeintliche Hexen eingesperrt, im Vergleich dazu bezichtigte man in New York knapp zweihundert Menschen der Verschwörung. Doch in Salem wurden nur 19 exekutiert (weitere vier starben im Gefängnis), und im Gegensatz zur öffentlichen Wahrnehmung wurde keiner davon auf dem Scheiterhaufen verbrannt.«²⁰

Wissenschaftler debattieren bis heute, ob die Brände von 1741 Teil eines organisierten Aufstands versklavter Menschen waren oder ob es womöglich eine andere Erklärung gibt. Doch unabhängig davon änderte der Mythos davon ab diesem Zeitpunkt die Entwicklung der Sklaverei in der Kolonie. Vor 1741 stammten fast Dreiviertel der versklavten Menschen in New York aus der Karibik. Nach der angeblichen Verschwörung bezogen die New Yorker Sklavenbesitzer den Großteil ihrer Arbeitskräfte aus Afrika. Auf diese Weise, so glaubten sie, hätten die versklavten Menschen es schwerer, miteinander zu kommunizieren. Dadurch würden sie mit geringerer Wahrscheinlichkeit einen Massenaufstand planen.²¹

Die Sklaverei in New York nahm zu, da mehr versklavte Menschen importiert wurden. Am Vorabend des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs besaß New York von allen Siedlungen im Norden den höchsten Anteil versklavter Schwarzer Menschen im Verhältnis zu Europäern.²² Etwa dreitausend versklavte Menschen lebten in der Stadt und zwanzigtausend wei-

tere im Umkreis von fünfzig Meilen um Manhattan. Bei einem Besuch der Kolonie beklagte ein Reisender: »Es schmerzt ein europäisches Auge schon beträchtlich, auf den Straßen so viele Negersklaven zu sehen.«²³



Damaras winkte uns weiter, und so bewegten wir uns als Gruppe vom Museum aus durch die Straßen des Finanzdistrikts. Sie hielt eine kleine rote Fahne über ihren Kopf, damit wir sie im Gedränge nicht aus den Augen verloren. An Bars und Delis vorbei bogen wir um Straßenecken, wo der Boden von Tausenden Schritten vibrierte. Auf der Pearl Street erreichten wir einen Häuserblock aus Ziegeln und davor ein goldfarbenedes Geländer, das eine mit Glas zugedeckte Zisterne umgab. Ich schaute in das Loch im Boden und sah bröckelnden Stein, der schon von Algen und anderen kleinen Pflanzen überwachsen war.

Der Brunnen stammte aus dem 18. Jahrhundert und war die zentrale Wasserstelle für die Bewohner der Umgebung gewesen. Denn das Erste und das Letzte, was versklavte Menschen jeden Tag zu tun hatten, war, für ihren Haushalt Wasser vom Brunnen zu holen.²⁴ Deshalb konnten sie hier ein wenig Zeit miteinander verbringen.

»Da darfstest du der anderen Person in die Augen schauen«, sagte Damaras. »Du darfstest ›Guten Morgen‹ sagen. Die versklavten Menschen, die zu diesem Brunnen kamen«, fuhr sie fort, »konnten ihr Menschsein nur zwanzig Minuten am Tag behaupten.« Ich wusste zwar, was Damaras meinte, und verstand ihre Bemerkung als eine Art Kurzfassung davon, dass versklavte Menschen hier nicht derselben strengen Überwachung und Gewalt ausgesetzt waren wie anderswo. Trotzdem dachte ich länger über die Formulierung mit dem Menschsein nach. Weil es

schließlich nicht von bestimmten Augenblicken oder Tätigkeiten abhängt, sondern zentrales Vorhaben der Institution Sklaverei ist. Sie waren am Brunnen Menschen und sie waren es an jedem anderen Ort.

Von der Zisterne aus spazierten wir Richtung Nordosten auf der Pearl Street, und zwar entgegen der Verkehrsrichtung auf dem Gehweg. Aus einer kleinen Pizzeria linker Hand drang der Duft von geschmolzenem Käse und gebackenem Teig. Ein halbes Dutzend Tauben hockte vor dem Eingang und pickte abwechselnd an den Resten von Pizzarändern, die am Boden lagen. Jogger machten auf dem schmalen Gehweg einen Bogen um uns. Kellerlokale hatten ihre Fenster geöffnet, um den Gästen etwas frische Luft zu gönnen. Das Geplauder zu Beginn des Wochenendes drang auf die Straße. Die Lautstärke schwoll immer wieder an und ebte ab, während Leute kamen und gingen. Der Queen Elizabeth II Garden, ein kleiner dreieckiger Park mit grauen Steinbänken, bot ein bisschen Grün in diesem Geschäftsviertel der Stadt.

Damaras blieb an der Ecke von Water und Wall Street stehen, genau vor einer kleinen Gedenktafel. Der Text war zu klein, um ihn aus der Entfernung zu lesen. Sie meinte, wir sollten uns Zeit dafür nehmen und uns danach an der ein paar Schritte entfernten Straßenecke treffen. Ich ließ ein paar Leute vor. Als die anderen fertig waren, trat ich an die grüne Tafel mit dem weißen Text. Dort stand:

An der Wall Street, zwischen Pearl und Water Street, wurde am 30. November 1711 per Stadtratsbeschluss ein Markt zur Versteigerung versklavter Menschen afrikanischer Herkunft eröffnet. Dieser Sklavenmarkt wurde bis 1762 genutzt. Sklavenbesitzer, die versklavte Arbeitskräfte, darunter

auch Native Americans, als Tagelöhner verleihen wollten, mussten das auch an diesem Ort tun. 1726 wurde das Gebäude in Meal Market umbenannt, weil mit Mais, Getreide und Schrotmehl [engl. *meal*] – wesentliche Bestandteile der Ernährung in der Kolonie – auch ausschließlich hier gehandelt wurde.

1626 wurde die Sklaverei in Manhattan eingeführt. Bis Mitte des 18. Jahrhunderts war ungefähr jeder fünfte Bewohner New Yorks versklavt und in knapp der Hälfte der Haushalte Manhattans gab es mindestens eine Sklavin oder einen Sklaven. Obwohl der Bundesstaat New York die Sklaverei 1827 abschaffte, erfolgte die vollständige Abschaffung erst 1841, als der Staat New York das Recht beseitigte, als Nichteinheimischer bis zu neun Monate lang Sklaven zu besitzen. Allerdings war sowohl vor als auch nach dem Sezessionskrieg Sklavenarbeit andernorts zur Produktion von Rohmaterialien wie Zucker und Baumwolle für die Wirtschaft New Yorks unerlässlich. Sklaven rodeten auch bewaldetes Land für den Bau des Broadway und gehörten zu den Arbeitskräften beim Bau des Zauns, nach dem die Wall Street benannt ist. Außerdem halfen sie beim Bau der ersten Trinity Church. Innerhalb von Monaten nach Bau des Markts kam es in New York zum ersten Sklavenaufstand. Nur ein paar Blocks entfernt auf der Maiden Lane führten ihn versklavte Menschen der Stämme Coromantee und Pawpaw aus Ghana an.²⁵

Neben dem Text sah man eine Zeichnung des Sklavenmarkts aus den früher 1700er-Jahren. Im Vordergrund befanden sich Schiffe, deren Segel in der herrschenden Flaute schlaff herabhingen. In der Ferne waren Gebäude erkennbar und eines sah

aus wie die Spitze eines Kirchturms, der in den Himmel ragt. Der Mittelpunkt einer ansonsten flachen Skyline. Etwa ein Dutzend Menschen befand sich am Ufer. In der Mitte stand ein kleiner Pavillon, wo – bei näherem Hinsehen – jemand über einer knienden versklavten Person stand.

Die Gedenktafel war von Chris Cobb gestaltet, ein Künstler und Autor, der 2011 während der Bewegung »Occupy Wall Street« über die Örtlichkeit zu forschen begann. Cobb suchte jahrelang nach Belegen dafür, was viele gewusst hatten. Schließlich fand er in der New York Public Library eine Karte von William Burgis aus dem Jahr 1716, auf der der Sklavenmarkt abgebildet war. »Das war ein spannender Augenblick«, sagte Cobb 2015 in einem Interview. »Da war es. Das Unsichtbare war plötzlich wieder sichtbar. Also fotografierte ich es und entfernte mit Photoshop das Schiff, das den Markt verdeckte. Die deutliche, ungehinderte Sicht auf den Markt ist das, was man auf der Tafel sieht.«²⁶

Ich drehte mich langsam einmal um meine eigene Achse, um einen Eindruck von der Umgebung zu bekommen. Ungefähr einen Block entfernt stand rechts von mir eine Citibank mit dem typischen roten Bogen über den weißen Buchstaben auf himmelblauem Grund.* Genau rechts von mir war das leuchtend rote Neonschild der Bank of America durch die Scheiben zu sehen. Beeindruckt von der Nähe dieser Banken zum ehemaligen Sklavenmarkt, musste ich an das Verhältnis einiger der größten Banken zur Sklaverei denken.

Zwei Vorgänger der Bank of America, die Southern Bank of Saint Louis und die Boatmen's Savings Institution, führten 1863

* Die Citibank verließ im Dezember 2019 das Bürogebäude 690, wobei das Schild auch bei meinem Besuch im Januar 2020 noch dort war.

versklavte Menschen als potenzielle Sicherheit für eine Kreditschuld auf. Auch die Citibank war in Besitzsklaverei verstrickt.

Moses Taylor war im 19. Jahrhundert Direktor der City Bank of New York, des Vorgängers der Citibank. Der Banker managte das Kapital, das von den Zuckerrohrplantagen im Süden kam, und war stark in den illegalen Menschenhandel mit Versklavten in Kuba involviert.²⁷

JP Morgan Chase, die größte Bank des Landes, war am tiefsten in den Sklavenhandel verstrickt. In einer Erklärung des Unternehmens von 2005 heißt es: »JP Morgan Chase hat die intensive Erforschung der Unternehmensgeschichte auf jegliche Verbindungen zur Sklaverei abgeschlossen... Wir berichten, dass diese Forschung ergab, dass zwischen 1831 und 1865 zwei unserer Vorgängerbanken – die Citizens Bank und die Canal Bank in Louisiana – ungefähr dreizehntausend versklavte Individuen als Sicherheit für Kredite akzeptierten und selbst etwa tausendzweihundertfünfzig davon in eigenem Besitz hatten, als Plantagenbesitzer die Kredite nicht bedienten.«²⁸

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts rutschte die New Yorker Finanzindustrie sogar noch tiefer in die Besitzsklaverei. Geld der New Yorker Banker finanzierte jede Facette des Sklavenhandels: New Yorker Geschäftsleute ließen Schiffe bauen, Baumwolle damit transportieren und die Kleidung produzieren, die versklavte Menschen trugen. Die Finanzhauptstadt im Norden erlaubte der Sklaverei im Süden zu gedeihen. Als der Baumwollhandel expandierte, wurde New York zum wichtigsten Hafen für die Verschiffung von Rohbaumwollen zwischen dem amerikanischen Süden und Europa. 1822 war bereits mehr als die Hälfte der Güter, die aus dem New Yorker Hafen verschifft wurden, in den Südstaaten produziert worden.²⁹ Baumwolle machte allein über 40 Prozent der aus der Stadt exportierten Waren aus.

Nachdem die Gruppe sich wieder zusammengefunden hatte, erklärte Damaras: »Eine der größten Lügen, die in diesem Land immer noch erzählt werden – und das weiß ich, weil ich versuche, dagegen anzukämpfen –, ist, dass wir während des Sezessionskriegs die Guten waren, stimmt's? New York City war gut. Alle anderen im Süden, das waren die Bösen.«

Und weiter: »Hier eine kurze Zusammenfassung. Davon, was passiert ist. Wir teilen uns in zwei Lager auf: Südstaaten – Konföderierte oder Sklavenhalter; Nordstaaten – Union oder freie Staaten. Worum kämpfen wir?« Sie schweigt und sieht uns der Reihe nach an. »Um die Währung. Darum, was in Zukunft unsere Währung sein sollte. Die Wirtschaft der Vereinigten Staaten von Amerika gründete auf der Währung, Menschen wie Nutztiere zu verkaufen. Also führen wir einen Krieg um Sklaverei. Wenn wir diese Geschichte unseren Kindern, Erwachsenen und Menschen aus anderen Ländern erzählen, dann lügen wir und sagen, New York... das war nie ein Sklavenstaat, wir waren ein freier Staat.« Damaras holte tief Luft und schüttelte den Kopf. »Leute, wovor habt ihr gerade gestanden?« Sie zeigte auf die Gedenktafel hinter uns und ihre Stimme klang eine Oktave höher. »Wo wir jetzt stehen« – sie zeigte energisch auf die Stelle unter ihren Füßen –, »befand sich der zweitgrößte Sklavenmarkt der Vereinigten Staaten von Amerika. Der zweitgrößte, nach dem größten in Charleston...« Ihre Worte gingen im Großstadtlärm unter.

Damaras rückte ihr Mikro zurecht und wartete, bis ein Krankenwagen vorbeigefahren war. »Letztendlich war die Sklaverei so mit unserer Wirtschaft verstrickt, dass Fernando Wood – er war während des Sezessionskriegs der Bürgermeister dieser Stadt – sagte: ›Hört mal... wir sollten uns von der Union abspalten.« Damit paraphrasierte sie, was Wood 1861 tatsächlich

geäußert hatte, um die profitable, auf Baumwollhandel basierende Verbindung der Stadt mit der Konföderation zu schützen.³⁰

Damaras gab sich größte Mühe, den Leuten verständlich zu machen, wie die Geschichte der Sklaverei und das Vermächtnis des Rassismus mit der heutigen Diskriminierung durch die Polizei, Vermieter und Arbeitgeber zusammenhängen. Sie beschönigte nichts und erklärte der Gruppe, dass Schwarze Menschen in den Vereinigten Staaten »Bürger zweiter Klasse sind«.

Eine Person, eine ältere weiße Dame, die mit zwei Freundinnen an der Tour teilnahm, widersprach Damaras' Schilderung. Sie sagte, sie sei achtzig Jahre alt und empfinde New York City nicht als so vorurteilsbehaftet. Ihrer Ansicht nach lebten die Menschen hier in Frieden zusammen.

Damaras nickte höflich. Mit gerunzelter Stirn, aber nicht wütend. »Dazu möchte ich sagen ...«, fing sie an, »... bedenken Sie Ihre Perspektive. Sie besitzen nicht dieselbe Lebenserfahrung, da Sie aus einer bestimmten Schicht stammen und eine bestimmte Hautfarbe haben.« Die Frau verzog missbilligend den Mund, unterbrach und meinte, sie stamme aus der Arbeiterklasse und habe sich aus eigener Kraft nach oben gebracht. Was implizierte, dass andere das einfach genauso tun müssten. Damaras hörte zu und nickte wieder, während die Frau sprach. Ihre unverblümte, offene und ungerührte Art lud zu Fragen und Kommentaren ein, die die Leute sonst vielleicht nicht geäußert hätten. Nachdem die Frau fertig war, erwiderte Damaras: »Nun, Sie gehören nicht derselben Ethnie an wie viele andere Menschen in New York, und die gelebten Erfahrungen anderer unterscheiden sich vielleicht von Ihren. Ihre Perspektive mag in Ihren Kreisen stimmen, in anderen eventuell nicht. Das ist alles.«

Wir gingen nur drei Blocks die Wall Street hinunter und erreichten schon die New Yorker Börse. Dort schilderte Damaras die Arbeit von Abolitionisten wie den Brüdern Arthur und Lewis Tappan, deren Büros direkt hier an der Wall Street lagen. Die Brüder machten ein beachtliches Vermögen mit Seide und nutzten es, um die Befürworter der Sklaverei in New York zu unterstützen. Ihre Bemühungen schürten den Hass von Amerikanern im Norden und Süden, die die Sklaverei befürworteten. So plünderte beispielsweise 1834 ein Mob das Wohnhaus von Lewis Tappan und verbrannte sein Eigentum auf der Straße.³¹

Damaras erzählte uns, dass New Yorker Abolitionisten, um nicht aufzufallen, verschlüsselt miteinander kommunizierten. »Hallo, guten Morgen, wie geht es Ihnen? Hören Sie, ich habe um drei Uhr nachmittags ein Paket für Sie, das über die Süd-strecke kommt. Meiden Sie nur die Amseln. Die werden gegen Mittag unterwegs sein«, sagte Damaras und ahmte damit eine codierte Unterhaltung nach, wie sie zwischen zwei Sklavereige-gnern in der Stadt stattgefunden haben könnte. Ira Berlin schreibt in seinem Buch *Long Emancipation: The Demise of Slavery in the United States*, dass Sklavenjäger und -kidnapper, die man tatsächlich »Blackbirders« nannte, sich in Städten des Nordens zusammentaten und in dem zunehmend lukrativen Geschäft tätig waren.³² Ein Abolitionist berichtete, dass New York City zu einem regelrechten »Jagdrevier für Sklavenhalter« wurde.

Damaras zeigte auf eines der Gebäude hinter uns und erklärte, dass, bevor es eine Bank von J.P. Morgan wurde, sich darin ein Oyster House befand. Das Austernlokal gehörte einem freien Schwarzen namens Thomas Downing. Der war an der Ostküste Virginias aufgewachsen, nachdem seine versklavten Eltern freige-lassen worden waren. Schon in seiner Kindheit hatte er Austern gesammelt. Später zog er nach Philadelphia, wo er einige Jahre in

einer Austernbar arbeitete. In New York eröffnete Downing sein eigenes Lokal, das er passend Thomas Downing's Oyster House nannte. Es wurde häufig von reichen weißen Bankern und Kaufleuten frequentiert. Während sein Geschäft mit den Austern florierete, benutzte Downing das Restaurant, um seine andere Tätigkeit zu tarnen. »Während er oben dinierte und mit den Gästen plauderte«, erzählte Damaras, »versteckte sein Sohn George eine Etage tiefer Menschen in Kisten und Schränken.«

Obwohl New York die Sklaverei 1827 komplett und offiziell abgeschafft hatte, durchstreiften Sklavenfänger trotzdem noch die Straßen und hielten nach geflohenen Sklaven – oder sogar freien Schwarzen Menschen – Ausschau, um diese zu fangen und in den Süden zu verschleppen.* Diese Sklavenjäger machten wenig Unterschiede zwischen frei geborenen und geflüchteten Schwarzen Menschen. Eltern machten sich schreckliche Sorgen um ihre Kinder, und das zu Recht. So wurde in den 1830er-Jahren ein siebenjähriger Schwarzer Junge »auf Verdacht, ein Entfloherer zu sein, aus der Schule verschleppt«.³³

Im 19. Jahrhundert lebten Schwarze Menschen in Angst, dass jeden Moment ein Sklavenfänger sie oder ihre Kinder schnappen könnte. Und zwar unabhängig von ihrem Status oder ihrer gesellschaftlichen Stellung. Im 21. Jahrhundert leben Schwarze Menschen in Angst, dass jeden Moment die Polizei sie gegen eine Wand stoßen könnte oder Schlimmeres. Und zwar unabhängig davon, ob es außer ihrer Hautfarbe irgendeinen vorge-täuschten Verdacht gibt.

* 1799 begann der Staat mit »schrittweiser Freilassung«. Das Gesetz Act for the Gradual Abolition of Slavery von 1799 legte fest, dass das Kind einer versklavten Frau frei sein sollte, allerdings erst in seinen Zwanzigern – 28 galt für Männer, 25 für Frauen. Auf diese Weise konnten Sklavenhalter die produktivsten Arbeitsjahre einer Person in Form von »Vertragsknechtschaft« noch ausnutzen.

Downings Geschichte ist wichtig, weil die Folklore rund um die Underground Railroad oft die Rolle wohlwollender weißer Menschen übertreibt, während die beteiligter Schwarzer Menschen unterschätzt, wenn nicht sogar ganz unterschlagen wird. Dabei waren Schwarze, sowohl freie als auch versklavte, von zentraler Bedeutung für die Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei. Zeitungen mit Sitz in New York, wie zum Beispiel *The Colored American*, *Freedom's Journal*, *The Ram's Horn* und *The Rights of All*, verstärkten die Stimmen Schwarzer Abolitionisten und ihrer Verbündeten. Leute wie James W.C. Pennington, David Ruggles, Henry Highland Garnet und Thomas Downing setzten ihr Leben jedes Mal aufs Spiel, wenn sie sich laut gegen die Sklaverei aussprachen oder einen Geflüchteten aufnahmen. Von Schwarzen geführte Organisationen wie das New York Committee of Vigilance kamen zusammen, um Geflüchtete und Schwarze New Yorker vor der allgegenwärtigen Gefahr von Sklavenfängern zu schützen. Die Historikerin Manisha Sinha schreibt dazu: »New Yorks schwarze Abolitionisten erhielten den Impuls gegen die Sklaverei lebendig, als er unter weißen Amerikanern verkümmerte.«³⁴

Ich erinnere mich, als Kind – manchmal implizit, oft jedoch explizit – gelernt zu haben, dass Abolitionisten Menschen waren, die sowohl die Sklaverei beenden als auch gleiche Rechte für die ehemals Versklavten wollten. Als ich älter wurde, begriff ich, dass die Story nicht so sauber abgrenzbar ist. Es gab sicherlich solche wie die Brüder Tappan, die daran glaubten, die Sklaverei zu beenden und für die Rechte Schwarzer einzutreten. Doch für viele gingen die Ziele der Antisklaverei und des Antirassismus nicht Hand in Hand. Die American Colonization Society (ACS) beispielsweise wollte Schwarze Menschen leibhaftig loswerden und nach Afrika schicken. Bei ihrer alljährlichen Ver-

sammlung im Jahr 1823 rechnete der ACS vor, dass, wenn pro Jahr dreißigtausend Schwarze Menschen außer Landes geschafft würden, die Vereinigten Staaten ihre afroamerikanische Bevölkerung vollständig loswürde.³⁵ 1829 kam die New Yorker Sektion der ACS zu dem Schluss, dass die Verbringung der Schwarzen Menschen aus den USA eine effektive Möglichkeit wäre, das Land von »degradierter Bevölkerung« zu säubern.³⁶

Andere wollten die Sklaverei als Institution abschaffen und waren offen für den Verbleib Schwarzer Menschen unter der Bedingung, das rassistische Kastensystem zu erhalten. Auf der Constitutional Convention des Bundesstaats New York von 1821 erklärte der republikanische Delegierte Peter Livingston den anderen Delegierten: »Wenn sie euren politischen Institutionen gefährlich werden könnten, dann gebt ihnen keine Waffe in die Hand, um euch zu zerstören.«³⁷ Was Livingston damit meinte, war, dass die Schwarzen New Yorker die Freiheit von der Sklaverei genießen könnten, aber nicht das Wahlrecht bekommen sollten. Die Versammlung gewährte schließlich allen weißen Männern das Wahlrecht, während Schwarze Männer mindestens zweihundertfünfzig Dollar besitzen mussten, wohl wissend, dass nur sehr wenige diese Bedingung erfüllen konnten. Die nach dieser Convention in Kraft getretenen Gesetze sollten das Leben Schwarzer New Yorker für Jahrzehnte prägen. Der Historiker Patrick Rael schreibt dazu: »Das Gesetz spiegelte nicht nur populäre Ansichten wider, sondern verstärkte sie, indem es der Rasse eine neue explanative Macht verlieh. Es wurde unnötig zu begründen, warum schwarze Menschen tiefergestellt waren; Schwarzsein an sich wurde zum hinreichenden Grund, um von Minderwertigkeit auszugehen.«³⁸

Schwarze Abolitionisten sprachen sich gegen beides aus: Sklaverei im Süden und virulenten Rassismus in den eigenen Rei-

hen. Sie begriffen, dass eine erfolgreiche Bewegung zur Abschaffung nicht bloß gegen die Sklaverei sein durfte, sondern auf den Prinzipien gegen Rassismus gründen musste.



Der Weg von der Börse zum African Burial Ground – der nächsten Station unserer Tour – umfasste ungefähr fünfzehn Blocks, gerade den Broadway hinauf. Unterwegs begann ich ein Gespräch mit Pierre, einem jungen Mann Anfang zwanzig, der aus Hamburg angereist war. Pierre war groß, schlaksig und blond, sprach mit sanfter Stimme und starkem Akzent. Wir unterhielten uns über unsere Lieblingsspieler in der Fußballbundesliga. Er beklagte, dass die Mannschaft seiner Heimatstadt es nie an die Spitze zu schaffen schien. Vor allem nicht gegen den immer starken FC Bayern. Ich fragte ihn, ob man in Deutschland etwas über die Sklaverei in Amerika erfahre. »Ein klein wenig in der Schule«, sagte er. »Normalerweise sehen wir es in Filmen wie *12 Years a Slave*.«

»Aber ausführlich beschäftigt man sich nie damit?«, fragte ich.

»Es gibt in der Schule ein Jahr, in dem wir uns mit der Geschichte Amerikas beschäftigen«, sagte er. »Aber nicht so wie ...« Pierre deutete mit dem Kopf in Damaras Richtung. Offenbar verglich er das, was er in der Schule mitbekommen hatte, mit dem, was er bei dieser Führung lernte.

Pierres Englisch war ausgezeichnet, wenn er es auch nicht fließend beherrschte. Er meinte, dass er im Rahmen der Tour viel Neues erfuhr, selbst wenn er nicht alle Einzelheiten verstand. Es war sein erster Besuch in den USA, und er staunte darüber, dass es hier heute noch so schlecht um die Gleichberechtigung stand. Er berichtete von einem Gespräch mit einem Schwarzen Amerikaner, der ihm erklärt hatte, Rassismus sei immer noch

ein großes Problem. »Ich war ein bisschen geschockt«, sagte er, »denn von vielen Leuten heißt es: ›Nein, hier ist es prima.« Pierre fuhr fort: »Bisher hatte ich das so im Kopf und hörte oft den Satz: ›Das kann hier jeder, den American Dream leben.« Als sei die Herkunft gar kein Problem.« Zwischendurch suchte er nach den richtigen Worten. »Es ist doch ein Land, wo man sich seine Träume ausmalen und sie verwirklichen kann.« Der Verkehr um uns herum wurde ohrenbetäubend. Krankenwagen, Polizeiautos und Feuerwehrsirenen schienen aus allen Richtungen zu kommen.

»Du willst einen Job, dann kriegt den ein Weißer, du nicht. Immer musst du dich fragen: ›Liegt es an meiner Hautfarbe?‹ ...« Er verstummte. »Ich kann mir das gar nicht vorstellen.« Pierre wandte sich mit einer Frage an mich: »Was denken Sie? – Was ist das wahre Problem? Warum ändert es sich nicht?«

Ich überlegte kurz und antwortete dann: »Ich denke, ein Teil des Problems ist die fehlende Bereitschaft anzuerkennen, dass es ein Problem gibt.«

»Fehlende Bereitschaft?«

»Genau.« Ich überlegte, wie ich das besser erklären konnte. »Leute wollen nicht einsehen, dass es überhaupt ein Problem gibt.«

Pierre nickte.

Wir liefen weiter den Broadway hinauf, bis wir rechts in die Duane Street abbogen. Auf der Mitte des Häuserblocks blieb Damaras stehen, lächelte uns an und holte tief Luft. Hinter ihr befand sich das African Burial Ground National Monument. An diesem Ort liegen die sterblichen Überreste von vierhundertneunzehn freien und versklavten Menschen afrikanischer Herkunft, die im 17. und 18. Jahrhundert hier begraben worden waren.

1697 führte New York City eine »Begräbnis-Apartheid« ein, die Schwarzen Menschen verbot, ihre Angehörigen auf Friedhöfen in Lower Manhattan zu beerdigen.³⁹ Die Schwarze Gemeinde, ob frei oder versklavt, war gezwungen, ihre Toten auf einem trostlosen Stück Land außerhalb der Stadtgrenzen zu bestatten. Historiker schätzen, dass dieser Friedhof von Mitte der 1690er-Jahre bis 1795 genutzt wurde und die sterblichen Überreste von zehn- bis zwanzigtausend freien und versklavten Schwarzen Menschen enthielt.⁴⁰ Damit ist er die früheste und größte afrikanische Begräbnisstätte des Landes. Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Friedhof geschlossen. Während die Stadt wuchs, Straßen gepflastert und Gebäude errichtet wurden, verschwand die Begräbnisstätte größtenteils aus der allgemeinen Erinnerung.

Im Jahr 1990 plante die Bundesregierung, ein neues, zweihundertsechundsiebzig Millionen Dollar teures vierunddreißigstöckiges Bürogebäude an diesem vergessenen Ort zu errichten. Aufgrund eines Bundesgesetzes hatte die Regierung archäologische und ökologische Folgen des Projekts vorab zu prüfen. Eine dafür engagierte Firma fand heraus, dass der geplante Bauplatz der African Burial Ground gewesen war. Allerdings vermutete man, dass eventuelle Reste davon durch die Bautätigkeit von zwei Jahrhunderten wahrscheinlich bereits zerstört wären. Die Möglichkeit, dass es noch irgendwelche Spuren geben könnte, zwang die Regierung jedoch, danach zu suchen. Zunächst fand man gut neun Meter unter dem Straßenniveau der Stadt ein paar menschliche Knochen. Dann Dutzende. Und schließlich grub man die intakten Skelette Hunderter Männer, Frauen und Kinder aus, die verteilt auf dem ehemals knapp 2,5 Hektar großen Friedhof lagen.⁴¹ »Fast unser ganzes Land ist eine Begräbnisstätte.« Damaras breitete bei diesen Worten die

Arme aus. »Reist in jeden beliebigen Bundesstaat, und ihr werdet sterbliche Überreste von Menschen finden, die schon hier gewesen sind, bevor man das Amerika nannte.«

Nachdem die Schwarze Community sich über fehlende Sorgfalt bei der Exhumierung beschwert hatte, wurden die sterblichen Überreste schließlich zum W. Montague Cobb Research Laboratory der Howard University gebracht und eingehend untersucht. Wissenschaftler fanden heraus, dass knapp die Hälfte der Verstorbenen weniger als zwölf Jahre alt gewesen war. Damaras runzelte die Stirn, presste ihre Lippen zusammen und holte tief Luft. Dann schloss sie kurz die Augen, wie um sich zu fassen. »Es gibt andere Guides bei uns, die von den Kindern erzählen. Mir geht das viel zu nahe«, erklärte sie. Denn die Kindersterblichkeit in der Kolonie war hoch, und Kindsmord – ob durch die Sklavenhalter oder die Mütter – war eine übliche Praxis.⁴² »Ich will euch nur sagen, dass viele versklavte Kinder nicht gestillt werden durften«, erzählte Damaras. Einige Mütter waren verpflichtet, als Ammen weiße Kinder zu stillen, andere hinderte man am Stillen, weil sie ununterbrochen arbeiten sollten. Damaras berichtete uns auch von den Schädigungen, die die Wissenschaftler an den Körpern der jungen Menschen diagnostizierten. Darunter waren Fälle von Arthrose, die man normalerweise erst jenseits der fünfzig bekommt. Doch hier stellte man sie an den Knochen von Sechzehnjährigen fest. Ganz kurz wirkte Damaras, als würde sie die Fassung verlieren, doch dann fing sie sich wieder.

Der Historiker Christopher Moore – ein Nachfahre von Groot Manuel (oder Big Manuel), einem der ersten elf versklavten Afrikaner, die man nach New York City gebracht hatte – schrieb, diejenigen, die ihre Angehörigen auf diesem Friedhof begruben, hätten ihr Bestes gegeben, um dabei traditionellen

Riten zu folgen. Allerdings waren sie durch strenge gesetzliche Restriktionen eingeschränkt, die damals den Alltag und die Bewegungsfreiheit Schwarzer Menschen bestimmten. So durften nicht mehr als zwölf Personen auf einmal an einem Trauerzug oder einer Zeremonie am Grab teilnehmen. Auch durften die Bestattungen nicht abends stattfinden, obwohl das ein üblicher Bestandteil vieler afrikanischer Begräbnispraktiken ist. Versklavte Schwarze Menschen benötigten zudem eine schriftliche Erlaubnis, wenn sie sich mehr als eine Meile von ihrem Zuhause entfernten. Doch die Entfernung zwischen ihrem Zuhause und dem Friedhof war oft größer.⁴³

Und das Leid endete nicht unbedingt mit der Bestattung eines Menschen, sondern ging noch über dessen Tod hinaus. So war es nicht unüblich, dass einheimische Ärzte und Medizinstudenten gesetzwidrig Leichen auf dem Friedhof wieder ausgruben, um sie zum Sezieren und Experimentieren zu benutzen.⁴⁴

Im Jahr 2003 wurden die sterblichen Überreste vom African Burial Ground nach ihrer Untersuchung an der Howard University in einer feierlichen Zeremonie zurück nach New York gebracht. Die Knochen jeder der vierhundertneunzehn Personen befanden sich in jeweils handgeschnitzten Särgen, die in Ghana angefertigt worden waren. Man teilte sie auf sieben Sarkophage auf – die zusammen mit knapp achttausend handgeschriebenen Briefen »von den Lebenden an die afrikanischen Ahnen« – in die Erde gesenkt und mit sieben Grabhügeln markiert wurden.⁴⁵ Der Ort wurde 1993 zur National Historic Landmark und 2006 von Präsident George W. Bush zum National Monument erklärt.

Die Entdeckung des African Burial Ground war von entscheidender Bedeutung, damit New York sich ehrlicher mit

seiner Geschichte auseinandersetzte – und seiner Sklavenhalter-Vergangenheit nicht auswich. Gemäß einem Artikel in der Zeitschrift *Archaeology* aus dem Jahr 1993 stellte der Fund »die allgemein verbreitete Überzeugung infrage, dass es im kolonialen New York keine Sklaverei gegeben habe«.46 Ich blickte auf die Grabhügel hinter Damaras, die sich wie Wellen erhoben, und musste an all das denken, was dort unter Gras, Erde und Stein lag – an die Geschichte und die Geschichten. Hätte das Bundesgesetz nicht die Untersuchung des Geländes vor Baubeginn vorgeschrieben, dann wäre diese Begräbnisstätte vielleicht unter dem Pflaster vergessen geblieben bzw. im Schatten von Wolkenkratzern verloren gewesen. Unwillkürlich fragte ich mich, wie viele weitere vergessene Gedenkstätten es überall im Land noch geben mochte.

»Ich möchte meine Führung hier beenden«, sagte Damaras. »Ich danke euch dafür, dass ihr das Unbehagen mit mir geteilt habt.« Sie sah jeden Einzelnen von uns an, hob und senkte ihre verschränkten Hände mit jedem Wort, um das Gesagte zu betonen. »Wenn ich euch noch irgendwas mitgeben kann, dann: Stellt alles infrage. Mich, alles, was ihr lest, alles, was ihr hört. Fakt – check, Fakt – check, Fakt – check.« Sie löste ihre Hände und wischte sie aneinander ab. »Glaubt nichts, was sich nach Wohlbehagen anfühlt.«



Bevor ich aufbrechen musste, um meinen Zug zu erwischen, fragte ich Damaras, ob ich noch irgendeinen Ort in der Stadt besuchen sollte.

»Central Park«, sagte sie. »Der Central Park wurde auf Seneca Village errichtet, der [im 19. Jahrhundert] ein Viertel für freie Schwarze Menschen war. Das war ihre Siedlung. Es war ihr Ter-

ritorium«, erklärte sie mir. »Ich glaube, das wissen nicht viele Leute. Also besucht man den Central Park – der einer der meistbesuchten Orte der USA ist – und die Leute wissen nicht, dass sie auf diesen Überresten sitzen.«

Ein paar Wochen später machte ich mich auf den Weg zur Ecke West 85th Street und Central Park West. Es war bitterkalt und der Himmel ein einziges schimmerndes Wintergrau. Aus einem mit orange-weiß gestreiften Brettern abgesicherten Kanalschacht drang weißer Dampf. Rote Doppeldeckerbusse bogen in großem Bogen links ab, gelbe Taxis nahmen die Kurve enger. An einer Straßenseite befanden sich Wohnungen im Wert von jeweils drei bis vier Millionen Dollar, auf der anderen Seite lag der Eingang der Upper West Side zum Central Park. Ich betrat den Park und spazierte den asphaltierten Weg hinauf. Zwei Blauhäher jagten sich durchs kahle Geäst eines Baums und versteckten sich hinter dem dicken Stamm voreinander. Spatzen suchten auf der trockenen, kalten Erde nach Futter. Eine immer wieder unterbrochene Prozession von Menschen führte ihre Hunde auf den sich kreuzenden Wegen spazieren – Collies, Retriever, Möpse und Pudel zerrten an ihren Leinen. Eltern schoben ihre warm eingepackten Babys in Kinderwagen herum, und Radfahrer rasten die Hauptstraße des Parks entlang, sodass der Wind hörbar an ihnen entlangpiff.

Ich kam zu einem dreiteiligen Infostand, wo ich erfuhr, dass ich mich gerade mitten im ehemaligen Seneca Village befand. Diese unabhängige schwarze Gemeinde hatte zwischen 1825 und 1857 existiert. Im Jahr 1855 hatte das Dorf etwa zweihundertfünfundzwanzig Einwohner, von denen zwei Drittel Schwarz waren; ein Drittel machten irische Einwanderer aus, während eine kleine Gruppe deutscher Abstammung war. Kirchenbücher lassen darauf schließen, dass die Gemeinschaft friedlich zusam-

menlebte.⁴⁷ Schwarze und weiße Familien nahmen gemeinsam an Taufen teil, man wurde nebeneinander auf demselben Friedhof begraben und es gab gemischte Ehen. Von historischer Bedeutung war nicht nur, dass in Seneca Village Schwarze Menschen frei leben und die Gemeinschaft schließlich sogar friedlich integriert wurde, sondern vor allem, dass viele der Schwarzen Einwohner über Grundbesitz verfügten. Das gab ihnen Stabilität, eine gewisse ökonomische Sicherheit und laut einem Gesetz, das 1821 von der Constitutional Convention verabschiedet worden war, das Recht zu wählen.

Das Dorf entstand, nachdem ein weißes Ehepaar, John und Elizabeth Whitehead, die beträchtlich viel Land in der Gegend besaßen, den Grund aufgeteilt und in zweihundert Parzellen verkauft hatten. Schwarze New Yorker, die der Enge der Stadt und dem alltäglichen Rassismus entgehen wollten, ergriffen die Chance, kleine Parzellen zu erwerben und eine Community zu gründen. Als Erstes verkauften die Whiteheads an den fünfundzwanzigjährigen Schuhputzer Andrew Williams, der drei Grundstücke für hundertfünfundzwanzig Dollar erstand. Am selben Tag erwarb Epiphany Davis als Treuhänder der African Methodist Episcopal Zion Church ein Dutzend Parzellen für insgesamt fünfhundertachtundsiebzig Dollar.⁴⁸ Im Lauf des nächsten Jahrzehnts und danach bauten Schwarze Familien Häuser, legten Gärten an, errichteten Kirchen sowie eine Schule. Bis in die 1850er-Jahre hatten sie ein blühendes Gemeinwesen geschaffen, das sich von der heutigen 82nd Street bis zur 89th Street und von der Central Park West bis zur Seventh Avenue erstreckte. Die Familien, die in dieses Dorf zogen, wussten, dass Grundbesitz der Schlüssel zu Wahlrecht und politischem Einfluss war. 1850 gab es in New York City einundsiebzig Schwarze Menschen, die Grund und Boden besaßen; jeder fünfte von ihnen lebte in Seneca Village.⁴⁹

Doch bis Mitte der 1850er-Jahre dehnte die Stadt sich immer weiter Richtung Norden aus und das Land, auf dem das Dorf sich befand, wurde immer wertvoller. Laut Cynthia Copeland, die im Bereich Public History forscht, glaubten reiche New Yorker, die nach Europa gereist waren und Orte wie die Champs-Élysées in Paris und die Kensington Gardens in London gesehen hatten, dass New York etwas Ähnliches haben sollte.⁵⁰ Für viele war das Land von Wert, die Menschen, die darauf lebten, waren es nicht. In einem Artikel der *New-York Daily Times*, aus der später die *New York Times* werden sollte, vom 9. Juli 1856 wurde die Siedlung »Nigger Village« genannt.⁵¹ Schon 1855 nutzte Mayor Fernando Wood, derselbe Bürgermeister, der später darauf drängte, dass New York City sich von der Union abspaltete, seine Macht, um das Dorf zu enteignen und in den Besitz der Stadt zu bringen. Alle Bewohner wurden vertrieben, genau wie mehr als tausend andere Menschen, darunter Farmer und illegale Siedler, die auf dem Gebiet des späteren Central Park gewohnt hatten. Auch wenn viele Bewohner sich anfangs widersetzen und nicht bereit waren, ihr über Jahre aufgebautes Zuhause gegen eine in ihren Augen klägliche Abfindung aufzugeben, wurden die Menschen im Herbst 1857 aus Seneca Village vertrieben. In einem weiteren Artikel der *New-York Daily Times* heißt es etwa zehn Jahre später über die Ereignisse: »Die Vorherrschaft des Gesetzes wurde mit Polizeiknüppeln und vielen gebrochenen Schädeln und blutenden Augen durchgesetzt. Dann nahmen die Hilfskräfte der Parkingenieure und Landvermesser die Arbeit auf.«⁵²

Es existieren keine Fotos von Seneca Village. Was Historiker sich vorstellen, beruht auf Vermutungen anhand kleiner Beweisstücke, die man im Laufe der Jahre entdeckte. Als ich mich umsehe, fällt mein Blick im Umkreis von dreißig Metern um

die Informationstafeln auf zwei Spielplätze. Auf einer Schaukel links von mir schwingt ein kleines Mädchen die Beine in den Himmel und ruft ihrem Vater zu, er solle schauen, wie hoch sie schaukelt. Da muss ich an die Familien denken, die vor fast zweihundert Jahren begonnen hatten, sich ein Leben auf diesem Stück Land aufzubauen, und wie abrupt und kaltschnäuzig es ihnen genommen worden war. Etwa fünfzehn Meter von dort, wo ich mich befand, hatte einst eine der Kirchen von Seneca Village gestanden. Ich schloss die Augen und stellte mir die Lieder vor, die aus einem Gebäude erschallten, das man abgerissen und durch Eichen und sanfte Hügel ersetzt hatte. Ich musste an die Wohnhäuser denken, die auf diesem Stück Land gestanden hatten, und drehte mich zu den Apartments um, die Millionen Dollar kosten. Als ich noch ein paar Minuten weiter in den Park hineinging, kam ich zum Great Lawn, der gut zweiundzwanzig Hektar großen Rasenfläche, auf der im Sommer gepicknickt, Baseball und Frisbee gespielt wird und wo Konzerte stattfinden. Dieser Raum existierte nur, weil vor einigen Generationen Hunderte Schwarze Menschen gewaltsam aus ihren Häusern vertrieben wurden.

Als ich den Park verließ und wieder auf der Straße stand, umgab mich der vertraute Großstadtlärm. So oft war ich schon quer durch diese Stadt gelaufen, doch nun entwirrte sich überall um mich herum ihre bisher unerzählte Geschichte. Jede Ecke warf einen Schatten dessen, was früher dort gewesen war. New York war insofern – und wie auch Damaras bestätigt hatte – einzigartig, als es sich mir präsentiert hatte, als wäre es seiner Zeit voraus gewesen. Die Geschichte des gesellschaftlichen Pluralismus war nur die halbe Wahrheit. Wirtschaftlich profitierte New York von der Sklaverei und die ganz greifbare Geschichte der Versklavung – das Blut, die Körper und die von

ihnen errichteten Bauwerke – hat sich tief in den Erdboden dieser Stadt eingegraben.



Im Mai 2019 wurde ein neues Museum auf Liberty Island eröffnet, das eine neue Interpretation zum Ursprung der Freiheitsstatue vorlegt. Nämlich dass sie »auch und zum Teil dazu gedacht war, die Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten zu feiern«. ⁵³

Nach der flughafenähnlichen Sicherheitskontrolle im Hafenterminal ging ich an Bord der Fähre und schaukelte in Richtung der Insel, wo das Denkmal seit über hundertdreißig Jahren steht. Es war zwanzig Jahre her, dass ich der Statue of Liberty einen Besuch abgestattet hatte, und als das Boot sich Liberty Island näherte, staunte ich über ihre schiere Größe. Schnell wurde mir klar, dass keine Plastiknachbildung und kein Foto vermitteln können, wie riesig die Statue ist – zum Zeitpunkt ihrer Entstehung war es die größte der Welt. Auch die Details waren aufwendiger, als ich sie in Erinnerung gehabt hatte: die Falten ihres Kleids, das an einer Schulter gerafft ist, und wie der Ärmel am ausgestreckten Arm zurückrutscht; die einzelnen Strähnen und Wellen in ihrem Haar, die Form der Muskeln ihrer Arme. Dass die Krone wie eine halbe Sonne auf ihrem Haupt sitzt, sodass die Strahlen in den Himmel zeigen. Genauso wenig war mir beim letzten Mal die goldene Flamme ihrer Fackel aufgefallen. Das Bild war mir einerseits vertraut und erschien mir andererseits doch so ungemein neu.

In der meisten Zeit meines Lebens war die Freiheitsstatue eines von mehreren Objekten amerikanischer Ikonografie gewesen, die allesamt Denkmäler einer Idee darstellten, die sich nie verwirklicht hatte. Ich vermute, dass viele Schwarze Ameri-

kaner dieses Gefühl hinsichtlich historischer Dinge haben, die ein Ideal der US-Geschichte verkörpern. Was ist die Unabhängigkeitserklärung, außer ein Pergament mit Halbwahrheiten und Widersprüchen? Was ist ein Denkmal für den Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, wenn dort nicht steht, wer danach weiter in Ketten gehalten wurde? Die Freiheitsstatue ist eine Erweiterung einer Tradition, die die Widersprüche im Versprechen Amerikas zu verkörpern scheint. Und sie ist eine Erinnerung daran, dass seine Versprechen nicht immer auch für uns galten. Der Erzähler in der Kurzgeschichte »This Morning, This Evening, So Soon« von James Baldwin aus dem Jahr 1960 drückt es so aus: »Ich würde nie erfahren, was diese Statue anderen bedeutete, für mich war sie immer ein hässlicher Witz gewesen.«⁵⁴

Die weit verbreitete Geschichte, wonach die Statue neue Immigranten an Amerikas Ufern willkommen heißt, war nie Teil ihrer ursprünglichen Bedeutung. Und die Vorstellung, sie sei dazu gedacht gewesen, das Versprechen Amerikas zu feiern, ist auch nur ein Teil der Wahrheit.

Der Mann, der die Idee zur Statue of Liberty hatte, Édouard René de Laboulaye, war ein französischer Juraprofessor und Experte für die amerikanische Verfassung sowie glühender Abolitionist. Nach Ende des Sezessionskriegs und nachdem die Sklaverei mit dem 13. Verfassungszusatz abgeschafft worden war, schlug Laboulaye vor, dass Frankreich den Vereinigten Staaten ein Geschenk machen sollte. Ein Geschenk, das einerseits ihre Allianz bestärkte und andererseits, wie es im Museum heißt, die Sache der Freiheit emporhob, die sich in der Sklavenbefreiung manifestiert hatte. Aufgrund von Laboulayes Hass auf die Sklaverei glauben zahlreiche Historiker, dass die Abschaffung der Sklaverei eine treibende Kraft bei dem Projekt darstellte (auch wenn es keine Aufzeichnung einer expliziten dahin gehenden Äußerung

gibt). »Eine der ersten Bedeutungen [der Statue] hatte mit der Abolition zu tun, aber diese Bedeutung blieb nicht im Gedächtnis«, sagte Edward Berenson, Historiker und Autor des Buchs *The Statue of Liberty: A Transatlantic Story*, 2019 in einem Interview.⁵⁵

Als Laboulaye Freunden in Frankreich seine Idee vortrug, von der er hoffte, sie würde auch der Demokratiebewegung in Frankreich Kraft verleihen, weckte er das Interesse des Bildhauers Frédéric-Auguste Bartholdi. Dieser besuchte 1871 die Vereinigten Staaten, reiste dabei von einer Küste zur anderen und diskutierte das potenzielle Projekt mit führenden Amerikanern. Darunter war auch der ehemalige Nordstaatengeneral und damalige US-Präsident Ulysses S. Grant. Bei einem frühen Modell der Freiheitsstatue, das den Titel »Liberty Enlightening the World« (*Freiheit, die die Welt erleuchtet*) trug, war die Haltung der Figur schon ähnlich. Nur hielt sie in ihrer Linken ein Paar zerbrochener Fußschellen – die wohl die Abschaffung der Sklaverei symbolisieren sollten – anstelle der Tafel, die wir heute kennen. Als die endgültige Version der Statue 1886 in Amerika eintraf, befanden sich die Fesseln nicht mehr in der Hand von Miss Liberty, sondern es lagen nur noch kleine Stücke zerbrochener Ketten, weniger auffällig, zu ihren Füßen und wurden teilweise von ihrer Robe verdeckt.

Im Museum sah ich einen kurzen Film über die Geschichte der Statue. Innerhalb der ersten Minute wurde eine klare Verbindung zwischen der Idee zur Statue und Laboulayes Abolitionismus hergestellt. Ebenfalls im Museum vermittelten mehrere Exponate die Widersprüchlichkeiten dessen, was das Denkmal repräsentierte. So konstatierte das Museum explizit, dass für viele Gruppen – Schwarze Menschen, Frauen, chinesische und zahlreiche andere Immigranten – die Fackel der Freiheit

nicht leuchtete. Ich stieß auf den Ausschnitt eines Leitartikels, der 1886 in der Schwarzen Zeitung *Cleveland Gazette* erschienen war. Darin heißt es: »Stoßt die Bartholdi-Statue mit Fackel und allem ins Meer, bis die ›Freiheit‹ dieses Landes für den farbigen Mann [existiert].«

Ich hatte vorher noch nie gehört, dass es einen Bezug zwischen der Statue und der Sklavenbefreiung geben könnte, und ich konnte mich auch nicht erinnern, die Ketten je auf Fotos oder Nachbildungen des Denkmals gesehen zu haben. Ich suchte einen Park Ranger, der mir vielleicht erklären konnte, wie der National Park Service den Besucherinnen und Besuchern diese Geschichte vermittelte.

Ich wollte bestätigt hören, ob Laboulaye *explizit* geäußert hatte, dass die Statue die Abschaffung der Sklaverei feiern sollte. Der Ranger drückte sich sehr vorsichtig aus. Aber er erinnerte mich daran, dass Laboulaye jedermann als leidenschaftlicher Abolitionist bekannt war, es aber einen legitimen Grund gab, die Statue in einem breiteren, weniger ideologischen Kontext zu präsentieren: Während Laboulaye damit betraut war, Geld für den Bau der Statue aufzutreiben, sammelten seine Partner in den Vereinigten Staaten Geld für den Sockel. Wäre bei der Geschichte hinter der Statue die Sklavenbefreiung in den Mittelpunkt gestellt worden, hätte das, vermutete der Ranger, nur wenige Jahre nach Abschaffung der Sklaverei in den USA, das Fundraising deutlich erschwert. Stattdessen die starke Freundschaft zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten ins Zentrum zu rücken, das machte die Sache attraktiver für Leute, die Geld hatten und oft gegen Freiheit für Schwarze Menschen eingestellt waren.

Einige Historiker denken, es gebe nicht genügend Belege für eine derartige Behauptung, doch Alan Kraut, der den Vorsitz

des Historikerkomitees für die Ausstellungen innehat, scheint die Meinung des Rangers zu teilen: »Es steht außer Frage, dass das Verhältnis zwischen Norden und Süden in den 1870er- und 1880er-Jahren massiv angespannt war. Der Ranger hat recht, wenn er sagt, dass ein sehr deutlicher Bezug zwischen der Statue und dem Ausgang des Sezessionskriegs das Fundraising im Süden erschwert hätte. Aber es gibt wenig Zweifel daran, dass Laboulaye das Geschenk als Ausdruck seiner eigenen abolitionistischen Gesinnung betrachtete. Er war Präsident der französischen Gesellschaft gegen die Sklaverei.«⁵⁶

Am Ende stimmte Laboulaye einem allgemeineren, weniger konfrontativen Entwurf zu.

Ich dankte dem Ranger für unseren kurzen Austausch und machte mich auf den Weg hinaus, zur Statue. Dutzende Sprachen mischten sich in der frischen Nachmittagsluft auf der Insel. Ich spazierte an die Wasserkante vor der Statue und blickte hinauf. Als kleine Punkte konnte ich Menschen auf dem Sockel herumgehen sehen, was mir ein neues Gefühl für die Dimension der Statue gab. Allerdings konnte ich von hier weder die Füße der Statue noch die Ketten daneben sehen. Als ich den Sockel rundherum betrachtete, konnte ich tatsächlich keinen Ort entdecken, von dem aus man die Ketten sehen könnte. Sie wurden nicht nur teilweise durch ihre Robe verdeckt, sondern waren anscheinend für jeden verborgen, der die Statue nicht von einem Hubschrauber aus betrachtete. Mit Blick auf die Tafel in Lady Libertys linker Hand überlegte ich, wie anders die Statue geworden wäre, in ihrer Gestalt und ihrer Symbolik, wenn sie stattdessen zerbrochene Fesseln in der Hand trüge.

Bevor der Park schloss, gab es nur noch wenige Bootsverbindungen. Also machte ich mich auf den Weg zum Anleger und ging an Bord der nächsten Fähre. Ich setzte mich aufs Oberdeck

an ein Fenster. Als das Boot ablegte, spähte ich durch das Glas und warf einen letzten Blick auf die Statue, bevor sie zu einer fernen Silhouette schrumpfen würde. Mein Blick ging zu den Füßen der Lady Liberty, und ich meinte, schwache Konturen zerbrochener Ketten zu erkennen. Aber vielleicht bildete ich mir auch nur ein, sie zu sehen, weil ich nun endlich wusste, dass es sie dort gab.

»Ein Sklave ist schon zu viel«

Gorée Island

An einem milden Herbstmorgen traf ich im Zentrum von Dakar Momar Niang, der mich als Übersetzer nach Gorée Island begleiten würde. Mehr als zehn Jahre zuvor hatte ich diese Insel besucht und das berühmte Wohnhaus am Ufer besichtigt. Für mich ist Erinnerung häufig wie ein Zuhause, in dem die Möbel einmal zu oft umgestellt worden sind. Jahre nach meinem ersten Besuch erinnere ich mich weniger an die Beschaffenheit der Wände in diesem blassrosa Haus, sondern eher daran, wie beengend ich die kleinen Räume empfand. Ich weiß kaum noch, welche Farbe der Himmel an jenem Tag hatte, aber ich erinnere mich, wie das Meer klang, als es die Felsen der steinigen Umrandung der Insel überspülte. Ich weiß nicht mehr genau, was der Tourguide über die Menschen erzählte, die in diesen Räumen festgehalten worden waren, aber ich weiß, dass seine Worte meine Brust mit flüssigem Beton zu füllen schienen.

Momar hat an der Université Cheikh Anta Diop de Dakar studiert, arbeitet jetzt als Journalist und lebt am Stadtrand. Groß und schlank, glitt er mehr, als er ging, ohne Eile und

mit leicht angehobenem Kinn. Das passte zu seinem lässigen Lächeln und geduldigem Wesen. Er hatte keine Glatze, trug sein Haar aber ganz kurz geschoren und dazu einen schmalen Oberlippenbart. Englisch war seine dritte Sprache. Das ist bei vielen Menschen in Dakar der Fall, die primär im einheimischen Wolof und auf Französisch kommunizieren. Er beherrschte es – im Gegensatz zu meinem stümperhaften Französisch – fließend.

Zwar hatte ich an der Schule viele Jahre Französisch gelernt, aber nachdem ich die Sprache zehn Jahre lang kaum benutzt hatte, war sie mir fremd geworden, meine Zunge plagte sich mit der Aussprache. Das Französisch, das im Senegal gesprochen wird, trägt auf jeder Silbe eine Krone aus Wolof. Sätze klingen wie ein Sprachkarussell, die Wörter umschlingen einander, bevor sie wieder auseinanderfliegen. Ich brauchte eine Weile, um mich wieder an die Intimität der Laute dieser Sprache zu gewöhnen. Um mich daran zu erinnern, wie mein Mund sich auf eine Weise kräuseln und dehnen musste, die im Englischen nicht nötig war.

Das Zentrum von Dakar pulsierte vor Geschäftigkeit. Schlenndernde Menschen drängelten sich an staubigen Straßenkreuzungen, während Autos zwischen ihnen durchbrausten und die Szenerie in Auspuffgase hüllten. Gesteckt volle Minibusse schossen präzise um Ecken. Ihre knallbunten Blau-, Gelb-, Orange- und Rottöne verschwammen, wenn sie beschleunigten. Entschlossen marschierten Leute über die Straße, zwischen Taxis und Kleinbussen hindurch, von denen sie annahmen, dass sie anhalten würden. Außer Abgasen lag auch der Duft von Baguettes und gerösteten Nüssen in der Luft und erinnerte meinen Körper daran, dass der Apfel, den ich gefrühstückt hatte, nicht reichte. Jedes Geräusch, jeder Geruch war wie ein Nebel-

schleier, der sich hob, um eine Erinnerung zu offenbaren, die ich vergessen hatte.

Während wir durchs Stadtzentrum liefen, meinte der neun- unddreißig Jahre alte Momar: »Ich war vorher noch nie im Sklavenhaus.« Seine Stimme war rau vom Zigarettenrauch. Ich drehte den Kopf in seine Richtung, als wir an einem Bordstein hielten, bevor wir die Straße überquerten. »Ich glaube, ich fand es beschämend«, fügte er hinzu.

Um auf die Insel Gorée zu kommen, nahmen wir am Ufer von Dakar eine Fähre, mit der wir ein schmales Stück Atlantik überquerten. Die Kreisverkehre nahe beim Hafen wirbelten ununterbrochen. Laute Autohupen bildeten ein Orchester mit dröhnendem Krach. Als wir den Anleger erreichten, betraten wir einen Bereich voller Touristen, Händler und Schulkinder, die den riesigen Raum mit Leben füllten.

Es gab keine freien Sitzplätze mehr, also stellten Momar und ich uns hinten in eine Ecke. Ich kam darauf zurück, was er vorher gesagt hatte. Dass er sich zu sehr geschämt hatte, die Maison des Esclaves, das Sklavenhaus, zu besichtigen.

»Ich weiß nicht genau, warum«, sagte er mit unsicherer Stimme. »Vielleicht fürchtete ich mich vor dem Anblick von Ketten und ihrem Rasseln. Es ist eine so traurige Geschichte. Und nicht hinzugehen, ist für mich vielleicht wie der Versuch, die Geschichte zu vergessen.«

Noch mehr Menschen strömten in den Raum und Momar äußerte einen kontrafaktischen Gedanken: »Manchmal sage ich zu mir selbst: Ich könnte jetzt in Amerika sein ... meine Vorfahren, ich könnte zu denen gehören, die man damals entführt hat.« Ich überlegte, wie eine Familie, durch einen Ozean getrennt, in ihrer Abstammungslinie für immer verändert wäre.

»Das ist eine Sache des Schicksals«, fügte Momar hinzu. »Ich

sehe auch, dass wir eine Verbindung zu Schwarzen Amerikanern haben und dass sie aus Afrika stammen. Und wenn man einen Schwarzen Amerikaner sieht, dessen Vorfahren das Pech hatten, hier in Afrika von einem Slave Master, einem Sklavenjäger, gefangen zu werden, dann sollte man nicht sagen, dass wir Glück hatten. Nein, wir hatten kein Glück. Es ist eine Tragödie. Eine echte Tragödie.«

Obwohl Momar sich bisher nicht dazu hatte durchringen können, das Sklavenhaus zu besichtigen, versicherte er mir, er wüsste, dass er und sein Land sich entschlossen der Geschichte stellen müssten, die es erzählt. »Wir sollten nicht davor zurückschrecken. Wir müssen diese Geschichte studieren. Sie ist ein Teil unseres kollektiven Gedächtnisses. Und wir müssen sie allen kommenden Generationen unvoreingenommen vermitteln. Ich meine, wir müssen über die Verantwortung der Kolonisatoren sprechen, die herkamen, um Sklaven zu rauben, und sie nach Amerika, Brasilien und so weiter brachten. Aber es gibt auch die Verantwortung von Afrikanern.«

Ich fragte Momar, wie die Geschichte des Sklavenhandels in den Schulen Senegals unterrichtet würde. Da meinte er, das Thema würde nicht mit der nötigen Tiefe behandelt. »Wir müssen uns im Rahmen des Lehrplans identifizieren, brauchen spezielle Kurse, die sich mit Sklaverei beschäftigen. Und das sollte früh passieren, nicht erst auf der weiterführenden Schule, weil es so wichtig ist. Und ich denke, es ist das Beste, früher mit der Geschichte vertraut gemacht zu werden.« Ansonsten könnten die Leute die historischen Realitäten nicht begreifen, die die Geschichte und Entwicklung des Landes geprägt hätten.

Als das Fährschiff kam, eilten alle durch eine Tür auf den Anleger. Davor hob und senkte sich die Fähre im Wasser. Sie war mittelgroß, mit zwei Decks, die vielleicht zweihundert Leute

aufnehmen konnten, wenn die Hälfte davon bereit war zu stehen. Ein Sonnensegel war straff über das Boot gespannt. Der Motor vibrierte gleichmäßig unter unseren Füßen, während wir uns kraftvoll übers Wasser bewegten.

Es dauerte etwa fünfzehn Minuten, um vom Festland auf die Insel überzusetzen. Als ich das Boot verließ, begegnete mir eine Landschaft von erstaunlicher Schönheit. Die Häuser standen in unregelmäßigen Reihen und waren in verwitterten Pastelltönen gestrichen. Abblätternes Gelb ging in Grün über, Orange in Pink. Unter blauen Farbreifen kam gebrochenes Weiß zum Vorschein. Grüne Pflanzen rankten an den Mauern hinauf und jedes Dach war mit roten Schindeln gedeckt. An Leinen hing Wäsche, als würden die Häuser von einer Kette aus nasser Kleidung zusammengehalten. Hinter den Wohnhäusern befand sich ein mit üppig grünen Bäumen bewachsener Hügel – der höchste Punkt der Insel. Palmen am Ufer wiegten sich in der sanften Brise. Am Hafen reihten sich Restaurants aneinander, die Yassa Poulet, Thiébou Yapp und Mafé Poisson servierten. Es sorgte für einen scharfen Kontrast zur geschäftigen Stadt, nur drei Kilometer hinter uns, dass auf der kleinen Insel keine Autos erlaubt waren. Die Geräusche des Meeres bildeten so den Hintergrund aller Gespräche.

Von oben betrachtet sieht Gorée aus wie ein kleiner Haken. Die Portugiesen kamen bereits in den 1440er-Jahren auf die Insel und errichteten hier kurz danach einen Handelsposten. Die Lage unmittelbar vor der Westküste der Region Senegambia verlieh dem Ort strategische Bedeutung für den Handel.¹ Außerdem konnten europäische Schiffe dort ihre Vorräte aufstocken, bevor sie den Kontinent verließen. Zwei Jahrhunderte lang kämpften europäische Mächte um die Kontrolle über Gorée. Nacheinander wurde die Insel von Portugiesen, Hollän-

dern, Briten und Franzosen besetzt. Und mit den Kolonisten änderte sich auch ihr Name. Die Senegalesen nannten die Insel Ber, die Portugiesen Ila de Palma. Die Holländer taufte sie Goede Reede, was »guter Hafen« bedeutet. Als die Franzosen das Territorium offiziell 1677 zurückeroberten und weitgehend bis zur Unabhängigkeit Senegals 1960 die Kontrolle behielten, änderten sie die Bezeichnung zu Île de Gorée.

Ab dem 16. Jahrhundert war die Insel, damals unter Kontrolle der Portugiesen, ein Schauplatz des Sklavenhandels. Sklavinnen und Sklaven galten als Teil der Wirtschaft, bis Frankreich, das inzwischen die Herrschaft über die Insel innehatte, die Sklaverei in all seinen Kolonien abschaffte. Jahrzehntlang hielt man Gorée für den zentralen Ort, von dem aus versklavte Menschen Westafrika in Richtung Neue Welt verließen. Schließlich war es ja auch ein Ort, von dem gefangene Afrikaner nicht so leicht fliehen konnten, weil das kleine Stück Land rundherum von Wasser umgeben war.² Die weltweite Bekanntheit war so beeindruckend, dass 1978 die United Nations Educational, Scientific, and Cultural Organization (UNESCO) Gorée zum Weltkulturerbe erklärte. In den über vierzig Jahren, die seit dieser Ernennung vergangen sind, ist der Ort zu einem immer beliebteren Ort geworden, der interessierte Touristen anzieht, aber auch zum Pilgerziel für diejenigen, die mit der Geschichte der Besitzsklaverei abrechnen wollen.

1981 besuchte Michel Rocard, der später Premierminister Frankreichs werden sollte, die Maison des Esclaves. Nachdem man ihm die Räumlichkeiten gezeigt hatte, in denen die Menschen vor ihrer endgültigen Verschleppung festgehalten wurden, sagte er: »Ganz ehrlich, es ist für einen weißen Mann nicht leicht, dieses Sklavenhaus zu besuchen, ohne sich unwohl zu fühlen.«³

Die bekannte Aktivistin Angela Davis besuchte die Insel 1990 und schrieb ins Gästebuch der Maison des Esclaves: »Nach Hause zurückkehren; das tiefe Leid meiner Vorfahren nachempfinden; wissen, dass die schlimmsten Verbrechen der Menschheit an diesem Ort begangen wurden. Das darf nie wieder passieren.«

Papst Johannes Paul II. besuchte die Insel 1992 und bat dort um Vergebung für die Rolle, die Christen bei der Aufrechterhaltung des Sklavenhandels gespielt hatten.

Die amerikanischen Präsidenten Bill Clinton, George W. Bush und Barack Obama waren hier. Bei dem Besuch mit seiner Familie schrieb Präsident Obama 2013 ins Gästebuch: »Wir sind dankbar für die Gelegenheit, mehr über die schmerzvolle Geschichte des Sklavenhandels zu erfahren. Es hilft, uns daran zu erinnern, dass wir wachsam bleiben müssen, um die Rechte aller Menschen zu schützen.«

Als Momar und ich einen Fuß auf die Insel setzten, wurden wir und alle anderen, die einigermaßen ausländisch aussahen, von Menschen umringt, die uns eine Führung über die Insel anboten. Ein Mann hielt uns auf und meinte, wir müssten in eine kleine Bude links von uns, um Steuer für die Insel zu bezahlen. Das verwirrte uns, weil ganze Scharen von Leuten vorbeigingen, die nicht aufgehalten und hierher gelotst wurden. Aber weil wir keine große Sache daraus machen wollten, suchten wir die Bude auf und bezahlten bei einer Frau die bescheidene Steuer von 500 CFA Francs, umgerechnet etwas weniger als einen Dollar. Dort fragten wir auch einen der Männer um uns herum, ob er wüsste, wo die Maison des Esclaves sich befände. Er nickte und meinte, er würde uns hinbringen. Da war uns allerdings noch nicht klar, dass er nun die Rolle unseres Tourguides übernommen hatte.

Sam war groß mit dunkler Haut und trug eine getönte Brille, was ihm etwas Rätselhaftes gab. Sein langer weißer Boubou war mit Goldborten verziert und die blauen Schuhe waren von einer feinen Staubschicht überzogen. Sam sprach nicht viel Englisch, also übersetzte Momar, während wir über die Geschichte und Ästhetik der Insel diskutierten.

Ich erklärte Sam, dass wir nicht unbedingt die ganze Tour über die Insel machen müssten, weil das den Besuch vieler Künstler und Händler umfasste, die versuchen würden, uns etwas zu verkaufen. Ihre Kunst war oft wunderschön, doch ich war aus einem anderen Grund hergekommen. Daher hoffte ich, dass Sam uns einfach nur zeigen würde, wo die Maison des Esclaves sich befand. Er gab sich kaum Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen, winkte uns aber trotzdem, ihm zu folgen.

Als wir beim Sklavenhaus ankamen, sah ich als Erstes die Doppeltreppe. Deren symmetrische Biegungen wurden jeweils von halbhohen, verblassten rosa-rötlichen Mauern begrenzt, die zugleich als Handlauf dienten. Den Elementen ausgesetzt, war der Stein verwittert und von Tausenden Händen abgegriffen. Oberhalb der Treppen stützten steinerne Säulen das Dach. Zurückgesetzt war eine Reihe weißer Fenstertüren zu sehen, deren offene Läden freundlich wirkten. Das Haus wurde gerade renoviert und die Arbeiter waren dort zugange, während die Besucher den Rest des Anwesens besichtigten. So rieselte Sägemehl durch die Ritzen der Holzdecken und kreiselte in weichen Flocken zu Boden. Schubkarrenweise wurde nasser Zement über das Kopfsteinpflaster gerollt. Das Klopfen von Hämmern hallte wie Percussion durch die Luft.

Einst war die Maison des Esclaves das Wohnhaus einer Frau namens Anna Colas Pépin gewesen. Pépin war, was man damals eine *Signare* nannte. So bezeichnete man eine reiche Afrikanerin

oder französisch-afrikanische Frau, oft die Ehefrau eines Europäers. So eine Verbindung verschaffte *signares* ein höheres gesellschaftliches Ansehen. Signares, und so auch Pépin, besaßen oft selbst Sklaven und handelten mit ihnen.⁴

Als der Senegal 1960 von Frankreich unabhängig wurde, ermutigte Präsident Léopold Sédar Senghor den Autor Bou-bacar Joseph Ndiaye, der auf der Insel lebte und sich bereits mit der Geschichte des Sklavenhandels befasste, mit der Erforschung des Hauses und dessen Bezug zum Sklavenhandel zu beginnen.⁵ Ndiaye gab dem Wohnhaus den Namen Maison des Esclaves, also Sklavenhaus, und fungierte von 1962 bis zu seinem Tod 2009 als dessen Kurator. Die Historikerin Deborah Mack schreibt, dass es Ndiaye war, der die Idee für die *Porte sans retour* (Tür ohne Wiederkehr) hatte. Diese dient als Mittelpunkt der Story von Gorée.⁶

Die Tür ohne Wiederkehr ist ein berühmtes Symbol für den Sklavenhandel und taucht an mehreren historischen Orten der afrikanischen Westküste auf. Ihre Geschichte besagt, dass Millionen versklavter Afrikanerinnen und Afrikaner durch diese Türen mit Blick auf den Atlantik schritten, wenn sie an Bord der Schiffe gingen, die sie in Knechtschaft auf der anderen Seite des Meeres brachten.

Momar, Sam und ich waren nicht allein im Haus. Andere Gruppen unterhielten sich leise in verschiedenen Sprachen und ihre Touristenführer zeigten auf verschiedene bauliche Elemente. Direkt vor mir sah ich die zum Wasser hin offene *Porte sans retour*.

Meine Zehen ragten über die Schwelle, während die Meeresbrise hereinwehte und meine Ohren kitzelte. Die Luft schmeckte nach Salz und Hitze. Das blaugrüne Wasser des Atlantiks schimmerte in der Mittagssonne. Kleine Gischtwolken stoben von

den Felsen herauf und küssten meine Wangen. Möwen flogen mit ihren Schatten die Uferlinie entlang, die Körper ganz dicht über dem Wasser. Ich beobachtete, wie Dutzende von ihnen die Schnäbel hoben, aufstiegen, dann ihre Flügel anlegten und sich ins Meer stürzten, bevor sie wieder daraus auftauchten. Manche mit zappelnden kleinen Fischen im Schnabel. Das Brummen des Fährschiffs war in der Ferne zu hören. Außerdem umkreisten kleinere Fischerboote die Insel auf der Suche nach einer Stelle, um ihre Netze auszuwerfen. Unter mir schwappte das Niedrigwasser ans Ufer. Einst scharfkantige Felsen waren über Jahrhunderte von den salzigen Wellen glatt geschliffen worden. Ich stand da, starrte auf die Steine, diese Küstenlinie, das Meer und verlor kurz mein Zeitgefühl. Irgendwann trat ich von der Tür zurück, mein Schatten schien in der Wand zu verschwinden, weil ich mich nicht mehr in der Sonne befand.

Auf beiden Seiten der Tür gab es zwei schmale Räume, in denen man, laut Sam, versklavte Menschen festgehalten hatte, bevor sie an Bord von Sklavenschiffen gezwungen wurden. Wie in der alten Gefängniszelle im Angola Prison streckte ich die Arme zwischen den Mauern aus. Hier berührte schon mein Ellbogen die eine Wand, während die Fingerspitzen der anderen Hand über die gegenüberliegende strichen. Der Stein war schmutzig und nass, sodass eine dünne schwarze Schmutzschicht auf meiner Haut zurückblieb. Dann presste ich eine Ferse unten gegen die Wand an einem Ende des Raums und ging, bis meine Zehen an die Wand gegenüber stießen – das waren sechs Schritte. Obwohl es mitten am Tag war, herrschte in der Kammer Dunkelheit, bis auf das wenige Licht, das durch zwei lange, schmale Schlitze in der Außenwand hereinfließ. Der Wind blies schneidend durch diese Öffnungen.

Draußen zeigte Sam auf eine kleine Öffnung in einer Wand

unterhalb von Stufen, über denen CELLULE DES RECALCITRANTS geschrieben stand. Hier wurden die Sklaven eingesperrt, die Widerstand geleistet hatten, übersetzte Momar für mich. Es war zu dunkel, um zu erkennen, wie es da drin aussah. Ich machte die Taschenlampe meines Handys an, bückte mich und rutschte hinein. Die Mauern schienen das Licht zu absorbieren, denn es kam mir in der niedrigen Höhle immer noch dunkel vor. Ich wartete, dass meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Sie taten es nicht. Ich zog die Knie eng an meine Brust, als ich dort drinnen kauerte. Meine Knie und Knöchel knackten. Dort, wo ich sie berührte, fiel Dreck von der Wand herab. Es war unmöglich, nicht das Gefühl zu haben, als würden die Wände immer näher kommen. Ich musste an die Menschen denken, die man hier gefangen gehalten hatte, und daran, dass sie kaum die Hand vor ihren Augen sehen konnten. Sie mussten das Salzwasser geschmeckt haben, ohne das Meer zu sehen. Ich dachte auch an die vielen Male, bei denen ich gehört hatte: »Aber warum haben sie sich nicht gewehrt?«, wenn in meinen Kursen über Sklaverei diskutiert worden war. Ich dachte an die Glocke auf Plantagen wie der Whitney. Die hatte man geläutet, um den versklavten Menschen zu sagen, sie sollten sich versammeln und zusehen, wie einer ihrer Liebsten bis aufs Blut ausgepeitscht wurde. Ich dachte an die Zellen im Red Hat Block des Angola Prison. Daran, wie beengend ich sie gefunden hatte. So eine enge Höhle war vielleicht der Ort gewesen, an dem ein Mensch in den frühesten Tagen seiner Versklavung die Lektionen über anfänglichen Widerstand gelernt hatte. Der Ort, an dem Seele und Körper gebrochen worden waren.



Ich traf Eloi Coly, den Kurator und Leiter der Maison des Esclaves. Er saß hinter einem Schreibtisch, der mit Bücherstapeln, Zeitungen und Notizblöcken bedeckt war. Auf einer Ecke des Tisches stand eine kleine senegalesische Flagge neben einem Telefon. Die Wände waren so rosarötlich wie der Rest des Hauses. Stellenweise blätterte die Farbe ab und darunter kam grauweißer Putz zum Vorschein. Um uns herum hingen Fotos berühmter Besucherinnen und Besucher, die den Weg hierher gefunden hatten. Viele davon schüttelten gerade Elois Hand oder wurden von ihm durchs Haus geführt. Eloi besaß eine kräftige Statur und steckte in einem golden-grünen Boubou mit rotem Streifenmuster. Er war kahlköpfig und trug eine dicke Brille. Einzelne Sonnenstrahlen spiegelten sich in seiner Glatze und seinen Augen. Das Licht fiel an einem dünnen blauen Vorhang vorbei ins Zimmer. Momar nahm in einer Ecke Platz. Sam winkte zum Abschied und ging seiner Wege.

Eloi begann seine Karriere als Kulturberater an einer der größten weiterführenden Schulen in Dakar. Mitte der 1980er wurde er stellvertretender Kurator des Sklavenhauses. Nachdem sein langjähriger Vorgesetzter Boubacar Joseph Ndiaye 2009 gestorben war, wurde er selbst Kurator. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs arbeitete er seit etwa fünfunddreißig Jahren vor Ort. Die Maison des Esclaves und die Insel Gorée waren der Mittelpunkt seines Lebens geworden. Obwohl er die Möglichkeit hätte, in Dakar zu leben, wie das viele Leute tun, die auf der Insel arbeiten, hat er sich entschieden, gleich nebenan zu wohnen.

Diese Nähe erlaubt Eloi, voll und ganz seinem Auftrag nachzukommen, diesen Platz zu einem Ort zu machen, an dem die Leute mit der Geschichte des transatlantischen Sklavenhandels konfrontiert werden. »Ich glaube, dass es sehr wichtig ist, die Erinnerung zu bewahren«, meinte er auf Englisch, direkt an mich

gerichtet, weil er offenbar Momar nicht bemühen wollte. »Und wie man diese Erinnerung bewahrt und wie man lehrt, was passiert ist. Wie man mehr über all die Verletzungen der Menschenrechte spricht.«

Eloi erklärte mir, dass die Insel für die Europäer nicht von Beginn an ein Ort war, an dem sie versklavte Afrikanerinnen und Afrikaner festhalten und verkaufen wollten. Ich hatte schon gelesen, dass Gorée bei den europäischen Nationen begehrt war. Wegen ihres strategischen Werts als Handelsposten für den in Westafrika vermuteten Schatz an Ressourcen. »Das Ziel war nicht, Sklaven zu finden«, sagte er. »Das Ziel waren diese Rohstoffe. Viele verschiedene europäische Nationen kamen nach Gorée und kämpften darum, diesen Ort einzunehmen«, erzählte er. Erst mit Beginn der Sklaverei auf dem amerikanischen Kontinent, sagte Eloi, habe der Zweck der Insel sich geändert. »Nach der Entdeckung Amerikas und wegen der Entstehung von Zuckerrohrplantagen, Baumwolle, Kaffee, Reisanbau, zwangen sie die indigenen Völker, für sie zu arbeiten. Und weil diese Indigenen in großer Zahl starben, kamen sie auf Afrika, und das Ziel bestand darin, die Indigenen durch Afrikaner zu ersetzen.«

Als die Sklaverei zum entscheidenden Faktor für den ökonomischen Wohlstand der Vereinigten Staaten wurde, importierte man immer mehr Afrikanerinnen und Afrikaner aus der Region Senegambia. Ich musste an etwas denken, das Yvonne Holden bei meiner Führung über die Whitney Plantation gesagt hatte: wie viele der versklavten Menschen im südlichen Louisiana auf der Region Senegambia stammten und dass sie über spezifische Kenntnisse im Anbau von Reis und Umgang mit Indigosamen verfügten. Es war durchaus möglich, dass einige von den Menschen, die ein Tor auf der Insel Gorée passiert hatten, am Ende auf die Whitney Plantation gekommen waren.

Da das Verlangen nach versklavten Menschen wuchs, mussten die Europäerinnen und Europäer den Menschenraub rechtfertigen. Um vernünftig zu begründen, dass man Menschen aus ihrer Heimat fortschaffte, sie von ihren Familien trennte und per Schiff über einen Ozean brachte, damit sie in einem System generationenübergreifender Knechtschaft arbeiteten, so Eloi, konnten diese Europäerinnen und Europäer diese Afrikanerinnen und Afrikaner nicht als Menschen betrachten. »Sie hielten Schwarze Afrikaner nicht für menschliche Wesen, sondern einfach für Handelsware. Und wenn sie Afrikaner als Ware sehen, dann passiert das, weil sie die Notwendigkeit begreifen, Afrikaner zu entmenschlichen, damit alle Europäer das akzeptieren. Die Notwendigkeit, Afrikaner auszubeuten, weil Afrikaner keine menschlichen Wesen sind.«

Eloi sprach weiter und stellte fest, dass diese abscheuliche Branche Bündnisse mit Anführern bestimmter afrikanischer Stammesgruppen erforderte. »Im 16. Jahrhundert benutzten Afrikaner nur Pfeile, keine Schusswaffen. Dann kamen die Europäer mit Schusswaffen, Alkohol und Eisen; diese Sachen gaben sie afrikanischen Stämmen, die an der Küste lebten.« Eloi erklärte, dass sich in afrikanischen Stammeskriegen verschiedene Lager bekämpften. Die weißen Europäer versorgten nur zu gern verschiedene Gruppen mit Waffen. Es kümmerte sie weniger, wer gegen wen kämpfte, sondern mehr die Bezahlung, die sie erhielten: Menschen, die Kriegsgefangenen anderer Stämme, die man gemacht hatte. »Die einzige Währung, die Europäer akzeptierten«, sagte Eloi und betonte jedes einzelne Wort, »waren Sklaven.« Das erzeugte einen Teufelskreis, bei dem bestimmte Stämme angetrieben wurden, mehr Gefangene zu machen, um diese gegen mehr Waffen und andere Güter an die Europäer zu verkaufen.

Es war Eloi jedoch ein Anliegen, klarzumachen, dass diese Praxis nicht unbedingt weit verbreitet war. »Nicht alle Afrikaner waren in den Sklavenhandel involviert«, sagte er. Viele, so erzählte er, leisteten organisierten Widerstand gegen die Europäer, kämpften um Souveränität und die Kontrolle über ihr Land und dessen Menschen. Er wies auch die Vorstellung zurück, dass Afrikaner ebenso schuldig wären wie ihre europäischen Pendanten. »Das waren die Europäer, die das organisiert haben. Afrikaner wussten nicht, was letztendlich das Ziel war.«

Eloi sieht sich selbst als Teil einer Bewegung, die nicht nur der Welt helfen will, sich mit der Geschichte des Sklavenhandels auseinanderzusetzen, sondern auch dem Senegal dabei helfen will, eine Geschichte zu präsentieren, die nicht mit Sklaverei und Kolonisation begann. Eloi wünscht sich, dass der öffentliche Diskurs sich mit der umfassenden Geschichte des Kontinents befasst, die vor der Ausbeutung durch den Westen begann. »Im Senegal schreiben wir gerade die Geschichte des Senegal von den Anfängen bis heute neu. Doch das ist sehr schwierig, denn man hat uns gesagt, Schwarz ist nichts.« Er lässt das letzte Wort nachklingen. »Man versucht zu vergessen, dass die Dinge in Afrika beginnen«, sagt er. »Der Sklavenhandel oder die Kolonisierung waren nicht der Ausgangspunkt Afrikas.«

Dieses Vergessen habe dem kollektiven Selbstwertgefühl afrikanischer Menschen geschadet. Eloi wies darauf hin, dass der Senegal, genau wie andere westafrikanische Länder, sicherstellen muss, dass hier eine Geschichte gelehrt wird, die unterstreicht, wer schwarze Menschen vor der Sklaverei waren und wer sie trotz allem sind. »Wir müssen Bildung nutzen, um zu dekonstruieren, damit wir rekonstruieren können«, sagte er. »Afrikaner müssen wissen, dass Afrika der Ausgangspunkt war.«



Als ich 2009 erstmals in den Senegal reiste, erklärte man mir, dass Millionen von Menschen auf dem Weg in die Neue Welt durch das Tor ohne Wiederkehr gegangen seien. Diese Geschichte hat man Hunderttausenden Besucherinnen und Besuchern Gorées jahrzehntelang erzählt und sie stammt von Boubacar Joseph Ndiaye, dem ersten Kurator der Maison des Esclaves. Diese Behauptung verschwand auch nicht mit Ndiayes Tod, sondern sie wird zum Zeitpunkt, als ich dieses Buch schreibe, immer noch von der UNESCO vertreten. So heißt es im Verzeichnis des Weltkulturerbes nach wie vor, dass die Insel Gorée »vom 15. bis zum 19. Jahrhundert das größte Zentrum des Sklavenhandels an der afrikanischen Küste war«. ⁷

Weitere Forschungen ergaben allerdings, dass diese Zahlen sehr unzutreffend waren. Inzwischen schätzen Wissenschaftler, dass um die dreiunddreißigtausend versklavte Menschen Gorée passierten. ⁸ Selbstverständlich sind auch dreiunddreißigtausend Menschen eine hohe Zahl, doch sie passt nicht zu den Millionen, die, wie ursprünglich behauptet, allein durch die Maison des Esclaves gegangen sein sollen. Auf der Insel Gorée lebte eine Mischung aus Haussklaven, gefangenen Versklavten, die für den Transport in die Neue Welt bestimmt waren, freien Afrikanern, *Signares*, Sklavenhändlern und Soldaten. Der Ort diente nicht ausschließlich dem Sklavenhandel.

Louis Nelson, ein Architekturhistoriker und stellvertretender Leiter der University of Virginia, arbeitete einige Zeit auf Gorée. Er erklärte mir später: »Bei unserer Untersuchung des Gebäudes stießen wir auf einen Raum, der wahrscheinlich als Haftraum für Menschen diente und in den vielleicht maximal fünfzehn bis zwanzig Leute passten.« Und das, obwohl man sich auf der Insel oft erzählt, dass Hunderte auf einmal eingesperrt wurden. Nelson hatte zu einem internationalen Team ge-

hört, das die Insel, das Sklavenhaus und dessen Geschichte in Zusammenarbeit mit den Kuratoren vor Ort untersuchte. »Es gab auch Gefängnisse, also Gebäude auf Gorée, die für die Aufnahme einer großen Zahl von Menschen gedacht waren. Und am Ende mussten diese Menschen in langen Zügen zu den Anlegern marschieren. Daher führte die Tür ohne Wiederkehr, in der Sie, in der Barack Obama und in der der Papst gestanden haben« – er legte eine kurze Pause ein –, »wahrscheinlich nie tatsächlich zu Schiffen.« Seine Stimme wurde eine Oktave tiefer, als er meinte, es sei wahrscheinlicher, »dass das eine Stelle war, von der aus Abfall ins Meer geworfen wurde.«

Ich sprach Eloi auf die erwähnten Zahlen an. Der schwieg zunächst und schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Wissen Sie, auf der kleinen Insel Gorée war das Sklavenhaus, in dem wir uns hier befinden, nicht das einzige. In der Hochphase der Sklaverei gab es über zwanzig davon. Aber dieses hier gehörte dem senegalesischen Staat, der es gekauft hatte, um herauszufinden, was genau während der Zeit des Sklavenhandels passiert ist. Deshalb steht heute das Sklavenhaus für den gesamten Sklavenhandel.« Er sah mich an, senkte den Kopf und musterte mich über den Rand seiner Brille hinweg. »Es ist ein *Symbol* des Sklavenhandels.«

Ich konnte nicht sagen, ob Eloi mir bewusst auswich oder ob er mich wegen der Sprachschwierigkeiten nicht ganz genau verstanden hatte. Also fragte ich erneut nach der zahlenmäßigen Diskrepanz zwischen den Forschungsergebnissen und der Geschichte, die man im Sklavenhaus schon so lange erzählte.

»Die Anzahl der Sklaven ist nicht wichtig, wenn man über Erinnerung spricht«, erklärte er. »Wenn wir über Erinnerung sprechen, geht es ums Prinzip. Ein Sklave ist schon zu viel.«

Es gibt Wissenschaftler, die Eloi zustimmen. In Bezug auf die

Geschichte der Insel Gorée findet es der Kulturanthropologe François Richard hilfreich, einen Begriff zu verwenden, den der berühmte Soziologe Pierre Bourdieu geprägt hat. Richard nennt Gorée einen Ort »ehrlicher Fiktion«.⁹ Seiner Meinung nach kann und sollte die statistische Kontroverse den Rang der Insel als Ort der Erinnerung und Auseinandersetzung nicht untergraben. Gegenüber der *Washington Post* erklärte Richard, er glaube, »die Frage internationaler Sklaverei in eine statistische Übung zu verwandeln, ist nicht der hilfreichste Denkansatz, und traurigerweise hat dieses Vermächtnis die akademischen Debatten eher getrübt als erhellt«.¹⁰

Ich bemühte mich um Klarheit. »Dann betrachten Sie das Sklavenhaus als ein Symbol für etwas, das ein viel größeres Phänomen darstellt. Ist es ein Ort, an dem wir uns erinnern, uns auseinandersetzen, lernen und über die Geschichte der Sklaverei nachdenken können?«

»Ja«, sagte Eloi mit einem Seufzer, irgendwo zwischen Frust und Erleichterung.

Elois Standpunkt ließe sich für historische Orte überall auf der Welt anwenden. Der konkrete Ort, zu dem Menschen kommen und den sie betreten können, als Einstieg in eine viel breitere Geschichte, in Bezug auf die ein einzelner Ort eben nur ein einzelnes Puzzleteil darstellt. Eloi findet, dass jedes Land in Westafrika einen Sammelpunkt wie diesen haben sollte, um sich seiner Geschichte zu erinnern. Er nennt das »einen Ort des Denkens«.

Ich überlegte unwillkürlich, ob der Symbolgehalt Gorées nicht durch die zahlenmäßigen Unstimmigkeiten untergraben wurde. Schließlich gab es auf der Insel immer noch Leute, die Touristen diese Informationen gaben, als wären die Zahlen unantastbar. Dabei wurden sie von Wissenschaftlern schon seit Jah-

ren angefochten. Wie konnte dieser Ort ein Symbol der Geschichte sein, aber gleichzeitig nicht in der Lage, dafür zu sorgen, dass die Geschichte, die er vermittelte, den Tatsachen entsprach?

Nelson meinte später zu mir: »Eloi trägt die gesellschaftliche und kulturelle Verantwortung, das Vermächtnis der Position zu bestätigen, die er geerbt hat. Und auf dieses Vermächtnis einfach zu verzichten oder es abzusetzen, obwohl die ganze Nation darauf blickt, ist nicht so leicht.« Er wählte seine Worte mit Bedacht und legte dazwischen immer wieder lange Pausen ein. »Man hat ihm diese Geschichte anvertraut und die Verantwortung übertragen, diesen für die nationale Identität, für das Nationalbewusstsein sehr wichtigen Ort zu hüten und zu verwalten. Und das komplett umzukehren, würde ein sehr schwieriges Unterfangen sein.«

Nelson sagte auch, es sei wichtig, dass europäische und amerikanische Wissenschaftler vorsichtig zu Werk gingen. Sie müssten immer wieder bedenken, ob es die Verantwortung gebe, einheimischen Interpretationen respektvoll zu begegnen. Wenn man nämlich an einen Ort kommt, zu dem man keinerlei familiären oder kulturellen Bezug hat, und dort eine Geschichte auf den Kopf stellt, die seit Jahrzehnten erzählt wurde, dann dürfte das vermutlich mehr schaden als nützen. Bei der Geschichte von Gorée, so Nelson, ginge es nicht nur schlicht darum, welcher empirische Beweis »korrekt« oder »nicht korrekt« sei. Es gäbe eine Vielfalt ethischer, kultureller und sozialer Faktoren zu bedenken, wenn man die historische Bedeutung eines Ortes wie der Maison des Esclaves interpretiere.

»Ich glaube, man muss sehr vorsichtig auftreten, wenn man diese alternative Interpretation verbreiten möchte. Denn meiner Ansicht nach ist damit die ethische Verantwortung verbunden, eine Beziehung zu entwickeln«, sagte Nelson. »Wenn man sich

anschickt, die Geschichte eines Orts zu erzählen, dann braucht man an diesem Ort vertrauensvolle Beziehungen. Ich glaube, das ist eine fundamentale Verpflichtung, bevor man tätig wird.«

Die Historikerin Ana Lucia Araujo erzählte mir, die Geschichte des Sklavenhauses ginge auf dessen ersten Kurator Bou-bacar Joseph Ndiaye zurück. Ndiaye war bestrebt, eine Lücke im kollektiven Gedächtnis der Welt zu füllen, als es wenig soziale Bereitschaft oder konkrete Infrastruktur gab, diese Erinnerung zu katalysieren. Ndiaye, so sagte sie, habe angefangen, die Rolle des Zeugen zu übernehmen. »Wir haben niemand mehr unter uns, der den atlantischen Sklavenhandel bezeugen könnte«, erklärt sie mir, nachdem ich von meiner Reise zurück war. Während es von etwas wie dem Holocaust noch Opfer gab oder gibt, die diese Geschichte erzählen konnten oder können.

Araujo denkt nicht unbedingt, dass Ndiaye willentlich Unwahrheiten verbreitete. In den 1960er-Jahren, als diese Geschichte aufkam, gab es wenig Belege, um irgendeine dieser Behauptungen zu untermauern oder zu widerlegen. Die Geschichte entwickelte unabhängig von empirischen Fakten ein Eigenleben. Araujo sieht in Ndiaye lieber eine Art Griot, einen traditionellen afrikanischen Dichter und Sänger, der die Macht des Geschichtenerzählens nutzt, um die Leute dazu zu zwingen, sich mit einer größeren Geschichte auseinanderzusetzen, die viele vergessen hatten oder bereitwillig ignorierten. »Er führte die Leute herum und erzeugte diese Art Emotion«, sagte sie. Das Problem war, dass diese Story – eingebettet in ein größeres soziales, kulturelles und politisches Projekt – zum offiziellen Narrativ wurde, das in der ganzen Welt wiedergegeben wurde. Bald stützten offizielle Institutionen wie die UNESCO Ndiayes Geschichte und lieferten eine vorgebliche Validierung, obwohl es keine Beweise für die darin behaupteten Zahlen gab.

»Das ist das Problem mit der Erinnerung an die Sklaverei, dass wir all diese Lücken haben«, meinte Araujo. »Und diese Lücken muss man mit irgendetwas füllen.«

Araujo erinnerte mich daran, dass nicht nur der Senegal damit zu kämpfen hat, wie man sich mit der Geschichte auseinandersetzen soll. Als die Historikerin zum ersten Mal aus Brasilien in die USA kam, wunderte sie sich, dass die ehemaligen Wohnhäuser von Präsidenten wie Washington und Jefferson sich in Privatbesitz befinden, anstatt vom National Park Service geführt zu werden. Aus ihrer Perspektive ist es dadurch für die USA schwerer, eine zusammenhängende Geschichte über die Vergangenheit zu erzählen, da jeder dieser Orte sich auf eigene Weise in der Vergangenheit positionieren kann. »Mit anderen Worten: Die können dort erzählen, was sie wollen«, sagte sie. »Und ich denke, von diesem Standpunkt aus haben wir kein Recht, darüber zu urteilen, was anderswo gemacht wird.«

Eloi war zu verschiedenen Anlässen in den Vereinigten Staaten und erinnerte sich speziell an eine Reise, die vom National Trust for Historic Preservation (*Nationaler Fonds für Denkmalschutz*) gesponsort wurde. Die Reise umfasste den Besuch mehrerer historischer Orte im Süden. Er erzählte, dass diese Erfahrung ihm geholfen habe, die Verbindung zwischen Westafrikanern und Schwarzen Menschen im Süden der USA besser zu verstehen. »Ein Teil des afrikanischen Erbes, kombiniert mit dem, was sie in Übersee vorfanden. Und das ergibt für uns afro-amerikanische Kultur.«

Eloi erzählte, er habe auch einige Plantagen besucht. Ich fragte, was er von seiner Reise mitgenommen hatte. Betroffen gemacht hatte ihn die von ihm sogenannte »Fortsetzung der Entmenschlichung von Afrikanern«. Er sagte: »Das Problem auf den Plantagen ist, dass sie weiterhin mehr über die Besitzer der

Anwesen erzählen, aber sich nicht darauf konzentrieren, was den Sklaven widerfuhr. Deshalb ist es schwer, Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner für die Plantagen zu interessieren.«

Ich berichtete ihm von den Bemühungen der Whitney Plantation, dieses Narrativ umzukehren. Er kenne deren Arbeit, sagte er, und hoffe, wieder in die USA zu kommen, um die Whitney zu besuchen und auch das National Museum of African American History and Culture in Washington, D.C. Er hofft, die Insel Gorée könne sich mit Plantagen wie der Whitney zusammenschließen, um Besuchern sowohl den Ursprungsort als auch das Ziel des transatlantischen Sklavenhandels zu zeigen. Denn das könne helfen zu begreifen, wie es dazu kam und warum wir es nie wieder zulassen dürfen. Eloi hält diese Arbeit für wesentlich, um die dominanten Narrative zu bekämpfen, die die weltweite Vorstellung davon, was Sklaverei war, bestimmt haben.

Schließlich lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme. »Geschichte wird von den Tätern geschrieben«, sagte er. Und dass er sich vorgenommen habe, an etwas mitzuschreiben, das diese Version hinterfragt.



Momar und ich beschlossen, noch etwas zu Mittag zu essen, bevor wir die letzte Fähre des Tages nehmen würden. So spazierten wir durch mehrere schmale Gassen, in denen Kiesel unter unseren Füßen knirschten. Auf einer Straße nah an der Nordspitze der Insel hielt Momar mich an und zeigte auf das Schild mit der Aufschrift RUE DE BOUFFLERS. »Diese Straße ist nach [Stanislas de] Boufflers benannt«, erklärte Momar. Boufflers war im späten 18. Jahrhundert Gouverneur der französischen Kolonie Senegal.

»Und gegenwärtig gibt es in der Zivilgesellschaft eine De-

batte darüber, dass wir die Straßen von Dakar umbenennen sollten, weil sie alle nach irgendwelchen französischen Persönlichkeiten heißen, die während der Kolonialzeit hier waren.« Momars Ton klang jetzt bestimmter. »Es ist an der Zeit, unseren Straßen die Namen unserer Helden zu geben, denn wir haben in Afrika tatsächlich Helden.«

Während Momar das sagte, bog ein kleiner Junge, vielleicht fünf oder sechs Jahre alt, um die Ecke. Seine Mutter, die ein paar Schritte vor ihm ging, rief ihn zu sich. Momar deutete mit dem Kopf in Richtung des Kindes. »Es ist an der Zeit, etwas zu ändern. Und die Veränderung sollte mit Symbolen beginnen, denn dieser kleine Junge wird bald fragen: ›Wer ist denn Boufflers?‹«

Da musste ich daran denken, dass genau in diesem Moment vielleicht kleine Schwarze Jungen genau wie dieser hier in New Orleans eine nach Robert E. Lee benannte Straße entlangliefen. Dass vielleicht kleine Schwarze Mädchen in Mississippi über eine nach Nathan Bedford Forrest benannte Straße rannten. Dass es in Georgia Schwarze Kinder gegeben haben mochte, die nach Jefferson Davis benannte Straßen benutzten. Ich dachte an die Parallelen zwischen der Debatte im Senegal über Relikte des Kolonialismus und der Debatte in den USA über Relikte der Sklaverei.

»Das ist wie die Diskussion, die wir in Amerika über die Denkmäler der Konföderierten führen«, sagte ich zu Momar. »Die Denkmäler sind Statuen von Leuten, die im Krieg für den Süden und den Erhalt der Sklaverei kämpften, aber sie stehen noch überall. Viele sagen: ›Warum stehen diese Statuen von Leuten herum, die dafür gekämpft haben, die Sklaverei zu behalten? Das ergibt doch gar keinen Sinn.‹ Also versuchen Leute dafür zu sorgen, dass sie jetzt wegkommen. Das ist unsere Version.«

»Das ist was sehr Ähnliches«, bestätigte er nickend. Dann erzählte er mir von einer Kontroverse, die sich im Vorjahr an einer Universität in Ghana zugetragen hatte. Wegen einer Statue von Mahatma Gandhi, der – er legte eine Kunstpause ein und lachte über den Euphemismus, den er gleich verwenden würde – »schlecht« über Schwarze Menschen gesprochen hätte. »Und, weißt du, eines Tages kamen die Studierenden, um die Statue zu stürzen, und es gibt jede Menge Wirbel in der Universität, und manche Leute waren dagegen. So im Sinne von: ›Dieser Typ, hey, das ist ein Rassist und wir müssen das wegnehmen.«* »

Er fuhr fort: »Wir im Senegal sagen sogar das Gleiche, denn unsere uralte Hauptstadt liegt in Saint-Louis, und genau in der Stadtmitte steht eine Statue von Gouverneur [Louis] Faidherbe. Leute sagen: ›Nein, das ist nicht gut. Wir sind jetzt seit 1960 unabhängig.« Saint-Louis wurde, wie in so vielen Gegenden des französischen Kolonialreichs üblich, nach dem französischen König Ludwig IX. benannt. Momar findet, dass diese Namen, Symbole und Statuen wie eine Last um den Hals seines Landes hängen. »Wir müssen das alles loswerden« – er breitete die Arme weit aus und blickte erneut zu dem Straßenschild hinauf –, »alles, was die französische Herrschaft symbolisiert, soll entfernt werden.«

Als wir mit der Fähre zurück nach Dakar fahren, hing rauchiger Nebel über der Skyline der Stadt. Eine scheinbar endlose Schneise von Bauprojekten ließ Staub und Zement in Richtung

* »Kaffern sind in der Regel unzivilisiert«, schrieb Gandhi 1908 und benutzt dabei eine herabsetzende Bezeichnung für Schwarze Südafrikaner. (Joseph Lelyveld, *Great Soul: Mahatma Gandhi and His Struggle with India* [New York: Vintage Books, 2021], 54.) Sein Biograf Ramachandra Guha sagt, dass Gandhi in jungen Jahren tatsächlich Rassist war, doch er behauptet, mit zunehmendem Alter sei er solchen Ansichten entwachsen.

der Wolken aufsteigen und versah den Horizont mit orangefarbenen und braunen Streifen. Wasser schwappte gegen den Bug, und die kleinen weißen Wellen, die das Boot verursachte, verschwanden alsbald im unendlichen Blau.



Mir blieb noch ein Tag im Senegal, und daher wollte ich noch einmal auf die Insel Gorée zurück. Momar willigte ein, mich wieder zu begleiten. Als wir früh am nächsten Morgen auf die Fähre warteten, ließ das Sonnenlicht alles, was es berührte, weich erscheinen. Ich fragte Momar nach seinem gestrigen Eindruck von Gorée.

Er holte tief Luft, beugte sich auf seinem Platz vor und stützte die Ellbogen auf die Oberschenkel. »Ja, eine ganz schöne Entdeckung«, sagte er. »Ich war sehr getroffen von dem Ort. Davon, wie nass die Mauern waren und wie klein und winzig die Räume. Und ich stellte mir mich selbst an der Stelle derjenigen vor, die gelitten haben.« Er schaute nach rechts und links, um nachzuahmen, was er gestern in dem Haus getan hatte. »Ich habe mich ins 17. Jahrhundert zurückversetzt. Ich habe versucht, mir vorzustellen, wie man Menschen so behandeln kann und wie man so viele Leute in so kleine Räume sperren kann. Und irgendwie ist es, als könnte ich den Schmerz selbst spüren.«

Momar schien vorsichtig gewesen zu sein – er hatte etwas in sich aufgenommen und war dann zurückgetreten, um sich psychisch und von den Eindrücken her nicht zu überlasten.

Bei der Anlegestelle quengelte ein Baby in unserer Nähe. Die Mutter nahm das kleine Mädchen in ihre Arme und schaukelte es sanft. Da meinte Momar zu mir, dass er dauernd an die Kinder denken musste, die in die Fänge der Sklaverei geraten waren. Er konnte sich gar nicht vorstellen, wie schnell sich Krankhei-

ten unter ihnen ausgebreitet haben mussten oder wie groß die Angst dieser Kinder gewesen war. Dann verstummte er wieder und blickte auf eine Stelle am Boden vor sich. Wir warteten weiter auf die Fähre.



Später spazierten wir durch verschiedene Gassen und vorbei an Häusern, denen man ansah, dass wir den touristischen Teil der Insel verlassen hatten. Die Schule, die wir aufsuchten, befand sich am östlichen Rand der Insel. Ich bewunderte die Lage mit dem im Sonnenschein glitzernden Meer dahinter. Im grellen Licht der Mittagssonne hätte man nicht sagen können, wo das Wasser aufhörte und wo der Himmel begann. Die Schule wurde 1977 vom ersten Präsidenten des unabhängigen Landes, Léopold Sédar Senghor, gegründet und nach der berühmten senegalesischen Autorin und Feministin Mariama Bâ benannt. Die Maison d'Éducation Mariama Bâ ist eine reine Mädchenschule und gilt als eines der besten Internate des Landes. Um uns herum erfüllten die Stimmen der Schülerinnen, die von einem Kurs zum nächsten wechselten, die Luft. Sandalen schlurften über sandigen Boden, Stühle wurden zurückgeschoben, Reißverschlüsse an Rucksäcken zugezogen, bevor diese über Schultern gehängt wurden.

Hasan Kane ist der Geschichtslehrer der Schule. Wir trafen uns in einem üppig grünen Innenhof. Er trug ein orange-gelb kariertes kurzärmeliges Hemd, das in einer dunkelbraunen Kakihose steckte. Seine Stimme klang sanft, er hatte große Augen und seine dunkle Kopfhaut war oben spiegelblank. Hasan strahlte eine Ruhe aus, wie man sie sich von jedem wünscht, der junge Menschen unterrichtet. Sein Ton zeugte von Geduld, aber auch von Überzeugung. Er führte uns in ein leeres Klassen-

zimmer im ersten Stock, wo wir uns rund um das Pult vorne setzten. Hasan sprach gut Englisch, aber ich hatte dennoch Probleme damit, die besonderen Nuancen dessen zu verstehen, was er in seiner dritten Sprache formulierte. Ich empfahl ihm, in der Sprache zu kommunizieren, die ihm am ehesten erlauben würde, seine Gefühle auszudrücken, und wenn das Französisch wäre, würde Momar einfach für mich übersetzen. Hasan begann unser Gespräch auf Englisch, wechselte dann zu Französisch, wobei Momar ihn hin und wieder unterbrach, um mir alles zu übersetzen.

Hasan sagte, dass er sich ständig um die richtige Balance bemühe: Einerseits wolle er seinen Schülerinnen helfen, die abscheulichen Implikationen der Sklaverei zu verstehen, und andererseits verhindern, dass sie vor Entsetzen wie gelähmt wären. Es sei wichtig, dass diese Geschichte gelehrt würde, fand er, aber das Ergebnis davon dürfe nicht sein, dass junge Menschen sich oder ihre Vorfahren nur als unterdrückte, ausgebeutete Menschen wahrnähmen, die dem Vermächtnis westlicher Unterjochung nie entgehen könnten. Er wollte, dass seine Schülerinnen die Sklaverei verstünden, sich jedoch nicht darüber definierten. »Es ist wichtig, über diese Perspektive von Opfern und Tätern hinauszukommen«, sagte er. Und er fügte noch hinzu, dass die Bewältigung dieser Geschichte den Schülerinnen auch helfe, die Folgen der Sklaverei in der Gegenwart zu verstehen.

Wie ein Echo der Aussagen von Eloi betonte auch Hasan die zentrale Aufgabe seiner Pädagogik: den Schülerinnen vermitteln, dass die Geschichte Afrikas nicht mit der Sklaverei begann. »Man muss ihnen zeigen, wie Afrika vor der Sklaverei, währenddessen und danach gewesen ist.«

Und weiter: »Wenn man die wirtschaftliche Lage in Afrika verstehen will, muss man begreifen, was während der Sklave-

rei passiert ist und was für eine riesige Auswirkung sie hatte. Denn die Sklaverei hat uns um den wichtigsten Input für Entwicklung gebracht, nämlich um menschliche Kraft. Wir müssen verstehen, auf welche Weise sich die Kolonisierung negativ auf unsere Situation ausgewirkt hat, und auch, inwiefern die Sklaverei Afrika um Arbeitskräfte gebracht hat.«

Hasan lehrt seine Schülerinnen unter anderem, dass wir Sklaverei und Kolonialismus nicht als zwei voneinander getrennte historische Phänomene betrachten dürfen. Es handelt sich um untrennbar miteinander verknüpfte Teile der Geschichte. Die Sklaverei hat ihren Tribut von der Bevölkerung Westafrikas gefordert. Millionen Menschen wurden aus ihrer Heimat verschleppt und übers Meer geschickt, um in generationenübergreifender Knechtschaft zu dienen. Das tiefgreifende Unheil setzte sich während der Kolonialzeit fort, als man dem Kontinent statt seiner Bevölkerung die natürlichen Ressourcen raubte. Hasan überlegte: »In beiden Situationen, in der Sklaverei wie im Kolonialismus, herrscht ein System der Plündererei. Zuerst plündert man in der Sklaverei Menschen. Afrika wurden seine Menschen geraubt. Und die Kolonialisierung bedeutet Plündererei natürlicher Ressourcen. Wir wurden von den Kolonisatoren ausgebeutet. Wie gesagt, beide Systeme basieren auf Plünderung.«

Aus Hasans Äußerungen konnte ich den Widerhall von Walter Rodney hören, dem guyanischen Historiker und politischen Aktivist. Der hatte 1972 in seinem Buch *How Europe Underdeveloped Africa* Folgendes geschrieben: »Jeder Afrikaner trägt eine Verantwortung, das System zu verstehen und an seiner Überwindung mitzuarbeiten.«¹¹

Es gibt da einen Satz, von dem Hasan meinte, er würde die Verstrickung von Kapitalismus, Kolonialismus und Sklaverei

exakt auf den Punkt bringen: »Weißer Zucker bedeutet Schwarzes Elend.« Er sagte auch: »Wenn Europa heute ist, was es ist, so liegt das am Blut und den Leistungen von Afrikanern, die man nach Amerika gebracht hat, damit sie auf Plantagen arbeiteten und Profite generierten. Das begünstigte die industrielle Entwicklung Europas, denn die wurde zum Teil durch die Tatsache ermöglicht, dass man Sklaven nach Amerika schickte, die hart arbeiteten, um Wachstum zu erzeugen. Das ist die Wurzel der gegenwärtigen Lage Europas.«

Ich war neugierig zu erfahren, was er von Reparationen hielt. Was es für seine Landsleute bedeuten könnte, für die gestohlenen Leben und geplünderten Ressourcen entschädigt zu werden. Hasan holte tief Luft und zog die Lippen nach innen, bevor er antwortete. »Das wird hier noch diskutiert und es gibt unterschiedliche Meinungen«, sagte er auf Englisch, sodass Momar diesmal nicht übersetzen musste.

Hasan betonte, dass die Frage nicht sei, ob sein Land Reparationen *verdiente*. Ähnlich der Debatte in den USA stellte er die Frage: »Was werden wir denn wiederherstellen, was reparieren?« Er war nicht dagegen, sich die Bereitstellung, Umsetzung, Logistik von finanzieller Entschädigung zu überlegen, aber er betonte die Notwendigkeit einer Art moralischer Kompensation. »Manche Leute bevorzugen ein Gedenken«, sagte er. »Nachdem man Geld bekommen hat, heißt es: ›Okay, jetzt hast du Geld bekommen. Wir haben alles repariert. Jetzt rede nicht mehr davon.« So ein Ergebnis möchte Hasan nicht. Er will eine Entschuldigung für das Geschehene. Und dann nach dieser Entschuldigung, dieser Auseinandersetzung, die Information darüber, welche wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Entscheidungen mit Blick auf die Zukunft getroffen werden.

Hasan hielt fest, dass die Frage einer Wiedergutmachung

kompliziert sei. Wenn wir beginnen, das komplizierte Netz aus Menschen und Prozessen auszugraben, das den Sklavenhandel ausmachte, dann stößt man auf eine riesige Anzahl von Individuen, die man für dessen Ausbreitung und Fortbestand verantwortlich machen könnte.

»Beispielsweise Könige, die Gefangene an Länder verkauften, die diese versklavten. Auch das ist eine Frage, die man im Hinterkopf behalten sollte«, sagte er. »Die ersten Europäer, die herkamen, wussten nichts vom Landesinneren. Sie kollaborierten mit Königreichen in Küstennähe. Sie gaben ihnen Waffen und etwas Geld, und die gingen ins Landesinnere, tief hinein, um Sklaven zu erbeuten, um Menschen gefangen zu nehmen und sie an die Küste zu bringen. Dort verkauften sie sie als Sklaven auf europäische Schiffe.«

Ich fragte Hasan, wie er diese Geschichte seinen Schülerinnen vermittelte. Daraufhin erklärte er, man müsse die ganze Geschichte lehren, nicht nur einen Teil davon. »Wenn man Kindern sagt, dass Millionen Schwarzer Menschen als Sklaven verkauft wurden, dann reagieren Kinder natürlich mit der Frage: ›Wer hat sie verkauft?‹ Darum ist das wichtig. Man kann diesen Aspekt der Geschichte nicht umgehen ... Darum ist es wichtig, dass wir alle Verantwortung klar benennen.«

Davon ausgehend war ich neugierig, wie viel Gewicht Hasan der Frage nach der Verantwortung beimaß. Fand er, da es zahlreiche beteiligte Parteien gegeben hatte, dass jede davon gleich viel Schuld trug? Hasans Antwort kam schnell: »Die Idee kam aus Europa, und daher ist Europa stärker verantwortlich als Afrika.« Trotzdem, meint er, würde das nicht bedeuten, dass man diesen Teil der Geschichte unter den Teppich kehren solle. Man müsse sich damit auseinandersetzen.

Nicht alle Schüler im Senegal haben Lehrer wie Hasan und

nicht alle besuchen Schulen wie die Mariama Bâ. An vielen Schulen des Landes wird Geschichte immer noch eurozentrisch unterrichtet, sodass der längeren, reicheren Geschichte Afrikas viel zu wenig Rechnung getragen wird. Hasan sagte, es sei wichtig, dass sein Land einen Lehrplan entwickle, damit Schüler ein ganzheitliches Verständnis dafür entwickeln könnten, was Sklaverei und Kolonialismus ihrem Land und ihrem Kontinent angetan haben. Das sei essenziell, meinte er, denn die eigene Geschichte zu kennen, würde ihnen helfen, die Lügen, die die Welt über Afrika verbreitet, besser zu identifizieren. Es rüstet die Schüler mit einer Art intellektuellem und historischem Werkzeugkasten aus, damit sie die Vorstellung, Afrika besitze keine Geschichte, trage selbst die Schuld an seiner Armut und wäre unter europäischer Kontrolle besser dran, nicht akzeptieren und verinnerlichen. »Wenn sie wissen, dass die Argumente falsch sind«, sagte er, »werden sie erkennen, dass auch der Rest nicht stimmt.«

Ich staunte über die Parallelen zwischen dem, was Ibrahima Seck, der Forschungsleiter der Whitney Plantation, über die Rolle der Geschichte geäußert hatte, und Hasans Ansichten dazu. Sie hatten ähnliche Vorstellungen davon, dass die Vermittlung von Geschichte, einer vollständigen Geschichte, darüber bestimmen würde, wie Schüler sich in der Welt zurechtfinden. Ihnen war absolut bewusst, dass dieses Wissen ihren Schülern einen neuen Blick, ein neues Gefühl von Freiheit und Begreifen geben würde – die Fähigkeit, eine Lüge zu erkennen, damit man sie nicht mehr belügen könnte. Ich erzählte Hasan, dass seine Worte mich an meinen Besuch auf der Whitney Plantation in Louisiana erinnerten. Da machte er große Augen und fragte, ob ich Ibrahima Seck kenne.

Ich erzählte, dass ich ihn vor ein paar Monaten getroffen und mich mit ihm unterhalten hatte.

Hasan erklärte lächelnd, dass das sein bester Freund sei. Die beiden hatten gemeinsam an einer Highschool in Dakar unterrichtet.

Draußen pfiß der Wind am Ufer und wir mussten alle lächeln.



Nach unserem Gespräch fragte ich Hasan, ob ich vielleicht mit ein paar Schülerinnen reden könnte. Wir gingen eine Treppe hinauf in ein anderes Klassenzimmer, in dem er uns sieben jungen Frauen vorstellte, die gerade zwischen zwei Kursen lernten. Der Raum war hell und es stand ein Dutzend Holztische darin. An manchen waren braune Plastikstühle befestigt, an anderen kleine Holzbänke. Jedes Mädchen trug Schuluniform – dunkelblaues Kleid mit weißer Bluse darunter. Vier von ihnen trugen Tücher, die ihr Haar verhüllten, bei den anderen waren schmale, dicht an der Kopfhaut geflochtene Braids zu sehen. Ich stellte mich den Mädchen, die zwischen sechzehn und achtzehn Jahre alt waren, in meinem holprigen Französisch selbst vor. Die Mädchen, deren Namen ich hier geändert habe, kicherten. Eine von ihnen, Fatou, meinte, ich solle ruhig Englisch sprechen. Die übrigen nickten. Ich lächelte und war einerseits dankbar, genierte mich andererseits aber auch ein bisschen für meinen unbeholfenen ersten Eindruck. Ich begann mit der Frage, wie sie im Laufe ihrer Schulzeit das Thema Sklaverei durchgenommen hätten.

»Ich glaube, wir haben in der vierten Klasse etwas darüber gelernt«, sagte Aida und zupfte ihr schwarzes Kopftuch am Hals zurecht. »Wir hörten, dass die Europäer hierher, nach Afrika, kamen, um die Welt zu entdecken und Leute zu Christen zu machen. Aber als sie dann herkamen, entdeckten sie unsere Roh-

stoffe und fanden heraus –« Sie verbesserte sich selbst. »Oder sie glaubten«, sagte sie jetzt und betonte dabei das letzte Wort besonders, »dass wir keine Kultur hätten.« Die anderen nickten zustimmend und schüttelten aber auch die Köpfe über die Absurdität dieser Meinung. »Und sie brachten uns nach Amerika, damit wir für sie das Land bewirtschafteten und andere Arbeit verrichteten.«

Aida sagte, einer der brutalsten Aspekte, an die sie sich aus dem Unterricht noch erinnerte, sei gewesen, zu erfahren, wie man gefangene Afrikanerinnen und Afrikaner von einer Seite des Atlantiks auf die andere transportiert hatte. Sie beschrieb, dass sie gelernt hatte, wie wenig die Menschen über Wochen und Monate zu essen bekommen hatten, wie unfassbar eng es dort gewesen war, wo man sie angekettet hatte, und wie schlimm Krankheiten grassierten. Sie erinnerte sich besonders an eine Stunde, in der beschrieben worden war, dass verstorbene Afrikaner und solche, die zu krank waren, um noch als Arbeitskräfte von Nutzen zu sein, »ins Meer geworfen wurden«. Sie machte ein bekümmertes Gesicht. »Sie haben uns kein bisschen respektiert.«

Corine, ein anderes Mädchen, das ein paar Tische weiter saß und ein weißes Kopftuch trug, das ihr bis über die Schultern fiel, meldete sich zu Wort. »Die haben Frauen angesehen, als wären sie Tiere.« Sie runzelte die Stirn und presste die Lippen zusammen. »Ich verstehe nicht, wie man in ein anderes Land kommen kann, sieht, dass die Menschen dort anders sind als man selbst, und dann anfängt zu sagen: ›diese Leute haben keine Kultur‹, ›die muss ich kolonisieren‹ oder ›ich muss über ihnen stehen‹, ›ich muss sie ausbeuten‹.« Sie schwieg kurz und schüttelte den Kopf. »Das sind doch auch nur Menschen.«

Corine sprach davon, dass die jahrhundertlange Kolonisie-

zung und Ausbeutung durch Europa sich nicht von den literarischen und philosophischen Texten trennen ließen, die implizit Rechtfertigungen dafür lieferten, wie europäische Kolonisatoren Afrika und den Menschen dort begegneten. »Wie Hegel«, sagte sie. »Diese Vorstellung, ›Africa ist eine tabula rasa‹ – die begreife ich nicht.«

Als sie den Philosophen des frühen 19. Jahrhunderts erwähnte, rollten die anderen Mädchen mit den Augen und begannen auf Französisch zu tuscheln. Aus ihren zischenden Stimmen sprach Verachtung. Hegel war offenbar schon Diskussionsstoff gewesen.

Corine hatte recht. Der berühmte Philosoph hatte von Afrika und den Afrikanern wenig gehalten. Er äußerte, dass die afrikanische Geschichte – was auch immer man darüber wusste – nichts zur globalen Entwicklung und zur Weltgeschichte beigetragen hätte. In seinem Werk schrieb er von der Unterlegenheit der Afrikaner und dass sie nicht über die nötige Aufnahmefähigkeit verfügen würden, um ganz als Menschen betrachtet zu werden, sondern stattdessen als statische subalterne Wesen existierten. »Aus diesen verschiedentlich angeführten Zügen geht hervor, daß es die Unbändigkeit ist, welche den Charakter der Neger bezeichnet. Dieser Zustand ist keiner Entwicklung und Bildung fähig, und wie wir sie heute sehen, so sind sie immer gewesen. Der einzige wesentliche Zusammenhang, den die Neger mit den Europäern gehabt haben und noch haben, ist der der Sklaverei.«¹²

Er schrieb, dass diese angenommene Minderwertigkeit zu ihrer Position in der Hierarchie des Sklavenhandels geführt hätte. Die »Neger sind als eine aus ihrer uninteressierten und interesselosen Unbefangenheit nicht heraustretende Kindernation zu fassen. Sie werden verkauft und lassen sich verkaufen, ohne alle Reflexion darüber, ob dies recht ist oder nicht.«¹³

Dagegen repräsentierte die weiße Rasse in seinen Augen das Beste, was die Menschheit zu bieten hätte. »Erst in der *kaukasischen* Rasse kommt der Geist zur absoluten Einheit mit sich selber; erst hier tritt der Geist in vollkommenen Gegensatz gegen die Natürlichkeit, erfaßt er sich in seiner absoluten Selbständigkeit, entreißt er sich dem Herüber- und Hinüberschwanke von einem Extrem zum anderen, gelangt zur Selbstbestimmung, zur Entwicklung seiner selbst und bringt dadurch die Weltgeschichte hervor.«¹⁴

Hegels Rassismus ist Teil eines viel längeren, heimtückischeren Zweigs der Philosophie, der jahrhundertlang rassistische Ideen und Praktiken konkretisierte. Tatsächlich ist es vielleicht sogar der zentrale Knackpunkt der Aufklärung, dass viele dieser europäischen Denker für Liberalismus, Rationalismus und menschlichen Fortschritt eintraten, während sie gleichzeitig Zündstoff für Sklaverei und Kolonialismus lieferten.

Ein Paradebeispiel dafür ist Immanuel Kant, der schrieb: »In den heißen Ländern reift der Mensch in allen Stücken früher, erreicht aber nicht die Vollkommenheit der temperirten Zonen. Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der Race der Weißen. Die gelben Indianer haben schon ein geringeres Talent. Die Neger sind weit tiefer, und am tiefsten steht ein Theil der amerikanischen Völkerschaften.«¹⁵ Sklavenhalter in den USA benutzten diese Rationalisierungen aus der Zeit der Aufklärung, um den Fortbestand der Sklaverei zu rechtfertigen.

Corine drückte ihre Sorge aus, dass die Geschichte von Sklaverei und Kolonisierung ihrem Heimatland anhängen und ihnen ein Gefühl von Minderwertigkeit geben könnte, das sie nicht abschütteln könnten. Sie fand, es »sollte etwas sein, das wir vergessen sollten, denn wenn wir das nicht tun, werden wir uns nicht mehr weiterbewegen«.

Fatou, mit rundlichen Wangen und schmalen Augen, saß direkt neben ihr und vertrat einen anderen Standpunkt. Ihrer Ansicht nach war es unerlässlich, zu verstehen, wie Sklaverei und Kolonisation die gegenwärtige Gesellschaft geprägt hatten. Sie sagte, wenn man sich umsieht, wird klar, dass Einfluss und Denkweise des Westens diktieren, wie Dinge in ihrem eigenen Land laufen. »Deshalb sehe ich das nicht so. Wir können es nicht vergessen«, sagte sie. »Denn auch wenn es sich nicht mehr dieselbe Sklaverei oder Kolonisation handelt, so ist sie doch immer noch hier vorhanden.«

»Darf ich etwas sagen?«, fragte Aida. Sie wollte auf den Unterschied zwischen Vergebung und Vergessen hinweisen. »Wir sollten die Sklaverei nicht vergessen, aber wir können vergeben.« Die Folgen des Vergessens würden künftigen Generationen schaden. Weil ihnen die historischen Grundlagen fehlen würden, um zu verstehen, warum rassistische Vorurteile und Ungleichheit in der ganzen Welt verbreitet sind. »Sie würden es nie verstehen, wenn wir die Sklaverei vergessen«, sagte sie. »Aber wenn sie es wissen, dann wissen sie vielleicht, dass es an der Engstirnigkeit der Leute lag und dass es eine Zeit gab, als wir nicht so akzeptiert wurden, wie wir waren.«

Fatou erwähnte noch, dass ihrer Meinung nach die Kolonisation das Selbstverständnis der Menschen im Senegal und in ganz Afrika beeinträchtigt hat. »Afrikaner haben letztendlich immer im Hinterkopf, ›Europäer sind besser als wir‹. Das ist wie ein Komplex.«

Die Mädchen diskutierten hin und her über den Tribut, den die Relikte der Kolonisation von ihrem Land gefordert hätten. Die Arbeitslosenrate ist zu hoch. Die Infrastruktur ist zu alt. Die Schulen verfügen über zu wenig Mittel. Sie erzählten mir, dass so viele der begabtesten jungen Leute aus dem Senegal

an Universitäten überall auf der Welt studieren und dann nicht mehr zurückkehren würden. Das liegt ihrer Meinung nach an den fehlenden Jobchancen im Senegal, aber auch daran, dass die Leute verinnerlicht hätten, man wäre eben wertvoller und wichtiger, wenn man in Europa oder Amerika lebe und arbeite. »Afrikaner glauben nicht an Afrika«, konstatierte Fatou.

Ich erzählte den Mädchen mehr über den Grund meines Besuchs und dass ich am Vortag im Sklavenhaus gewesen war. Es interessierte mich, ob sie diesen berühmten historischen Ort, der nur ein paar Minuten die Straße hinunter lag, besucht hatten. Und wenn ja, was sie von dieser Erfahrung hielten.

»Wir fühlen uns nicht gut«, sagte Khady, die vorne im Klassenzimmer saß und bisher geschwiegen hatte. »Weil es uns daran erinnert, was unsere Vorfahren damals erlebt und empfunden haben. Und es macht uns traurig.« Sie schwieg kurz. »Ein Ort der Trauer in unseren Herzen.«



Wenige Tage später, ich war inzwischen wieder zu Hause in den USA, scrollte ich eines Nachmittags durch die Fotos, die ich bei meinen Ausflügen nach Gorée gemacht hatte. Auf einem Bild jagten kleine Kinder auf einem Sandplatz einem Fußball hinterher und Staubwolken stiegen um ihre Füße herum auf. Eine Gruppe Frauen in farbenfrohen Gewändern saß auf Bänken unter Baobabbäumen, deren dicke Stämme und unzählige Zweige sich wie ein Baldachin über den Innenhof breiteten. Straßenkatzen schlängelten sich um Bänke und kratzten sich die Rücken am abgesplitterten rauen Holz.

Ich stieß auf ein Foto, das ich vom anderen Ende des Sklavenhauses von der Tür ohne Wiederkehr gemacht hatte. Darauf wird der steinerne, gewölbte Gang schmaler, wo der Blick

sich der Tür nähert. Zunächst erkennt man gar nicht, dass der Durchgang zum Meer hinausführt. Es ist einfach nur grelles Licht, das durch die Mauer fällt. Was ich an diesem Foto mag: Der kräftige Schein zieht die Aufmerksamkeit auf die Tür und macht gleichzeitig unkenntlich, was dahinter liegt. Fast als wollte die Tür sagen: »Sieh mich an, aber nicht durch mich hindurch.«

Diese Tür war nicht mehr das, was ich mir zunächst darunter vorgestellt hatte. Aber vielleicht musste sie das auch gar nicht sein. Etwa dreiunddreißigtausend Menschen wurden von der Insel Gorée in die Neue Welt geschickt. Vielleicht spielt es eine geringe Rolle, ob sie vorher durch eine Tür in diesem Haus gegangen sind oder auf einen Anleger und von dort an Bord getrieben wurden. Vielleicht spielt es eine geringe Rolle, dass Millionen Menschen nicht von dieser Insel aus in Knechtschaft geschickt wurden, sondern eher, dass überhaupt Menschen von dieser Insel aus in Knechtschaft kamen. Als ich in dem Sklavenhaus in dem Raum ganz nah am Meer stand, meine Arme ausbreitete und die nassen Steinmauern berührte, spielte es da eine Rolle, wie viele Menschen genau einst darin festgehalten worden waren? Oder war es wichtiger, dass der Raum mich gezwungen hatte, über die Bedeutung der Ursprünge von Sklaverei nachzudenken? Als ich mich bückte und in die kleine Höhle kroch, von der man mir gesagt hatte, widerspenstige Sklavinnen und Sklaven wären dort gefangen gehalten worden, als die Dunkelheit dieses Lochs mich überwältigte, spielte es da eine Rolle, ob sich dort einst tatsächlich versklavte Menschen befunden hatten? Oder war es wichtiger, dass meine Sinne unwiderruflich dafür geschärft wurden, was Knechtschaft für Millionen Menschen bedeutet hatte? Kann ein Ort, der eine gewisse Menge an Fakten falsch angibt, immer noch Ort der Erinnerung für eine größere Wahrheit sein?

Die Worte von Dr. Araujo wirkten in mir nach: »Das ist das Problem mit der Erinnerung an die Sklaverei, dass wir all diese Lücken haben.« Diese Lücken. Lücken, die gefüllt werden müssen. Lücken, von denen auch David Thorson in Monticello sprach: »Ich denke, Geschichte ist die Story der Vergangenheit unter Verwendung aller verfügbaren Fakten. Nostalgie ist eine Fantasie von der Vergangenheit, die keine Fakten nutzt; und irgendwo in der Mitte ist Erinnerung.«

Da gibt es die Lücken, die Monticello zu füllen versucht. Und zwar indem es klarmacht, dass man die Geschichte von Thomas Jefferson nicht ohne die Geschichte der Familie Hemings erzählen kann. Eine Erinnerung daran, dass wir nicht lesen können, was Jefferson in seiner Unabhängigkeitserklärung über die Vereinigten Staaten geschrieben hat, und ignorieren, was er in seinen *Notes on the State of Virginia* über versklavte Menschen schrieb.

Dann gibt es die Lücken, die als Katalysator für die Verpflichtung der Whitney Plantation dienen. Die Verpflichtung zu einer Geschichte, die nicht genügend Plantagen bereit sind zu erzählen. Whitney ist ein Ort, an dem man sich weigert zu akzeptieren, dass Plantagen zwischendrin unter anderem als Locations für Hochzeiten dienen sollten. Stattdessen möchte Whitney ein Ort der Auseinandersetzung sein, wo die Geschichte versklavter Menschen im Mittelpunkt steht. Denn versklavte Menschen bilden den Mittelpunkt der Geschichte.

Es gibt die Lücken, um die das Angola-Prison einen großen Bogen macht, obwohl es auf achtzehntausend Morgen Land als Beweis steht. Obwohl es ein Ort ist, an dem Tausende Schwarze Männer immer noch Hacken in den weichen Boden der Felder schlagen.

Außerdem sind da Lücken, die der Friedhof von Blandford

mit Fiktion und Flaggen einer Armee füllt, die einen Krieg führte, um Millionen Menschen weiter in Ketten zu halten. Es ist ein Ort, der sich weniger dafür interessiert, wie die Wahrheit aussieht, und mehr dafür, auszublenden, dass diese Wahrheit ihre dort begrabenen Angehörigen betreffen könnte.

Es gibt die Lücken, die die Community von Galveston benutzt, um Trauer in ein Lied zu verwandeln, einen Ort, um der Freiheit zu gedenken, indem wir uns an all das erinnern, was nötig war, um so weit zu kommen. Einen Ort, der uns daran erinnert, wie kostbar Freiheit ist und wie energisch wir daran festhalten müssen.

Da sind Lücken, die New York City lange unter seinen Wolkenkratzern und vor den Strahlen seines Nordlichts versteckt hat. Ein Ort, an dem das Echo der Vergangenheit von der Wall Street bis zum Central Park schallt und an dem die Story von moderner Weltoffenheit eine düstere Geschichte verschleiert.

Es gibt Lücken am Ufer der Insel Gorée. An einem Ort, der versucht, eine Geschichte zu erzählen, von denen manche den Eindruck haben, sie sei vergessen. Ein Ort, der mit der Spannung ringt, die sich aus der Verknüpfung von Faktum und Wahrheit ergibt. Ein Ort, der nach wie vor die Geister Tausender bewahrt und der ein Symbol für das Elend von Millionen bleibt.

Und schließlich wären da noch die Lücken bei mir, einem Schwarzen Mann in Amerika, der seine Wurzeln nicht weiter als bis zu einem bestimmten Punkt in der Geschichte verfolgen kann. Dessen Herkunft vor den Plantagen, auf denen meine Vorfahren gefangen gehalten wurden, vom Nebel der Vertreibung und Entwurzelung verhüllt ist. Das sind die Lücken, die ich noch zu verstehen versuche, Lücken, die ich füllen möchte.

»Ich habe es durchlebt«

Epilog

Der Großvater meines Großvaters war versklavt. Die beiden teilten sich einen Namen, eine Familie und die harte Erde von Mississippi. *Der Großvater meines Großvaters war versklavt.* Ich dachte darüber nach, dass es sich anfühlte, als würde ich näher zum Zentrum des konzentrischen Kreises gezogen, den Geschichte bildet. *Der Großvater meines Großvaters war versklavt.* Ich sprach den Satz laut aus und ließ ihn auf meinen Lippen ruhen. Erst als ich danach fragte, erzählte meine Familie mir, dass der Großvater meines Großvaters in die Sklaverei hineingeboren worden war.

Im Rahmen meiner Arbeit als Autor und Wissenschaftler habe ich Tausende von Stunden in Gesprächen mit Menschen verbracht, um die Vergangenheit besser zu verstehen. Und ich habe mit Menschen gesprochen, die mir erklärten, wie die Vergangenheit die Welt geprägt hat, in der wir heute leben. Tausende von Stunden habe ich mich in Bücher über amerikanische Geschichte vertieft, die mir halfen, all das, was mich heute umgibt,

zu begreifen. Ich bin durchs Land – und übers Meer – gereist, um historische Stätten zu besuchen, die davon erzählten, wie wir an den Punkt gekommen sind, an dem wir uns heute befinden. Dennoch wurde mir mit jedem Jahr deutlicher bewusst, dass die Vergangenheit nicht nur in Museen, Gedenkstätten, Denkmälern und Friedhöfen wohnt, sondern auch in unserer Abstammung, in unseren Familien. Während ich in Archiven wühlte, die die Geschichte dieses Landes erklären sollen, realisierte ich, dass wir die besten Primärquellen oft direkt vor uns haben.

Der Altersunterschied zwischen dem Vater meiner Mutter und der Mutter meines Vaters beträgt fast zehn Jahre. Die Partner von beiden sind gestorben, aber sie tragen ihre Eheringe trotzdem noch. Stark abgenutzte Goldreifen, wie Gebete um ihre Finger. Ihr Leben wird zusammengehalten von der Liebe ihrer Kinder, der Bewunderung ihrer gemeinsamen Enkel und der ungebremsten Fröhlichkeit ihrer Urenkel. Ihr Leben ist aber auch davon geprägt, dass sie in einem Viertel, einer Region, einem Land aufwuchsen, wo ihnen die meiste Zeit erklärt wurde, sie wären nichts wert. Ihre Lebensgeschichten sind bemerkenswert und gewöhnlich zugleich. Ihre Erinnerungen sind genau wie die, die ich in diesem Buch erforscht habe, kraftvoll, nuanciert, unvollständig und sehr ergreifend. Aus ihren Geschichten hat sich meine eigene ergeben.

Als wir das National Museum of African American History and Culture (NMAAHC) besuchten, schob ich meinen Großvater in einem Rollstuhl. Er hatte nur widerstrebend eingewilligt, darauf Platz zu nehmen. Der Gehstock lag auf seinem Schoß, und in der Hand hielt er den Lageplan des Museums. Er ist ein stolzer Mann, aber er weiß auch, dass seine Knie nicht mehr so funktionieren wie früher. Jahrelanges Footballspiel an der Highschool und am College haben den Verschleiß seiner

Gelenke beschleunigt. Der Gang meiner Großmutter während dieses Museumsbesuchs war stabil und ohne Eile. Mal ging sie hinter uns, mal voraus. Mit lässiger Unabhängigkeit ließ sie sich lediglich von ihrer eigenen Neugier treiben.

Ich hatte das Museum zuvor nur einmal kurz besucht. Schon damals staunte ich darüber, dass eine einzige Institution so viel von der komplexen Beziehung – turbulent und inspirierend, gewalttätig und rechtschaffen zugleich – des Schwarzen Amerika zu diesem Land zeigen kann. Und darüber, dass so viele verschiedene komplizierte Zeugnisse der US-Geschichte, die in unserem breiteren sozialen Diskurs falsch dargestellt sind, hier ausgestellt werden. Es gibt sicherlich an diversen Orten des Landes andere Museen, die sich der Dokumentation der Geschichte und der Beteiligung Schwarzen Lebens widmen, und das Lokalkolorit macht jedes von ihnen einzigartig. Das NMAAHC unterscheidet sich durch seinen Anspruch von ihnen. Dieses Museum anerkennt, dass Schwarzsein keine Nebensächlichkeit des Projekts Amerika ist, sondern das Fundament, auf dem das Land errichtet wurde.

Wir kamen an einer Statue von Thomas Jefferson vorbei, der vor einem Turm aus Ziegeln stand. Auf jedem davon war der Name eines Menschen zu lesen, den Jefferson verklavt hatte. Einschließlich seiner eigenen Kinder. Wir kamen an einer scharlachroten Robe des Ku-Klux-Klan vorbei. Die rote Farbe des Satins leuchtete im Schein des darüber angebrachten Scheinwerfers, als wäre der Stoff im Feuer glasiert worden. Wir kamen an einer sepiafarbenen Fotografie von vier Männern vorbei, die an einem einzigen Baum hingen. Die Stricke waren um die Äste geschlungen. Die hellbraunen Fasern wirkten fest miteinander verflochten und über jedem leblosen Nacken war ein Henkersknoten zu sehen.

Im hinteren Teil des Museums war ein ganzer Raum Emmett Till gewidmet. Till war, wie viele wissen, ein vierzehnjähriger Junge aus Chicago, der 1955 seine Familie in Money, Mississippi, besuchte, wo zwei weiße Männer ihn brutal ermordeten. Doch er wurde nicht nur umgebracht, sondern entführt, geschlagen, in den Kopf geschossen und mit dem Hals an einen großen Metallflügel einer Baumwollentkörnungsmaschine gebunden. Schließlich wurde seine Leiche in den Tallahatchie River geworfen. Carolyn Bryant, eine weiße Frau, behauptete, Till hätte ihr nachgepfiffen, sie begrapscht und anzügliche Bemerkungen in dem Gemischtwarenladen gemacht, wo sie an der Kasse arbeitete. Sechzig Jahre später allerdings gab Bryant zu, dass sie gelogen hatte. Emmett hatte sie niemals angerührt oder irgendetwas Unanständiges gesagt.¹

Wir näherten uns Emmetts Sarg, dessen Bronzeton im Lichtschein strahlte. Er war offen und zeigte ein Foto davon, was Emmetts Mutter, die auf eine Begräbnisfeier mit offenem Sarg bestanden hatte, der Welt hatte zeigen wollen: was *White Supremacy* ihrem Sohn angetan hatte. Ich hatte schon früher Bilder davon gesehen und musste gar nicht mehr hören als das leise Summen der Lampe über uns, um Mamie Till Mobleys unablässiges Schluchzen präsent zu haben. Mein Großvater ließ ohne Eile seinen Blick über den Sarg gleiten. »Er wurde im Nachbarort von dem Ort ermordet, wo deine Großmutter und ich lebten. Nur ein paar Meilen entfernt«, sagte er, ohne aufzuschauen.

Ich wusste zwar, dass der Rauch von Sklaverei und Jim Crow ihr Leben verdüstert hatte, aber Genaueres war mir nicht bekannt. Ich hatte keine Ahnung, wie sie jeweils ihren Weg durch dieses brennende Land gemacht hatten, ohne selbst zu Asche zu werden.



In dem Jahr, als mein Großvater geboren wurde, kostete eine Gallone (3,78 Liter) Benzin zwanzig Cents, ein Laib Brot neun Cents. Die Sklaverei war seit sechzig Jahren zu Ende und zwölf Jahre später würden alle sie vergessen haben. In dem Jahr, als mein Großvater geboren wurde, hatte er acht Geschwister, zwei Eltern und einen Großvater, der in die Knechtschaft geboren worden war, was er zu verbergen versuchte. In dem Jahr, als mein Großvater geboren wurde, waren Millionen Amerikaner arbeitslos und mehr als tausend Banken schlossen. Die Weltwirtschaftskrise hatte tief Luft geholt, und die USA atmeten jahrelang nicht mehr auf. In dem Jahr, als mein Großvater geboren wurde, lynchte man einundzwanzig Menschen und man hörte keinen Laut. Die Bäume starben, die Erde wurde gewendet und die Blätter bedeckten feierlich alles, was übrig blieb. In dem Jahr, als mein Großvater geboren wurde, verließen volle Züge Mississippi und nur leere kehrten zurück.



Als ich mich mit meinem Großvater zusammensetzte, ist er neunundachtzig Jahre alt. In Monticello, Mississippi, geboren, spricht er mit einer vollen, sonoren Stimme, aus der man immer noch den Singsang des Deep South, des tiefen Südens, heraus hört. Sein dröhnendes Lachen ist wie ein Raum voller Erinnerungen. Er ist groß, wenn auch nicht mehr so groß, wie er mal war. Seine früher breiten, kräftigen Schultern wurden mit der Zeit gebeugt. Er hat eine breite Nase, schmale Augen und weiche Fältchen um seinen Mund herum. Das grau-schwarze Haar, das stellenweise weiß wird, trägt er ordentlich geschnitten, vielleicht einen Zentimeter lang. Als ich noch ein Junge war, starrte ich auf seine Augenbrauen – dichte schwarze Schatten über seinem Gesicht. Ihr Schwung konnte ein Verhör ankündigen. Und wenn er nur eine davon hochzog, konnte das eine Aufforderung oder eine Warnung sein. Auch wenn sein Körper

begonnen hat, in sich zusammenzusinken, wirkt er immer noch vornehm und strahlt Autorität aus. Er war professoral, bevor ich dieses Wort kannte, distinguiert, bevor ich das Wort richtig aussprechen konnte. Es wäre nicht richtig zu sagen, ich hätte ihn gefürchtet, aber ich merkte, wie ich den Rücken in seiner Gegenwart durchdrückte. Er war in Mississippi aufgewachsen und kehrte in seinen Heimatstaat zurück, als alle ihm rieten, von dort wegzubleiben.

Wir saßen in seinem Wohnzimmer in New Orleans zusammen. Gleich um die Ecke wohnten meine Mutter – seine Tochter – und mein Vater. Sein Körper schmiegte sich in den alten Kippsessel, während ich mich daneben auf die cremefarbene Leder-couch setzte, die ich schon so lange kenne. Man sah seinem Körper die Strapazen der Jahrzehnte an. Der Deckenventilator surrte über unseren Köpfen und zerschnitt das Licht der Lampe in gleichmäßigem Takt.

Mein Großvater wuchs in einem Staat auf, in dem Menschen gelyncht und vor Sonnenaufgang verscharrt wurden. Es war ein kleines ländliches Kaff mit weniger als tausend Einwohnern. Man wusste über das Leben der Nachbarn in groben Zügen Bescheid. Lynchmorde waren nichts, wovon er aus den Nachrichten oder aus einem Schulbuch erfahren musste. In den 1930ern war die Luft Mississippis davon gesättigt; die Möglichkeit, dass so etwas geschah, war so gegenwärtig wie der Feuchtigkeitfilm auf seiner Haut. Der Ort war etwa zu zwei Dritteln weiß und zu einem Drittel Schwarz, sagte mein Großvater, und er erinnerte sich daran, dass mit der Trennung zwischen den beiden Hautfarben so früh wie nur irgend möglich begonnen wurde.

Als er zu sprechen anfang, schenkte seine Stimme, die so tief und wohlklingend war wie ein Cello, mir wieder den Trost und die Sicherheit, die ich als Kind empfunden hatte.

»Ich kann dir sagen, am meisten getroffen hat mich, dass ich, als ich alt genug war, um zur Schule zu gehen, das aber nicht durfte, weil ich Schwarz war – *colored*, farbig, haben sie uns damals genannt –, bis ich sechs wurde. Und dann musstest du mit der Vorvorschule und der Vorschule anfangen, was bedeutete, du warst schon acht, wenn du in die erste Klasse kamst. Was auch bedeutete, wenn du ihr Programm durchgezogen und jedes Jahr bestanden hast, hast du die zehnte Klasse mit achtzehn beendet«, erklärte er mir und schaukelte dabei mit seinem Sessel vor und zurück. »Und mehr Bildung war für Schwarze in dem County nicht vorgesehen ... Mit achtzehn absolvierte man die zehnte Klasse und war fertig für die Arbeit auf der Farm. Und wenn du fleißig warst, haben sie dich noch angeheuert, um das Gerichtsgebäude zu putzen.«

Mein Großvater war schon als Kind ein Bücherwurm, was vielen Leuten, Schwarzen und weißen, auffiel. Er erzählte mir, dass ein paar weiße Frauen im Ort »erfuhren, dass ich ein eifriger Leser war. Und so fingen sie an, mir die *Saturday Evening Post*, die Zeitschrift *Time* und alle möglichen Bücher und Zeitschriften auf ihren hinteren Veranden liegen zu lassen«.

Während mein Vater mir diese Anekdote erzählte – voller Stolz, als Zeichen seines jungen Intellekts und seiner Hingabe ans Lernen trotz eingeschränkter Möglichkeiten –, störte mich, wie er die Umstände der Übergabe beschrieb. Es fühlte sich an, als sei er der Empfänger eines herablassenden Akts von Wohltätigkeit gewesen. Das Bild meines Großvaters, wie er als Elfjähriger hinters Haus von jemandem tritt und die alten Zeitungen und Zeitschriften, die er dort findet, in eine Papiertüte stopft, fand ich bedrückend. Das ist das Puzzle der Armut, das Rätsel der Zweiklassengesellschaft: Wie kann man die Wohltätigkeit von jemandem annehmen und etwas Gerechteres daraus

machen? Hätte ich erwartet, dass mein Großvater so ein Angebot ausschlug? Sollte ich nicht seinen Einfallsreichtum und seine ungebrochene Liebe zur Literatur loben, anstatt mich über die Umstände von damals zu beschweren?

Diese Geschichte meines Großvaters spiegelt auch wider, wie sehr in den 1940ern in Mississippi der Lauf des Schicksals eines Kindes mehr als alles andere von glücklichen Zufällen abhing. Mein Großvater konnte nur deshalb einem Leben als Landarbeiter oder Putzkraft im Gericht entgehen, weil sein Schuldirektor ihn ins Herz geschlossen hatte. Dieser Mann wollte nicht mitansetzen, dass dieser frühreife Schüler zu einem Schicksal verurteilt wäre, das er, wie so viele andere Schwarze Kinder in Mississippi, nicht verdiente.

Da es in seinem County keine Highschool für Schwarze Kinder gab, konspirierte der Direktor seiner Grundschule mit der großen Schwester meines Großvaters, die sein Leben lang eine treibende Kraft für seine Bildung bleiben sollte. Die beiden beschlossen, ihn in eine Schule in einem anderen County, zwanzig Meilen entfernt, zu schicken. Da es allerdings 1945 unmöglich gewesen wäre, täglich eine Strecke von vierzig Meilen zurückzulegen, wurde mein Großvater im Ort seiner neuen Highschool, in Brookhaven, im Haus einer Frau einquartiert, die auch andere Schüler in vergleichbaren Umständen zur Miete aufnahm.

Im Verlauf unseres Gesprächs erzählte mein Großvater mir von einigen Demütigungen, die er in seiner Kindheit erlebt hatte. Eines Nachmittags kam er zu der Entkörnungsmaschine, um Samen der Baumwolle zu verkaufen, die seine Familie auf den paar Morgen Land anbaute, die sie für sich hatte reklamieren können. Der weiße Angestellte sah in ihm nicht ein Kind mit wachem Verstand, sondern einen Jungen, den er zu seinem

Minstrel degradieren wollte. Als mein Großvater sich daran erinnerte, traten vor Zorn die Adern an seinen Schläfen hervor.

»Der Kerl sagte: ›Ich geb dir was, wenn du tanzt.‹ Und ich sagte: ›Ich kann nicht tanzen.‹« Doch der Mann nahm das, was er als »hochnäsiges« Benehmen empfand, nicht gut auf. »Er griff nach einer Peitsche oder so was«, erinnerte mein Großvater sich. Der Mann musste, als er sich anschickte, Rache an dem schlak-sigen Jungen zu nehmen, gewusst haben, dass er selbst keinerlei Folgen zu fürchten hatte. »Aber ein anderer Kerl hat ihn dran gehindert«, sagte mein Großvater.

So lange Zeit meines Lebens war dieser Großvater Inbegriff von Stärke und Tapferkeit. Seine früher so imponierende Gestalt und die tiefe Stimme machten es für mich unvorstellbar, dass er sich jemals von einem anderen Mann hatte einschüchtern lassen. In der Fantasie meiner Kindheit war er ein Fels, dem kein Sturm etwas anhaben konnte. Und doch war da nun diese Geschichte, eine Anekdote, die ihn aus dem Mythos meiner Erinnerung in einen kleinen, zerbrechlichen Jungen verwandelte. Einen Jungen, dem man unter kaum verhohlener Androhung von Gewalt befohlen hatte, eine Vorstellung zu geben. Und das in einem Staat, in dem Jungen wie er so leicht in der Nacht verschwanden. Emmett Till hatte man wegen angeblichen Nachpfeifens und einer Lüge umgebracht. Da war es absolut vorstellbar, dass man meinen Großvater umgebracht hätte, weil er sich ausdrücklich geweigert hatte, zu tun, was ein weißer Mann von ihm verlangte. Das passierte zwar achtzig Jahre nach der Sklavenbefreiung, aber eben immer noch in Mississippi.

Je länger ich mit meinem Großvater zusammensaß, desto mehr erzählte er. Sein Gedächtnis sprang von einer Anekdote zur nächsten. So verarbeitete er hörbar Erinnerungen, die er an Orten ausgrub, die er schon viele Jahre lang nicht mehr be-

sucht hatte. Als er noch ein Junge war, ritten sogenannte *Night Riders* – Bürgerwehren von White Supremacists – durch den Ort und versuchten, Schwarze Familien zu ängstigen, damit sie sich wie gelähmt unterordneten. »Meine Mutter schickte uns dann immer hinten ins Haus und verbot uns, nach vorne zu kommen. Ich glaube, manchmal ging sie hinaus und sagte denen: ›Wir tun doch gar nichts, wir versuchen nur zu leben.«

Mein Großvater berichtete, dass sie jedem direkten Angriff der Männer auswichen, aber er konnte sie in die Dunkelheit brüllen hören, wenn sie durch die Ortschaft ritten. Ich fragte, was sie brüllten. »Manchen Leuten machten sie richtig Angst«, erklärte er mir. »Weil sie sie anschnauzten und ›Niggers‹ nannten und so was sagten wie: ›Bleibt von der Ortsmitte weg.« Lauter solches Zeug.«

Ich stellte mir vor, wie mein Großvater und seine Geschwister im Hinterzimmer eines kleinen Hauses in Mississippi den Atem anhielten, darauf warteten, dass das Hufgeklapper in der Ferne verhallte. Wie sie dann auf Zehenspitzen über Fensterbänke lugten und die Schatten dieser Männer und ihrer Pferde in der Nacht verschwinden sahen.

Ich fragte meinen Großvater, wie er sich bei all dem gefühlt habe. Er antwortete, weil seine Mutter und sein Vater beide für weiße Leute arbeiteten, die sie mochten, sei er immer davon ausgegangen, dass nichts passieren würde. »Wenn du irgendwelche weißen Leute hattest, die für dich bürgten, würde einem nichts zustoßen«, sagte er. »Solange man innerhalb seiner Grenzen blieb.« Er meinte auch, dass er immer glaubte, seine Familie sei sicher, weil sie »an ihrem Platz blieb«.

Es wundert mich, meinen Großvater das sagen zu hören. Schließlich ist die Geschichte voller Beispiele Schwarzer Familien, die exakt getan hatten, was von ihnen erwartet wurde, und

trotzdem Familienangehörige an einem Baum aufgehängt oder auf dem Grund eines Flusses wiedergefunden hatten. Allerdings kann ich verstehen, warum die zwölfjährige Version meines Großvaters das glaubte. Es ergibt Sinn, sich an eine logische Begründung zu klammern, nur um das Gefühl zu haben, noch eine Spur Kontrolle zu besitzen. So etwas machen wir alle, und oft ist es das Einzige, was wir tun können, um unseren Weg durch die Welt fortzusetzen, ohne vor Angst zu erstarren. Trotzdem wunderte es mich, dass er so lange an dieser Vorstellung festhielt – schon lange nachdem er Mississippi verlassen hatte und die Lynchstricke aus dem frühen 20. Jahrhundert sich längst in der Erde zersetzt hatten. Aber Zeit erzeugt eben nicht immer die emotionale Distanz, die wir uns vielleicht erhoffen. Solche Erinnerungen bleiben in unserer Knochenmark erhalten.

Als mein Großvater etwa sechzehn war, meldete ein Schwarzer Mann in Brookhaven – dem Ort, an den er gezogen war, um die Highschool zu besuchen – der Polizei, dass ein weißer Mann auf dem Schwarzmarkt Schnaps verkaufte. Zwar endete die Prohibition landesweit 1933 mit Unterzeichnung des 21. Verfassungszusatzes, doch in Mississippi blieb sie bis 1966 in Kraft.

»Der war ein Mitglied beim Klan«, sagte mein Großvater über den weißen Mann, der Alkohol verkauft hatte. »Er wurde aufgrund der Aussage dieses Schwarzen eingesperrt, also kamen sie diesen Schwarzen Kerl holen, die *Night Riders*.« Er schwieg kurz. »Ich weiß nicht genau, ob sie *Klansmen* waren oder nicht, aber sie machten das Gleiche.« Er holte tief Luft und starrte geradeaus auf die leere Wand. »Die *Night Riders*, Schergen, wie auch immer man sie nennen will, kamen und holten ihn und hängten ihn an einem Baum auf und schnitten ihm den Penis ab und stopften ihn ihm in den Mund.«

Diese Geschichte hatte ich noch nie gehört. Und noch nie

hatte ich meinen Großvater etwas so Grausames beschreiben gehört.

»Ich hielt mich abends aus der Ortsmitte fern. Und wenn ich ins Zentrum ging, achtete ich immer darauf, mich da aufzuhalten, wo Leute mich sehen konnten«, sagte er.

Ich sah meinen Großvater an, als er das erzählte, und fragte mich, ob immer noch Wut über solche Momente in ihm steckte. Ihn fragte ich, ob es wohl jemals ein Amerika geben würde, in dem weiße Amerikaner nicht aktiv dafür eintreten würden, sich in der Rassenhierarchie an der Spitze zu halten.

Er überlegte einen Moment lang und sagte dann: »Einige von denen werden nie damit aufhören.«



In dem Jahr, als meine Großmutter zur Welt kam, glühte der Florida Panhandle, also der Nordwesten des Bundesstaats, vor weißem Terror. Schwarzen Kindern brachte man bei, die Augen gesenkt und den Mund geschlossen zu halten; außerdem sollten sie zu Hause sein, bevor die Sonne hinter den Bäumen versank. In dem Jahr, als meine Großmutter zur Welt kam, befand sich das Land auf der Schwelle zu einem Krieg, der zwei Ozeane entfernt ausgefochten würde. Schwarze Männer würden dorthin geschickt, um für die Freiheit zu kämpfen, und sie würden in ein Land zurückkehren, in dem sie selbst keine besaßen. Als meine Großmutter zur Welt kam, wurde sie von ihrer Mutter in den Armen gewiegt und hätte nicht ahnen können, wie bald diese Umarmung verschwinden und nie mehr wiederkehren würde. Wie bald sie sich an das Gesicht ihrer Mutter nicht mehr erinnern würde. In dem Jahr, als meine Großmutter zur Welt kam, gab es Gesetze, die sich allen, die sie kannte, wie Schlingen um den Hals legten und von denen niemand wusste, ob sie sich je wieder lockern würden.



Als ich mich mit meiner Großmutter zusammensetzte, ist sie neunundsiebzig Jahre alt. 1939 in Quincy, Florida, geboren, hat sie inzwischen strahlend silbergraues Haar, das sich üppig um ihren Kopf lockt. Wenn sie von einem Zimmer ins andere geht, hüpfen die Locken mit. Ihre Stimme ist wie die Veranda vor einem Haus, in dem dich alle deine Lieben erwarten. Sie spricht mit der freundlichen Überzeugung von jemandem, der mehrere Leben in einem Lebensalter hinter sich hat. Jedes Wort wird zu einer eigenen Lektion. Die ovalen Brillengläser vergrößern die Freundlichkeit in ihren Augen, und sie bewegt sich mit der Bestimmtheit und Energie eines Menschen, der Jahrzehnte jünger ist als sie. Als ich ein Kind war, erschien sie mir als Inbegriff von Zärtlichkeit, allerdings keinesfalls zu verwechseln mit Nachgiebigkeit. Meine Großmutter ist bescheiden, aber nicht kleinlaut. Sie ist ruhig, aber nicht stumm. Sie liebt ihre Familie mit unübertroffener Tatkraft, sodass wir alle wissen: Was auch immer wir je getan haben, war nur dank ihr möglich. Manchmal beobachte ich, wie sie meine kleine Tochter im Arm hält, und muss an all das denken, was meine Großmutter über vier Generationen geleistet hat, um das Leben möglich zu machen, das sie gerade in ihren Händen hält.

Während meiner frühesten Kindheit lebten die Eltern meiner Mutter nur ein paar Stunden entfernt in Mississippi, bevor sie in Ruhestand gingen und nach New Orleans in ein Haus gleich um die Ecke von unserem zogen. Die Eltern meines Vaters wohnten dagegen in West Palm Beach, Florida – eine vierzehnstündige Autofahrt entfernt, die wir üblicherweise einmal im Jahr auf uns nahmen.

Meine Großmutter erzählte mir, ihr Vater sei gestorben, als sie ein Jahr alt war, und ihre Mutter, als sie drei war. »Tuberkulose und andere Sachen«, sagte sie, als ich nach den Todesursachen

fragte. Sie hatte fünfzehn Geschwister, von denen viele deutlich älter waren – einige hatten schon Kinder, die älter als meine Großmutter waren. Manche waren bereits weggezogen, bevor sie auch nur die Möglichkeit hatte, sie kennenzulernen. Nach dem Tod ihrer Eltern kam sie zusammen mit acht ihrer Geschwister auf die gepachtete Farm ihres Großvaters in Lamont, Florida, fünfzig Meilen von Quincy entfernt.

Ihr Großvater war Jahrgang 1870, also gerade mal fünf Jahre nach Abschaffung der Sklaverei geboren. Doch nach dem zu urteilen, was meine Großmutter berichtet, fühlten sich die Verhältnisse, in denen er aufwuchs, nicht viel anders an als Sklaverei. Er wuchs auf dem Land auf, das vielleicht fünf Jahre zuvor noch Teil einer Plantage gewesen war. Ich fragte meine Großmutter, ob sie viele Einzelheiten aus seinem Leben wüsste: Auf welcher Plantage das war; wer die Besitzer gewesen waren; wie Freiheit sich in einer Familie angefühlt hatte, deren Kinder teilweise vor und teilweise nach der Befreiung geboren worden waren. Ich hatte eine Kiste geöffnet und wollte am liebsten alles herausholen. Doch es gab so vieles, woran meine Großmutter sich nicht erinnern konnte. »Mein Gedächtnis lässt mich nicht all die Dinge mitteilen, die ich selbst liebend gern von ihm wüsste«, meinte sie.

Es wurde deutlich, dass meine Großmutter etwas von dem gleichen Bedauern mit sich herumtrug, das ich mit ebendiesem Gespräch mit ihr abzarbeiten versuchte. Mit jeder Frage, die ich ihr über ihn stellte, wurde ihr klarer, wie viele Fragen sie selbst ihm nie gestellt hatte. Sie war zu jung gewesen, um überhaupt zu wissen, dass das Fragen gewesen wären, die zu stellen sich gelohnt hätte. Unter diesen Umständen fragte ich sie direkt, was sie, hypothetisch, wenn sie die Chance hätte, vielleicht von ihrem Großvater hätte wissen wollen.

»Mhmmm«, machte sie, schloss die Augen und lehnte sich in ihrem Sessel zurück. »Ich hätte wissen wollen: Wie hat es sich angefühlt?«, sagte sie. »Wie wurde er behandelt? Denn er wurde zu einer so starken und respektierten Person dort, wo er lebte. Was hat ihn dazu gebracht, nicht wegzulaufen? Nicht so wütend zu sein? Denn er war ein sehr sanftmütiger Mann. Er war nicht feindselig. Er wurde respektiert.«

Sie fuhr fort: »Wie empfand er diese Lebensumstände? Denn ich weiß, wie schlimm es noch war, als *wir* dorthin kamen ... Ich weiß, wie es sich für mich anfühlte, in den abgesonderten Bereichen zu leben ... jene Zeiten durchzumachen. Wie kam er damit zurecht? Als es keine öffentlichen Schulen gab, die er hätte besuchen können ... wie lernte er etwas? Denn er konnte lesen und schreiben – er war wirklich ziemlich gebildet. War er einfach so schlau? Wollte er es einfach wissen und schnappte sich deshalb jedes Buch, das er kriegen konnte, und las es? Wie kam es dazu? Das würde ich gern wissen. Ich würde auch gern etwas über seine Eltern erfahren ... Niemals sprach er von seiner Mutter oder seinem Dad.«

Aus ihrer Stimme klang eine Sehnsucht, die ich noch nie gehört hatte. Ein leichtes Schuldgefühl, als ihr klar wurde, was sie alles nicht wusste.

Das Leben meiner Großmutter war, wie das meines Großvaters, vom Nebel der Rassentrennung verhüllt. Eine ihrer frühesten Erinnerungen war, dass sie mit etwa vier Jahren ihren Großvater auf einer Fahrt mit dem Greyhound-Bus begleitete. Sie fuhren in eine Stadt in einem anderen Teil des Bundesstaats. Sie musste zusehen, wie er den Großteil der achtstündigen Fahrt gezwungen war zu stehen. Er hielt sich an der kleinen Stange auf der Rückseite eines Sitzes fest und bemühte sich, nicht hinzufallen. Im Bereich für Weiße hätte es einen freien Platz ge-

geben, doch der Busfahrer hatte deutlich gemacht, dass er ihm nicht erlauben würde, dort zu sitzen.

»Mein Großvater war ein alter Mann«, meinte sie. »Und er musste stehen bleiben.« Über den Bus sagte sie: »Der war eigentlich nicht dafür gedacht, dass man stand. Der war zum Sitzen gemacht. Wenn der Bus fuhr, schaukelte es.«

Die explizite Diskriminierung beschränkte sich aber nicht auf den Bus. Wann immer der Bus hielt, um Leute aus- und neue einsteigen zu lassen, gab es auch Gelegenheit für die Passagiere, sich zu erleichtern. Nur mussten meine Großmutter und viele andere feststellen, dass die Räumlichkeiten in den Haltestellen nicht für sie und ihre Bedürfnisse gemacht waren.

»Meistens war es in den Warteräumen dreckig, aber die weiße Seite war gepflegt. Auch die Toiletten [auf denen *colored* stand] funktionierten nicht oder waren zugeschlossen«, sagte sie. »Das war so, als würden wir gar nicht existieren.«

Sie erinnerte sich, was sie von den weißen Angestellten bei den Haltestellen zu hören bekamen, als sie baten, die Toilette benutzen zu dürfen. Die Message war eindeutig, sogar einem Kind gegenüber: Wenn ihr rausgehen und dort pinkeln wollt, ist das okay. Aber ihr werdet nicht auf die weiße Seite kommen und die Toilette dort benutzen.

»Wir wussten, dass es sehr viel Rassentrennung gab, wo immer wir hinkamen. Nicht nur in dieser einen Situation, sondern überall um uns herum. In Gemischtwarenläden. Restaurants gab es nicht; wir hatten einfach keine. Sogar als dein Granddad und ich geheiratet haben, da fuhren wir von Tallahassee nach West Palm Beach. Wenn man nicht vom Highway abfahren und einen Ort suchen wollte, an dem die Bevölkerung *colored* war, packte man sich sein Mittagessen besser selbst ein, denn auf dem Highway gab es nichts.«

Meine Großmutter schüttelte den Kopf, während meine kleine Tochter, gerade erst ein paar Wochen alt, auf ihrem Schoß zappelte und krächte.

Es ist nicht so, dass irgendeine dieser Geschichten neu wäre. In meiner ganzen Kindheit wurde ich davon überflutet. Dokumentarfilme über die *Freedom Riders* hielten sie in körnigem Schwarz-Weiß fest. In jedem Buch über amerikanische Geschichte, das ich zugeteilt bekam, gab es Fotos von Rosa Parks. Andere Bilder zeigten Schilder in öffentlichen Einrichtungen, in denen unterschieden wurde, was für »weiße« und was für »farbige« Menschen gedacht war. Es war auch nicht so, dass die Geschichten selbst etwas enthalten hätten, das mir unvertraut gewesen wäre. Doch immer wenn ich mit ihnen, mit diesen Bildern, konfrontiert wurde, war mir nicht vollkommen klar gewesen, wie sie meine eigene Familie betroffen haben konnten. Das lag eventuell daran, wie wir über bestimmte Episoden der US-Geschichte sprachen. Fotos und Filmmaterial in Schwarz-Weiß können uns davon überzeugen, dass diese Episoden in einer fernen Vergangenheit passiert sind und nichts mit unserer gegenwärtigen Welt zu tun haben.

Die Rassentrennung prägte jeden Aspekt der Schulbildung meiner Großmutter. Für eine Frau, die später Pädagogin werden sollte, schämt sie sich heute für so vieles, das man sie gelehrt bzw. nicht gelehrt hat.

»Alle Bücher, die wir bekamen, waren Spenden von weißen Schulen«, sagte sie. »Die Kinder hatten ihre Namen hineingeschrieben und manche Seite herausgerissen. Dann las man beispielsweise eine Geschichte, und drei, vier Seiten fehlten. Es gab so vieles, das wir nicht hatten.«

Trotzdem, sagte sie, hätten die Lehrkräfte ihr Möglichstes gegeben, um den Schülerinnen und Schülern die unter diesen

Umständen beste Ausbildung zu geben. Das ging so weit, dass sie von Hand abschrieben, was in den Büchern fehlte, damit die Schüler etwas zu lesen vor sich hatten.

Mitten in der staatlich sanktionierten Rassentrennung und erst zwei Generationen nach der Sklaverei erlebte sie viel von der Schönfärberei der amerikanischen Geschichte, die auch nachfolgende Generationen noch erfahren sollten.

»Die Wahrheit über die Sklaverei lernte ich tatsächlich erst, nachdem ich mit der Schule fertig war und aufs College ging. Denn vorher war diese ganze Information für uns nicht verfügbar gewesen«, sagte sie. »Ich versuche, mich zu erinnern ... an diese Passage – wie heißt die gleich wieder?«

»Die *Middle Passage*?«, fragte ich zurück. Das war die mittlere Etappe im Dreieckshandel mit Waren, Sklavinnen und Sklaven und Rohstoffen zwischen Europa, Afrika und Amerika, in der Millionen von Afrikanerinnen und Afrikanern gewaltsam nach Amerika verschifft wurden.

»Ja, *Middle Passage*. Die kam in unseren Büchern nicht mal vor. Als wir zur Schule gingen, lernten wir gar nichts über die *Middle Passage*.«

Voller Bedauern erzählte sie, welche Einstellung zu Menschen auf dem afrikanischen Kontinent man sie gelehrt hatte. Dass diese Karikaturen vor allem dazu gedacht waren, Afrikaner als weniger menschlich darzustellen. Und dass Schwarze Amerikaner dadurch den Eindruck bekommen sollten, die Sklaverei hätte sie auf irgendeine Weise aus der Rückständigkeit der Heimat ihrer Vorfahren gerettet.

»Man brachte uns bei, dass Afrikaner garstige, böse Menschen seien«, sagte sie, und Scham sprach aus ihrem Blick. »Wir wussten nichts Gutes über sie. Das waren Affen. Die schilderten sie als Affen, die an Bäumen schaukeln. Sie lebten im Kongo und

waren Wilde. Lauter solche Sachen. Nein, wir lernten nichts Gutes über sie.«

Sie berichtete weiter: »Für mich, in meiner Vorstellung, war das wie eine andere Welt, und alle in Afrika waren schlecht. Das war alles, was ich hörte. Nie erfuhr ich, dass wir zu ihnen gehörten, dass wir herüberkamen, und zwar nicht freiwillig. Wie sind wir hierher gekommen? Ich erfuhr nicht, dass man uns gezwungen hatte. Das lernte ich nicht.«

Sie fügte noch hinzu: »Man hat eine sehr tief sitzende Furcht ... und bleibt, wo man hingehört. Als Schwarzer Mensch kannte man seinen Platz – ich benutze jetzt das Wort Black, aber wir wurden Negroes genannt. Man wusste einfach, dass es Dinge gab, die man machen konnte, und solche, die man nicht konnte, und man besaß keine Freiheit. Ich hatte nicht das Gefühl, es gäbe eine Freiheit, die wir erlangen oder erreichen könnten. Das machte einen, ich will nicht sagen, zu weniger als einem Menschen ...« Sie schwieg kurz. »Ich hatte früher einen richtig, richtig schlimmen Minderwertigkeitskomplex.«

Diese Furcht erfasste jede Facette des Lebens meiner Großmutter.

Sie erzählte mir, dass es für sie, weil sie im ländlichen Süden lebten, nicht viele Transportmöglichkeiten gab. Daher ging sie fast überall zu Fuß hin, die Straße entlang, während sie betete, ihr möge nichts passieren.

»Wir hatten weniger Angst vor Tieren, die uns angreifen könnten, als vor dem, was Menschen uns antun würden, wenn sie uns draußen herumlaufen sahen. Deshalb rannten wir in den Wald, wenn wir ein Auto kommen sahen.« Wenn meine Großmutter und ihre Geschwister entdeckt wurden, während sie die Straße entlangliefen, wurden sie oft verbal und körperlich drangsaliert, falls man ihnen nicht direkte physische Ge-

walt antat. Meine Großmutter erzählte, dass weiße Kinder – in ihren eigenen Schulbussen und auf der Fahrt zu ihren eigenen Schulen –, wenn sie sie erblickten, die Fenster aufschoben und sie mit irgendwas bewarfen, während sie Schimpfnamen ausstießen.

»Was haben die denn geworfen?«, fragte ich.

»Was immer sie zur Hand hatten. Wenn sie gerade eine Orange oder einen Apfel oder sonst was aßen, bewarfen sie uns damit. Wenn sie Eiskrem hatten«, sagte sie seufzend, »dann warfen sie die.«

Sie erinnert sich an Rufe wie: »*Go home, Nigger!* Du hast hier nichts zu suchen.«

Die Furcht meiner Großmutter hatte ihren Ursprung in den realen Drohungen, die sie umgaben. »Perry [Florida] lag nur gut dreißig Meilen südlich von Lamont, und es war berüchtigt fürs Lynchen.« Sie betonte die letzten Worte des Satzes. »Viele Leute verschwanden einfach. Keiner wusste, wohin.«

Ihr eigener Großvater, der unmittelbar nach Ende der Sklaverei geboren war, hatte ihr erzählt, wie er einmal von einem Lynchmob zu Tode geängstigt worden war.

»Ich weiß nicht mehr, was er getan hatte, aber sie verschleppten ihn, um ihn aufzuhängen«, erinnert sie sich. »Sie brachten ihn irgendwo in den Wald, verbanden ihm die Augen, schlugen ihn, nannten ihn einen Nigger und all das, und dann sagten sie: ›Heute bringen wir dich um.‹ Wie gesagt, ich weiß nicht, wofür, ich erinnere mich nicht, und vielleicht hat er es uns gesagt. Sie hatten ein Seil und machten sich daran, ihn zu hängen. Er streifte sich die Augenbinde ab, und sie fragten ihn: ›Was ist dein letzter Wunsch, bevor du stirbst?‹ Er sagte: ›Lasst mich beten. Ich will nur beten.‹ Was auch immer er dann gebetet hat

oder wie auch immer Gott eingriff, als er die Augen wieder aufschlug und sich umblickte, war keiner mehr da.«

»Sie waren alle weg?«, fragte ich. Mit diesem Ende der Geschichte hatte ich nicht gerechnet.

»Sie waren alle weg. Aber dann musste er überlegen, wie er aus dem Wald wieder rauskam, denn sie hatten ihm ja die Augen verbunden, sodass er nicht wusste, wo er war. Er brauchte einen ganzen Tag, um aus diesem Wald wieder rauszufinden.«

Schwer zu sagen, ob diese Geschichte stimmt oder nicht. Und zwar nicht weil ich die Erinnerung meiner Großmutter anzweifle. So etwas kann sehr gut geschehen sein. Aber vielleicht war es auch eine Geschichte, die der Großvater seinen Enkeln erzählte, damit sie vorsichtig wären und ihnen nichts zustieß. Vielleicht dachte er sich: *Das habe ich bei anderen schon gesehen und es könnte auch mir passieren. Es könnte euch passieren. Es könnte jedem von uns passieren.*

Die Zeit spielte schlagartig keine Rolle mehr. Ich sah, wie meine Großmutter vor mir sich wieder in das kleine Mädchen verwandelte, das sie einst gewesen war. Ich stellte mir vor, wie sie entlang dieser Straße im Norden Floridas nach Hause ging, mit leicht staubigen Knöcheln von all dem Dreck, der unter ihren Schuhen aufwirbelte. Die rissige rote Erde unter ihren Füßen strahlte Hitze aus. Wildblumen am Wegrand beugten sich und berührten beinahe den Lehmboden. Ich sah sie vor mir, ihre Schulbücher unter dem Arm, wie sie den Blicken von Kindern auswich, die es auf sie abgesehen hatten. Meine Großmutter, die doch nur Bücher wollte, aus denen niemand Seiten gerissen hatte, die an einer Bushaltestelle eine Toilette benutzen wollte, anstatt dass man von ihr erwartete, sie solle sich wie ein Hund draußen erleichtern. Die sich frei bewegen wollte, ohne fürchten zu müssen, in die Dunkelheit verschleppt zu werden. Ich

stellte mir die Gesichter dieser weißen Kinder im Bus vor. Die Münder gezeichnet von einem gewaltsamen Zug, die Kiefer hart vorgeschoben, wenn sie die Lippen öffneten, die jugendlichen Brauen hochgezogen aus Vorfreude auf ihre stille Kapitulation. Ich malte mir aus, wie sie nacheinander in Gelächter ausgebrochen sein mussten. Wie ihre Bäuche voller Bosheit waren. Ich stellte mir vor, wie sie die Köpfe aus dem Bus streckten, wie sie ihre kurzen Arme durch die halb geöffneten Fenster reckten, damit sie bei diesem grausamen Spektakel meine Großmutter mit Essen bewerfen konnten. Diese Kinder waren nicht dazu geboren, so zu hassen. Das hatte man ihnen beigebracht. Sie hatten ihre Eltern beobachtet und die Welt um sie herum. Das hatten sie dort gesehen.

Gegen Ende unserer Unterhaltung fragte ich meine Großmutter nach ihren Gedanken zu unserem Ausflug ins National Museum of African American History and Culture. »Es war deprimierend, wirklich deprimierend, das zu sehen. Es fiel mir schwer, und das tut es jetzt noch, mich mit der Tatsache abzufinden, dass wir derart grausam zueinander sein können. Das ist einfach so unmenschlich. Wenn man sich die Sklaverei ansieht, wie sie gewesen ist: mit Ketten um den Hals und gefesselten Händen. So kann man nicht aufs Klo gehen. Das war alles real. Deshalb fand ich es sehr, sehr deprimierend.«

»Was war mit dem Teil, der sich speziell der Rassentrennung widmete?«, fragte ich.

»Der brachte mich irgendwie in die Zeit meines Lebens zurück, als ich das erlebte. Ich sagte immer wieder: ›Das hab ich durchlebt.‹ Insofern war das nichts Neues für mich. Manche Leute reagieren vielleicht mit: ›Ach, wirklich?‹ Nein, so war das, und ich habe es durchlebt.«

Sie fuhr fort: »Ich wusste das, dass man Emmett Till misshandelt und ermordet hatte. Das war einfach schrecklich ... Wir wussten von den Unruhen, wussten von den Bränden und all diesen Sachen. Also hat mich nichts davon überrascht, weil ich es selbst durchlebt habe. Erstaunlich ist, dass sogar die jüngere Generation von heute das nicht glauben kann«, sagte sie. »Die begreifen nicht, wie wir das alles ertragen haben. Wie konnten wir zulassen, dass jemand uns derart behandelte? Und wenn ich Filme in der Schule zeige, dann sagen die Kids so was wie: ›Mit mir dürfte das keiner machen. Mit mir dürfte das keiner machen‹; ›Nein, ich hätte das nicht mit mir machen lassen‹ oder ›Warum habt ihr alle euch denn nicht dagegen gewehrt?‹. Und dann sage ich: ›Hey, ihr habt doch schon von so vielen Leuten gehört, die sich gewehrt haben. Eine Menge davon steht nicht in den Schulbüchern, aber viele Leute haben sich gewehrt und wurden umgebracht. Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.«

Dann sagte sie noch mal: »Ich hab es durchlebt.«

Schweigen breitete sich zwischen uns aus, und ich musste über ihren Refrain nachdenken. *Ich habe es durchlebt. Ich habe es durchlebt. Ich habe es durchlebt.* Das hallte wie ein Echo im Zimmer nach und hing schwer in der Atmosphäre. Es kroch in mein Ohr und setzte sich dort fest. Ich konnte sehen, wie die Erkenntnis von ihr Besitz ergriff. Es gab noch so vieles, was ich bis zu diesem Moment noch nicht über das Leben meiner Großmutter gewusst hatte. So viele schmerzhaft Erfahrungen, die noch tief in ihren Knochen steckten. Ich musste daran denken, wie leicht diese Erinnerungen mit ihr für immer hätten verschwinden können. Wenn wir uns nicht zusammengesetzt und gesprochen hätten. Dann wären diese Erlebnisse vielleicht wie die Sandkörner unten in einer Sanduhr liegen geblieben. In wie

vielerlei Hinsicht die Welt von heute so ganz anders war und zugleich überhaupt nicht so viel anders.

Die Ausstellungsstücke im Museum waren für meine Großeltern keine Abstraktionen. Sie bestätigten, dass das, was sie erlebt hatten, keine Einbildung gewesen war. Und sie waren qualvolle Erinnerungen daran, dass die Narben jener Ära nicht selbst verschuldet waren. Als meine Großmutter sagte »I lived it« – ich habe es durchlebt –, da hörte ich: *Dieses Museum ist ein Spiegel. Ich hörte: Meine Erinnerungen sind ihre eigene Ausstellung. Ich hörte: Denkt immer daran, was dieses Land uns angetan hat. Ich hörte: Lasst euch von denen nicht weismachen, wir hätten nicht gekämpft. Und: Ich bin nicht gestorben. Irgendwie habe ich es hierher geschafft, obwohl es so vielen nicht gelang. Ich bin den Klauen einer grausamen Sache entkommen und habe überlebt, um diese Geschichte zu erzählen.* Als meine Großmutter sagte »I lived it«, da hörte ich: *Ich lebe noch.*



Die Geschichten meiner Großeltern sind mein Erbe. Jede ist ein Erbstück, das ich verwahre. Jede ist ein Denkmal einer Zeit, die noch durch die Adern meines Großvaters pulsiert. Jede ist ein Mahnmal, das noch in den Knochen meiner Großmutter steckt. Die Stimmen meiner Großeltern sind ein Museum, das zu besuchen ich gerade noch lerne. Jedes Gespräch mit ihnen ist ein neues Ausstellungsstück, das meine Zeit lohnt.

Wenn ich über die Geschichte von Sklaverei und Rassismus in diesem Land nachdenke, dann denke ich daran, wie schnell wir bereit sind, Ideen von Fortschritt zu unterstützen, ohne seinem unsicheren und verschlungenen Weg Rechnung zu tragen. Ich muss daran denken, wie Jahrzehnte rassistischer Gewalt alles geprägt haben, was wir sehen. Aber manchmal ertappe ich mich

auch dabei, dass ich deren Wirkung auf die Menschen in meiner unmittelbaren Umgebung vergesse. Ich vergesse, dass viele der Männer und Frauen, die die Little Rock Nine anspuckten, noch am Leben sind. Die Neun aus Little Rock waren die ersten neun Schwarzen Schülerinnen und Schüler, die nach Aufhebung der Rassentrennung an amerikanischen Schulen trotz heftiger Anfeindungen den Besuch der Highschool in Little Rock durchzogen. Ich vergesse, dass so viele der Leute, die mit Steinen nach Dr. King warfen, immer noch an unseren Wahlen teilnehmen. Ich vergesse, dass es nur einer Laune des Schicksals zu verdanken ist, dass meinem Großvater nicht das Gleiche passierte wie Emmett Till. Dass die Kinder, die damals meine Großmutter mit Essen bewarfen und sie als Nigger beschimpften, heute wahrscheinlich ihre eigenen Urenkel auf den Knien schaukeln. Dass die Leute, die im Heimatort meines Großvaters einen Mann lynchten, vielleicht Kinder haben, die den Hass ihrer Eltern geerbt haben. Dass die Frau, die bei der offiziellen Eröffnung des National Museum of African American History and Culture neben den Obamas stand, die Tochter eines Mannes war, der noch in die Sklaverei hineingeboren wurde. Der Großvater meines Großvaters wurde in die Sklaverei geboren, der meiner Großmutter kurz nach deren Ende. Wir reden uns ein, dass die schändlichen Demonstrationen rassistischer Gewalt vor langer Zeit passiert sind, obwohl sie in Wirklichkeit noch gar nicht so lange her sind. Diese Fotografien und Filmaufnahmen, die unsere Empfindsamkeit des 21. Jahrhunderts dermaßen empören, sind voller Leute, die noch unter uns leben. Und es leben noch Menschen unter uns, die andere kannten und liebten, die in die Sklaverei geboren waren.

Ich missverstehe die Sprache des Fortschritts nicht. Doch mir ist auch bewusst, dass ich noch nicht über all die Worte verfüge,

um ein Verbrechen zu diskutieren, das weiterhin passiert. Aber ich habe einen Tag mit meinen Großeltern in einem Museum verbracht, das die systemische und zwischenmenschliche Gewalt dokumentiert, die sie selbst bezeugt haben – die Hand, die sie schlug, und die Gesetze, die das zuließen. Dieser Besuch hat mich daran erinnert, dass im Verhältnis zum großen Bogen der Geschichte die schlimmsten Manifestationen von Rassismus erst eine kurze Weile her sind.



Die Geschichte der Sklaverei ist die Geschichte der Vereinigten Staaten. Sie war keine Nebensächlichkei bei der Gründung unseres Landes, sondern von zentraler Bedeutung. Sie ist für unsere gegenwärtige Gesellschaft nicht irrelevant, sondern sie hat sie geschaffen. Diese Geschichte steckt in unserem Erdboden, in unserer Politik und sie muss auch in unserem Gedächtnis sein.

Überall in den USA und im Ausland gibt es Orte, deren Geschichte untrennbar mit der Geschichte von Knechtschaft verbunden ist. Viele dieser Orte setzten sich direkt mit ihrem Verhältnis zu dieser Geschichte auseinander, viele tun es nicht. Aber damit unser Land sich kollektiv weiterentwickeln kann, genügt kein Flickenteppich aus Orten, die sich ehrlich mit ihrer Geschichte beschäftigen, während andere rundherum genau das hintertreiben. Es muss eine gemeinsame Kraftanstrengung sein, die Geschichte der Sklaverei zu lernen und sich damit auseinanderzusetzen, wie sie die Welt, in der wir heute leben, geprägt hat.

Wir können diese Geschichte von Wissenschaftlern lernen, die Beweise für alles, was Sklaverei über Generationen ausmachte, zutage gefördert haben. Wir können auch aus den Stimmen der Versklavten in den Geschichten und Berichten, die sie

hinterlassen haben, lernen. Oder von Public Historians, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, der Gesellschaft eine Sprache zu geben, damit sie begreift, was sie direkt vor sich hat. Oder wir lernen von den Nachfahren derer, die in Ketten gehalten wurden; ihre Geschichten wurden in den Familien von Generation zu Generation weitererzählt. Wir können diese Geschichte in Museen lernen, die nicht der Versuchung erliegen, zu mythologisieren, sondern in erster Linie ehrlich und vollständig vermitteln, wie dieses Land zu dem wurde, was es heute ist. Oder wir lernen von Lehrkräften, die sich gegen jahrhundertealte Lügen wehren und in deren Klassenräumen die Wahrheit im Mittelpunkt steht. Wir können aber auch die Orte aufsuchen, an denen es passiert ist – indem wir uns an die Stellen erinnern, sie markieren und nicht zulassen, dass in Vergessenheit gerät, was dort geschah. Und schließlich können wir den Ältesten in unseren eigenen Familien zuhören, indem wir uns mit ihnen hinsetzen, reden und einen Eindruck von all dem bekommen, was sie durchlebt haben.

Irgendwann wird die Frage nicht mehr sein, ob wir diese Geschichte lernen *können*, sondern ob wir den kollektiven Willen aufbringen, uns ihr zu stellen.

Anhang

Über dieses Projekt

Die schwierigste Entscheidung bei diesem Buch war die Frage, um welche Orte es auf den vorliegenden Seiten gehen sollte. Es gibt Tausende von Plätzen, die ich hätte besuchen können, da die Geschichte der Sklaverei in jedem Winkel dieses Landes und weit darüber hinaus unauslöschliche Spuren hinterlassen hat. Ich habe Dutzende Orte besucht, die es nicht ins Buch schafften, allerdings prägte jeder davon die Art und Weise, wie ich über diejenigen schrieb, die hier zu finden sind. Mir ist bewusst, dass andere an jedem dieser Schauplätze vielleicht andere Erfahrungen machen. Daher will dieses Buch überhaupt keine allgemeingültigen Darstellungen liefern, sondern es soll meine eigenen Erfahrungen, Bedenken und Fragen am jeweiligen Ort und zu einem bestimmten Zeitpunkt wiedergeben.

Als Student im Aufbaustudium habe ich großteils von Soziologen gelernt. Und ein Aspekt der Anforderungen dieser Disziplin ist Engagement und Abfrage des persönlichen Standpunkts in Bezug auf die Materie, die man studiert. Daher ist mir bewusst, dass meine Erfahrungen an jedem dieser Orte und meine Gespräche mit all den Menschen, die auf diesen Seiten vorkommen, mit verschiedenen Aspekten meiner Identität verknüpft sind: Schwarz zu sein, im Süden der USA geboren und aufgewachsen zu sein, ein heterosexueller, Cisgender-Mann zu sein und, zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Buches, Promotionsstudent an einer Ivy-League-Universität zu sein. Jeder die-

ser Fakten erzeugt eine eigene Dynamik, die sich wiederum darauf auswirkte, wie fremde Menschen, Wissenschaftler, Tourguides und Museumsangestellte mit mir interagierten. Wahrscheinlich hätte jemand mit einer anderen Hautfarbe, Herkunft oder anderem Bildungshintergrund jeden dieser Orte anders erlebt als ich. Es gab auch viele Gelegenheiten, vor allem in einer Umgebung, in der außer mir keine Schwarzen Menschen zugegen waren, bei denen ich mich fragte, wie anders eine Führung oder Unterhaltung gewesen wäre, wenn ich nicht Schwarz wäre. Wäre die Führung ganz genauso gehalten worden, wenn alle Teilnehmer weiß gewesen wären? Hätte man ein anderes Vokabular benutzt? Was wurde aufgrund meiner Anwesenheit erwähnt oder weggelassen?

Ich möchte auch noch eine Anmerkung zu meinen Quellen machen. Ich habe für dieses Buch Interviews mit ehemals versklavten Menschen verwendet, die im Rahmen des Federal Writers' Project gesammelt worden sind. Das habe ich gemacht, weil ich es für wertvoll halte, direkt die Stimmen der Versklavten selbst zu hören und zu erfahren, wie sie das Leben in Knechtschaft erinnerten. Diese Berichte habe ich im vollen Bewusstsein darüber inkludiert, dass diese Texte ihre eigenen Grenzen haben. In der Library of Congress heißt es dazu: »Einige Auskunftspersonen hielten die Interviewer fälschlicherweise für Regierungsvertreter, die ihnen vielleicht irgendwie aus ihrer wirtschaftlichen Not helfen könnten, und antworteten daher mit Schmeichelei und berechnender Übertreibung, um dem Interviewer zu gefallen.«¹ Und weiter: »Es ist ungewiss, ob die ehemaligen Sklaven ihre Erlebnisse während der Sklaverei korrekt und wahrheitsgemäß berichteten. Zwei weitere große Fragen zur Verwendung der Sklavenerzählungen sind, erstens, ob die Interviewer imstande waren, ehrliche Antworten von ihren

Informanten zu bekommen, und zweitens, ob die Aussagen der Informanten korrekt aufgezeichnet wurden.«

Darüber hinaus stellen Historiker sich die Frage, wie sehr sich die Hautfarbe der überwiegend weißen Interviewer auf die Antworten der Informanten auswirkte. Und außerdem, wie exakt die Interviewer die Gespräche transkribiert haben.

Letztlich entschied ich mich, diese Erzählungen zu verwenden, weil ich sie trotz allem für eine wertvolle Quelle halte. Für eine Quelle, um damit zu beginnen, die Perspektive versklavter Menschen zu verstehen. Am besten hat das vielleicht die Wissenschaftlerin Saidiya V. Hartman auf den Punkt gebracht:

Wie nutzt man diese Quellen? Am besten in dem Bewusstsein, dass eine Totalisierung von Geschichte sich mit diesen interessierten, selektiven und fragmentarischen Berichten nicht rekonstruieren lässt. Und indem man die interventionistische Rolle des Interpretierenden anerkennt, die ebenso interessierte Anstrengung historischer Revision und die Unmöglichkeit, die Vergangenheit frei von den Verzerrungen gegenwärtiger Bedenken zu rekonstruieren. Eingedenk all dieser Vorbehalte bleiben diese Erzählungen dennoch eine wichtige Quelle, um die alltägliche Erfahrung der Sklaverei und ihre Nachwirkungen zu verstehen... Ich lese diese Dokumente in der Hoffnung, einen kurzen Blick auf Schwarzes Leben während der Sklaverei und in der Zeit unmittelbar nach dem Bürgerkrieg werfen zu können, während mir weiter die Unmöglichkeit bewusst ist, die Erfahrung der Versklavten zu rekonstituieren.²

Großen Einfluss auf meinen Wunsch, dieses Buch zu schreiben, hatten meine Erfahrungen als Lehrer an einer Highschool in Prince George's County, Maryland, ganz in der Nähe von Washington, D.C. Obwohl ich Englischlehrer war, prägte Geschichte meine Herangehensweise an die Texte, die wir lasen, und mein Gespür für die Lebenswirklichkeit meiner Schüler. Als Lehrer begann ich zum ersten Mal richtig zu begreifen, wie die Geschichte dieses Landes die Verhältnisse in den Communities meiner Schüler geprägt hat – von der Sklaverei über die Jim-Crow-Apartheid bis zur Massenkriminalisierung und darüber hinaus. Mir wurde im Nachhinein bewusst, dass diese Gespräche mit meinen Schülern, die inzwischen schon ein Jahrzehnt zurückliegen, zu den frühesten Anstößen zu diesem Buch gehörten. Wir redeten darüber, wie wir vielleicht beginnen könnten, unser jeweiliges Leben im Verhältnis zu der Welt, die uns umgibt, zu verstehen. Ich habe versucht, ein Buch in der Art zu schreiben, wie ich es ihnen gewünscht hätte. Hoffentlich bin ich ihren Erwartungen gerecht geworden.

Dank

Dieses Buch war zuallererst nur möglich dank der Public Historians, der Guides, der NachfahrInnen und Nachfahren, der AktivistInnen und Aktivisten, der KuratorInnen und Kuratoren und der PädagogInnen und Pädagogen, die so hart dafür arbeiten, die Erinnerung an die Sklaverei wachzuhalten. Sie waren unglaublich großzügig mit ihrer Zeit. Ich habe so viel dadurch gelernt, dass ich Gelegenheit hatte, ihnen zuzuhören, zuzusehen und Fragen zu ihrer Arbeit zu stellen.

Meine Lektorin Vanessa Mobley hat jede Seite, jede Zeile und jedes Wort mit der Sorgfalt und Intensität studiert, die sich ein Autor nur wünschen kann. Keiner von uns konnte ahnen, dass wir während einer weltweiten Pandemie an diesem Buch arbeiten würden. Aber selbst unter diesen widrigen Umständen halfen Vanessas unermüdlicher Einsatz und ihr scharfes Auge, die bestmögliche Version zu vollenden. Unzählige Stunden verbrachten wir gemeinsam auf Zoom, um durchzugehen, was funktionierte und was nicht. Sie machte mir klar, wo ich noch ein bisschen nachlegen musste. Mit jedem Durchgang machte sie das Buch stärker und den Stil klarer.

Meine Agentin Alia Hanna Habib ist eine unermüdliche Fürsprecherin meiner Arbeit. Bei jedem Schritt des Entstehungsprozesses, vom Exposé bis zum Erscheinen, sorgte sie dafür, dass die Integrität des Buchs an erster Stelle stand. Sie ist auch eine meiner liebsten GesprächspartnerInnen auf der Welt, wenn es

darum geht, sich einfach über Bücher auszutauschen. Ich schätze mich glücklich, sie und das ganze Team von Gernert Company an meiner Seite zu wissen.

Riesig viel verdanke ich den Historikerinnen und Historikern, die ihr Leben damit verbracht haben, über die Sklaverei nachzudenken, zu schreiben und zu forschen. Der Forschungsaspekt dieses Buches, bei dem ich das Privileg genoss, mich in ihrer Arbeit zu verlieren, hätte noch ewig ausgebaut werden können. Insbesondere möchte ich mich bei Annette Gordon-Reed, Daina Ramey Berry, Leslie Harris, Walter Johnson and Kevin Levin bedanken, die einen Entwurf dieses Buchs gelesen haben und mit mir (via Zoom) zu einem Manuskriptseminar zusammenkamen, das ich nie vergessen werde. Sie gaben das großzügigste Feedback und haben das Buch robuster, nuancierter und präziser gemacht.

Ich danke Elizabeth Acevedo, Safia Elhillo, Eve L. Ewing, Sarah Kay, Vann R. Newkirk II, Ben Weber und Talmon Smith, die entweder Teile oder das ganze Manuskript in verschiedenen Stadien seiner Entstehung gelesen haben. Ihre Erkenntnisse, Fragen, Kommentare und ihre Freigebigkeit waren unschätzbar hilfreich.

Ich danke meiner phänomenalen Fact-Checkerin Naomi Sharp, die mir half, Dinge klarzustellen und zu korrigieren, die dieses Projekt gestrafft und gestärkt haben. Und ich danke meinem Forschungsassistenten De'Sean Weber, der mir geholfen hat, dieses Buch und mein Leben im Griff zu behalten.

Danke schön, Michael Taeckens und Whitney Peeling, aber auch Lena Little, Pamela Brown, Craig Young und allen anderen bei Little, Brown, die so viel dafür getan haben, dass dieses Buch in die Hände seiner Leserinnen und Leser kam.

Ich danke meiner Lektorin Julia Kompe beim Siedler Verlag

für die Betreuung der deutschen Ausgabe dieses Buches. Ich freue mich, dass sie und das gesamte Team des Siedler Verlags die Veröffentlichung dieser Ausgabe möglich gemacht haben. Mein Dank gilt auch meiner Übersetzerin Henriette Zeltner-Shane und meiner Redakteurin Antje Steinhäuser.

Mein Dank geht an New America, das Emerson Collective und den Art for Justice Fund für die finanzielle Unterstützung, den Raum und die Zeit, die sie mir gewährt haben, um dieses Projekt zu vollenden.

Ich danke meinen Kolleginnen und Kollegen bei *The Atlantic*, an der Harvard University und bei Cave Canem, die im Laufe der Jahre einen umsichtigeren Autor und besseren Menschen aus mir gemacht haben.

Meinen Eltern, Sheryl und Clint Junior, möchte ich sagen: Ihr habt mich in allem, was ich tue, unterstützt. Ich habe euch beide so lieb. An meine Geschwister Jess und Tal: Ich bin froh, dass ihr Freunde und Familie seid. Auntie Allison, danke, dass du schon ein Leben lang auf meiner Seite bist.

Meinen Großeltern, William und Frances: Danke, dass ihr euch mit mir hinsetzt und eure Geschichten erzählt. Wenn ich mir vorstelle, wie sehr die Welt sich im Laufe eurer Leben verändert hat. Und bemerkenswert ist auch, wie viel sich nicht so verändert hat, wie es eigentlich sollte. Euch mit euren Urenkeln – meinen Kindern – zu sehen, ist eine meiner größten Freuden. Ich wünschte, eure Partnerin und euer Partner, Leatrice und Clint Senior, hätten sie noch kennenlernen können. Aber ich bin dankbar für das Vermächtnis, das sie hinterlassen haben.

Meinen Kindern möchte ich sagen: Ihr seid in allem, was ich tue und sehe, bei mir. Ihr macht mein Leben so viel reicher, und das spüre ich jeden Tag mehr.

Ariel, was soll ich nur sagen? Danke für deine Liebe, deine Unterstützung, deine Zuversicht, dein Lachen, deine Liebenswürdigkeit. Danke, dass du dieses Manuskript als Erste gelesen und mir Feedback dazu gegeben hast. Deine Brillanz hat dieses Buch besser gemacht; deine Liebe bereichert mein Leben.

Anmerkungen

Vorbemerkung des Autors

- 1 Die Zuordnung basiert auf der Karte indigener Territorien auf der Webseite Native-Land.ca und wurde in Absprache mit Historikern und indigenen Wissenschaftlern vorgenommen.

»Die ganze Stadt ist ein Denkmal der Sklaverei«

Prolog

- 1 »Take 'Em Down NOLA Take ['] Down Action Public Statement«, Statements, Webseite von Take 'Em Down NOLA, 28. September 2016, <http://takeemdownnola.org/updates>, https://www.nola.com/news/politics/article_a45d43b1-e781-5d00-bd25-624bb65893b7.html.
- 2 Marc Parry, »How Should We Memorialize Slavery?«, *Chronicle Review, Chronicle of High Education*, 29. August 2017.

»Es gibt einen Unterschied zwischen Geschichte und Nostalgie«

Monticello Plantation

- 1 »Slavery at Monticello«. Webseite Jefferson Monticello, aufgerufen am 12. August 2018, <http://www.monticello.org/slavery/>.
- 2 Lucia Stanton: »*Those Who Labor for My Happiness: Slavery at Thomas Jefferson's Monticello*« (Charlottesville: Univ. of Virginia Press, 2012), 106.
- 3 »Paradox of Liberty: Enslaved Families of Monticello«, Webseite Jefferson Monticello, aufgerufen am 23. Oktober 2020, <http://www.monticello.org/slavery-at-monticello/enslaved-families-monticello>.
- 4 »Paradox of Liberty: Enslaved Families of Monticello«, <http://www.monticello.org/slavery-at-monticello/enslaved-families-monticello>.

- 5 Walter Johnson, *Soul by Soul, Life Inside Antebellum Slave Market* (Cambridge, MA, Harvard Press, 2001), 19.
- 6 Edward Bonekemper in »The Myth of the Lost Cause: Revealing the Truth About the Civil War«, gepostet von The Film Archive, 10. November 2018, YouTube Video, 1:57:23 (Bonekemper bei 15:51), <https://www.youtube.com/watch?v=EbEjmEyHf8U>.
- 7 Henry Bibb, *Narrative of the Life and Adventures of Henry Bibb, An American Slave, Written by Himself* (Madison: Univ. of Wisconsin Press, 2001), 202–203.
- 8 Stanton, »*Those Who Labor for My Happiness*«.
- 9 Stanton, »*Those Who Labor for My Happiness*«, 67.
- 10 Lucia Stanton, »The Enslaved Family at Monticello: Management and Response« (Rede, gehalten auf der Omohundro Institute of Early American History and Culture [OIEAHC] Conference, Glasgow, Schottland, Juli 2001).
- 11 Stanton, »*Those Who Labor for My Happiness*«.
- 12 Stanton, »*Those Who Labor for My Happiness*«, 65.
- 13 Stanton, »*Those Who Labor for My Happiness*«, 65.
- 14 »James Hubbard«, Webseite Jefferson Monticello, aufgerufen am 20. August 2018, <https://www.monticello.org/site/research-and-collections/james-hubbard>.
- 15 Annette Gordon-Reed, *The Hemingses of Monticello: An American Family* (New York: W. W. Norton, 2008), 113.
- 16 Thomas Jefferson, *Notes on the State of Virginia* (Boston: Wells and Lilly, 1829), 169 f. Deutsch: *Betrachtungen über den Staat Virginia*, herausgegeben und mit einem einführenden Essay von Hartmut Wasser (Zürich: Manesse, 1989), 337 f.
- 17 »From Thomas Jefferson to Nicholas Lewis, 29 July 1787«, Founders Online, National Archives, <https://founders.archives.gov/documents/Jefferson/01-11-02-0564>.
- 18 Winthrop D. Jordan, *White over Black: American Attitudes Toward the Negro, 1550–1812* (Chapel Hill: Univ. of North Carolina Press, 2012), 453.
- 19 Jordan, *White over Black*, 522.
- 20 »From Thomas Jefferson to Jared Sparks, 4 February 1824«, Founders Online, National Archives, <https://founders.archives.gov/documents/Jefferson/98-01-02-4020>.
- 21 »From Thomas Jefferson to Jared Sparks, 4 February 1824«, <https://founders.archives.gov/documents/Jefferson/98-01-02-4020>.
- 22 »Thomas Jefferson to Edward Coles, 25 August 1814«, Founders Online, National Archives, <https://founders.archives.gov/documents/Jefferson/03-07-02-0439>.

- 23 William Cohen, »Thomas Jefferson and the Problem of Slavery«, *Journal of American History* 53, Nr. 56 (1969), 503–526.
- 24 Michael Tadman, »The Demographic Cost of Sugar: Debates on Slave Societies and Natural Increase in the Americas«, *American Historical Review* 105, Nr. 5 (2000), 1533–75. Zitiert in C. Vann Woodward, *American Counterpoint: Slavery and Racism in the North-South Dialogue* (New York: Oxford Univ. Press, 1983), 91.
- 25 C. Vann Woodward, *American Counterpoint: Slavery and Racism in the North-South Dialogue* (New York: Oxford Univ. Press, 1983), 91.
- 26 Joan Brodsky Schur, »Eli Whitney’s Patent for the Cotton Gin,« Educator Resources, National Archives, zuletzt geändert am 23. September 2016, <https://www.archives.gov/education/lessons/cotton-gin-patent>.
- 27 Cohen, »Thomas Jefferson and the Problem of Slavery«.
- 28 Stanton, »*Those Who Labor for My Happiness*«, 57.
- 29 Jefferson, *Notes on the State of Virginia*, 150.
- 30 Jefferson, *Notes on the State of Virginia*, 147.
- 31 »Appendix H: Sally Hemings and Her Children«, Webseite Jefferson Monticello, aufgerufen am 23. Oktober 2020, <https://www.monticello.org/thomas-jefferson/jefferson-slavery/thomas-jefferson-and-sally-hemings-a-brief-account/research-report-on-jefferson-and-hemings/appendix-h-sally-hemings-and-her-children/>.
- 32 Annette Gordon-Reed, *Thomas Jefferson and Sally Hemings: An American Controversy* (Charlottesville: Univ. of Virginia Press, 1997), 75.
- 33 Gordon-Reed, *The Hemingses of Monticello*.
- 34 »Madison Hemings’s Recollections Published as »Life Among the Lowly« in the *Pike County Republican*«, Jefferson Quotes & Family Letters, Webseite Jefferson Monticello, aufgerufen am 23. Oktober 2020, <http://tjrs.monticello.org/letter/1849>.
- 35 Gordon-Reed, *The Hemingses of Monticello*, 87–88.
- 36 Gordon-Reed, *Thomas Jefferson and Sally Hemings*, 8.
- 37 Gordon-Reed, *Thomas Jefferson and Sally Hemings*, 11.
- 38 William Branigan, »A Branch on Jefferson’s Tree?«, *Washington Post*, 3. Januar 2000, <https://www.washingtonpost.com/archive/local/2000/01/03/a-branch-on-jeffersons-tree/29c7aebb-830a-4d70-9c11-a66c375ab834/>.
- 39 M. Andrew Holowchak and Vivienne Kelley, »Monticello Claims to Have Found Sally Hemings’s Room. Is This True?«, History News Network, Columbian College of Arts & Sciences, George Washington University, aufgerufen am 2. November 2018, <https://historynewsnetwork.org/article/168841>.
- 40 Private Korrespondenz mit der Thomas Jefferson Foundation.
- 41 Terry Tilman, *Memoirs of a Monticello Hostess*, Sammlung handschriftlicher

Notizen, Thomas Jefferson Foundation Archives, aufgerufen am 19. Mai 2019, folder 65, item 1, TJF Visitation 110–113.

»Ein offenes Buch unter freiem Himmel«

Die Whitney Plantation

- 1 Daniel Rasmussen, *American Uprising: The Untold Story of America's Largest Slave Revolt* (New York: Harper Perennial, 2012).
- 2 Rasmussen, *American Uprising*, 17.
- 3 Philippe R. Girard, *The Slaves Who Defeated Napoleon* (Tuscaloosa: Univ. of Alabama Press, 2011), 343.
- 4 »To James Madison from William C. C. Claiborne, 12 July 1804 (Abstract)«, Founders Online, National Archives, <https://founders.archives.gov/documents/Madison/02-07-02-0446>.
- 5 David Brion Davis, *Inhuman Bondage: The Rise and Fall of Slavery in the New World* (New York: Oxford Univ. Press, 2008), 270.
- 6 Rasmussen, *American Uprising*.
- 7 Rasmussen, *American Uprising*, 148.
- 8 Rasmussen, *American Uprising*, 148–149.
- 9 »Address of George Williamson, Commissioner from Louisiana, to the Texas Secession Convention«, Webseite Causes of the Civil War, zuletzt geändert am 8. Juni 2017, aufgerufen am 23. Oktober 2020, <http://www.civilwarcauses.org/gwill.htm>.
- 10 Ibrahima Seck, *Bouki Fait Gombo: A History of the Slave Community of Habitation Haydel (Whitney Plantation) Louisiana, 1750–1860* (New Orleans: UNO Press, 2015), chap. 4.
- 11 US National Archives and Records Administration, *Records of the Field Offices for the State of Louisiana, Bureau of Refugees, Freeman, and Abandoned Lands, 1863–1872* (Washington, D.C.: US Congress and National Archives and Records Administration, 2004).
- 12 Seck, *Bouki Fait Gombo*.
- 13 United States Census Bureau, »Wallace Louisiana Decennial Census 2010: Race«, table P8, aufgerufen am 23. Oktober 2020, <https://data.census.gov/cedsci/table?q=Wallace%20louisiana%20decennial%20census%202010&t=DECENNIALSFI2010.P8&hidePreview=false>.
- 14 Antonia Juhasz, »Louisiana's ›Cancer Alley‹ Is Getting Even More Toxic – but Residents Are Fighting Back«, *Rolling Stone*, 30. Oktober 2019.
- 15 Mimi Read, »New Orleans Lawyer Transforms Whitney Plantation into Powerful Slavery Museum«, NOLA.com, 14. Oktober 2014.

- 16 Jessica Marie Johnson, »Time, Space, and Memory at Whitney Plantation«, *Black Perspectives* (blog), African American Intellectual History Society, 14. März 2015.
- 17 United States Census Bureau, *1860 Census: Population of the United States*, »Introduction«, VII, XLVIII, <https://www2.census.gov/library/publications/decennial/1860/population/1860a-02.pdf>.
- 18 Francis Fedric, *Slave Life in Virginia and Kentucky; or, Fifty Years of Slavery in the Southern States of America*, Documenting the American South, Academic Affairs Library, University of North Carolina at Chapel Hill, 1999, 7–8, aufgerufen am 23. Oktober 2020, <https://docsouth.unc.edu/neh/fedric/fedric.html>.
- 19 Kenneth F. Kiple and Virginia H. Kiple, »Slave Child Mortality: Some Nutritional Answers to a Perennial Puzzle«, *Journal of Social History* 10, Nr. 3 (1977), 284–309.
- 20 Walter Johnson, *River of Dark Dreams: Slavery and Empire in the Cotton Kingdom* (Cambridge, MA: Harvard Univ. Press, 2013), 192.
- 21 »Born in Slavery: Slave Narratives from the Federal Writers' Project, 1936 to 1938«, Library of Congress, aufgerufen am 4. März 2019, <https://www.loc.gov/collections/slave-narratives-from-the-federal-writers-project-1936-to-1938/articles-and-essays/introduction-to-the-wpa-slave-narratives/slave-narratives-from-slavery-to-the-great-depression/>.
- 22 David Eltis, Stephen Behrendt, David Richardson, und Herbert S. Klein, *The Trans-Atlantic Slave Trade: A Database on CD-ROM* (New York: Cambridge Univ. Press, 1999); und Michael A. Gomez, *Black Crescent: The Experience and Legacy of African Muslims in America* (New York: Cambridge Univ. Press, 2005).
- 23 »Slavery in Louisiana«, Webseite der Whitney Plantation, aufgerufen am 7. März 2019, <http://whitneyplantation.com/slavery-in-louisiana.html>.
- 24 Rasmussen, *American Uprising*.
- 25 Walter Johnson, »To Remake the World: Slavery, Racial Capitalism, and Justice«, *Boston Review*, 20. Februar 2018.
- 26 Daina Ramey Berry, »Beyond the Slave Trade, the Cadaver Trade«, *New York Times*, 3. Februar 2018.
- 27 James Roberts, »The Narrative of James Roberts, a Soldier Under Gen. Washington in the Revolutionary War, and Under Gen. Jackson at the Battle of New Orleans, in the War of 1812: »A Battle Which Cost Me a Limb, Some Blood, and Almost My Life«, Documenting the American South, Academic Affairs Library, University of North Carolina at Chapel Hill, 2001, 26, aufgerufen am 18. April 2019, <https://docsouth.unc.edu/neh/roberts/roberts.html>.
- 28 Ulrich Bonnell Phillips, *American Negro Slavery: A Survey of the Supply*,

Employment and Control of Negro Labor as Determined by the Plantation Régime (New York: D. Appleton, 1918), 343.

- 29 Drew Gilpin Faust, »The Scholar Who Shaped History«, Rezension von *The Problem of Slavery in the Age of Emancipation*, von David Brion Davis, *New York Review of Books*, 20. März 2014.

»Ich kann nicht ändern, was hier geschehen ist«

Angola Prison

- 1 Thomas Aiello in einer E-Mail an den Autor, 12. Oktober 2020.
- 2 Shane Bauer, *American Prison: A Reporter's Undercover Journey into the Business of Punishment* (New York: Penguin, 2018), 129.
- 3 Shane Bauer, »The Origins of Prison Slavery«, *Slate*, 2. Oktober 2018.
- 4 Hon. Thomas J. Semmes, Vorsitzender des Committee on the Judiciary, in *Official Journal of the Proceedings of the Constitutional Convention of the State of Louisiana, Held in New Orleans, Tuesday, February 8, 1898, and Calendar, by Authority* (New Orleans: H. J. Hearsey, 1898), 374.
- 5 Jenny Jarvie, »In Louisiana, a Fight to End Jim Crow-Era Jury Law Is on the Ballot«, *Los Angeles Times*, 12. September 2018.
- 6 Richard Davis, Meredith Angelson, Jee Park, Innocence Project New Orleans, and Counsel for *Amicus Curiae*, *Brief for Amicus Curiae Innocence Project New Orleans in Support of Thedrick Edwards*, *Thedrick Edwards v. Darrel Vannoy*, Warden, US Court of Appeals for the Fifth Circuit, Nr. 19-5807, 3, https://www.supremecourt.gov/DocketPDF/19/19-5807/148364/20200722123734456_Edwards%20v%20Vannoy%20No%20195807%20IPNO%20Amicus%20FINAL.pdf.
- 7 Dennis Childs, *Slaves of the State: Black Incarceration from the Chain Gang to the Penitentiary* (Minneapolis: Univ. of Minnesota Press, 2015), chap. 3, Kindle.
- 8 Childs, *Slaves of the State*.
- 9 Edward E. Baptist, *The Half Has Never Been Told: Slavery and the Making of American Capitalism* (New York: Basic Books, 2016), 360; und Bauer, »The Origins of Prison Slavery«.
- 10 W. E. B. Du Bois, *Black Reconstruction in America: An Essay Toward a History of the Part Which Black Folk Played in the Attempt to Reconstruct Democracy in America, 1860-1880* (New York: Oxford Univ. Press, 2007), 585.
- 11 Louisiana Works Progress Administration, *History and Description of the Angola State Prison Farms in 1901* (New Orleans: Daily States, 1901), 8.
- 12 Childs, *Slaves of the State*, 117.

- 13 Liam Kennedy, »Today They Kill with the Chair Instead of the Tree: Forgetting and Remembering Slavery at a Plantation Prison«, *Theoretical Criminology* 21, Nr. 2 (2017), 142–143.
- 14 Kennedy, »Today They Kill with the Chair«, 143.
- 15 Kennedy, »Today They Kill with the Chair«, 143.
- 16 Childs, *Slaves of the State*, 97.
- 17 Kennedy, »Today They Kill with the Chair«, 142.
- 18 »Strike Breaks Out at Angola Prison as Momentum Builds for National Prison Strike«, Webseite von It's Going Down, 10. Mai 2018, <https://itsgoingdown.org/strike-breaks-out-at-angola-prison-as-momentum-builds-for-national-prison-strike/>.
- 19 Albert Woodfox, *Solitary* (New York: Grove Press, 2019), loc 715, Kindle.
- 20 Billy W. Sinclair and Jodie Sinclair, *A Life in the Balance: The Billy Wayne Sinclair Story* (New York: Arcade, 2012), 51.
- 21 Gilbert King, *The Execution of Willie Francis: Race, Murder, and the Search for Justice in the American South* (New York: Basic Books, 2008).
- 22 Willie Francis (wie er es Samuel Montgomery erzählt hat), »My Trip to the Chair«, in *Demands of the Dead: Executions, Storytelling, and Activism in the United States*, ed. Katy Ryan (Iowa City: Univ. of Iowa Press, 2012), 40.
- 23 King, *The Execution of Willie Francis*.
- 24 Francis, »My Trip to the Chair«, in *Demands of the Dead*, 41.
- 25 King, *The Execution of Willie Francis*.
- 26 Francis, »My Trip to the Chair«, in *Demands of the Dead*, 33.
- 27 Francis, »My Trip to the Chair«, in *Demands of the Dead*, 36.
- 28 Deborah Fins, *Death Row U.S.A.: Spring 2020* (New York: NAACP Legal Defense and Educational Fund 2020), 50, <https://www.naacpldf.org/wp-content/uploads/DRUSASpring2020.pdf>.
- 29 Samuel R. Gross, Barbara O'Brien, Chen Hu, and Edward H. Kennedy, »Rate of False Conviction of Criminal Defendants Who Are Sentenced to Death«, *PNAS* 111, Nr. 20 (2014), 7230–7235.
- 30 *Ball, Code, and Magee v. LeBlanc, Cain, Norwood, and the Louisiana Dept. of Public Safety and Corrections*, Civil Action Nr. 13.368, Statement of Claim, June 10, 2013, <https://www.clearinghouse.net/chDocs/public/PC-LA-0014-0001.pdf>.
- 31 Michael Kunzelman, »Court Overturns Heat-Index Limit on Louisiana's Death Row«, Associated Press, 1. Februar 2018.
- 32 The Marshall Project, »Marcus Hamilton v Warden of Angola«, 21. Juli 2017, <https://www.themarshallproject.org/documents/3899095-Marcus-Hamilton-v-Warden-of-Angola>.
- 33 James Ridgeway und Jean Casella, »Wilbert Rideau on Solitary Confinement

- nement: ›The Zenith in Human Cruelty«, *Solitary Watch*, 18. Dezember 2010.
- 34 Marshall Project, »Marcus Hamilton v Warden of Angola«, <https://www.the-marshallproject.org/documents/3899095-Marcus-Hamilton-v-Warden-of-Angola>.
- 35 Julia O'Donoghue, »Louisiana Tests Relaxed Restrictions on Death Row Inmates«, NOLA.com, 26. Oktober 2017, https://www.nola.com/news/politics/image_d9a5fdod-11ab-5bd5-b56d-2328bdf5fb4.html.

»Ich weiß nicht, ob sie stimmt, aber sie gefällt mir«

Blandford Cemetery

- 1 Robert E. Lee, *Republican Vindicator*, 3. September 1869.
- 2 »Letter from Robert E. Lee to Mary Randolph Custis Lee (December 27, 1856)«, *Encyclopedia Virginia*, Virginia Humanities, zuletzt geändert am 1. Februar 2018, https://www.encyclopediavirginia.org/Letter_from_Robert_E_Lee_to_Mary_Randolph_Custis_Lee_December_27_1856.
- 3 Adam Serwer, »The Myth of the Kindly General Lee«, *The Atlantic*, 4. Juni 2017.
- 4 John W. Blassingame, *Slave Testimony: Two Centuries of Letters, Speeches, Interviews, and Autobiographies* (Baton Rouge: Louisiana State Univ. Press, 1977), 467.
- 5 Kevin M. Levin, *Remembering the Battle of the Crater: War as Murder* (Lexington: Univ. Press of Kentucky, 2012), 27–31.
- 6 Levin, *Remembering the Battle of the Crater*, 28–29.
- 7 Levin, *Remembering the Battle of the Crater*, 31.
- 8 »Gen. Rosecrans and Gen. R. E. Lee«, Kopie des Wortlauts eines Briefs, datiert vom 26. August 1868 und veröffentlicht im *Staunton Spectator*, 8. September 1868, p. 2, col. 2, Virginia Center for Digital History, aufgerufen am 28. September 2020.
- 9 David W. Blight, *Race and Reunion: The Civil War in American Memory* (Cambridge, MA: Belknap Press, 2002), 270.
- 10 W. E. B. Du Bois, »No Excuses for a Racist Murderer: W. E. B. DuBois on the Legacy of Robert E. Lee«, Aufsatz von 1928, abgedruckt in *In These Times*, 22. August 2017.
- 11 Brian Palmer and Seth Freed Wessler, »The Cost of the Confederacy«, *Smithsonian*, Dezember 2018.
- 12 Allen G. Breed, »Women's Group Behind Rebel Memorials Quietly Battles On«, Associated Press, 10. August 2018.

- 13 Steven H. Cornelius, *Music of the Civil War Era, American Music Through History series* (Westport, CT: Greenwood Press, 2004).
- 14 Kevin M. Levin, Workshop-Seminar, 15. Mai 2020.
- 15 Blight, *Race and Reunion*.
- 16 Richard A. Pryor, *Essays and Addresses* (New York: Neale Publishing, 1912), 76.
- 17 David W. Blight, »Forgetting Why We Remember«, *New York Times*, 29. Mai 2011.
- 18 »Blandford Cemetery«, Webseite der Stadt Petersburg, aufgerufen am 14. August 2019, <https://www.petersburgva.gov/303/Blandford-Cemetery>.
- 19 Blight, »Forgetting Why We Remember«.
- 20 »Whose Heritage? Public Symbols of the Confederacy«, Southern Poverty Law Center, 1. Februar 2019, <https://www.splcenter.org/20190201/whose-heritage-public-symbols-confederacy>.
- 21 Peter Galuszka, »The Women Who Erected Confederate Statues Are Stun­ningly Silent«, *Washington Post*, 13. Oktober 2017.
- 22 *New National Era*, December 1, 1870, *Chronicling America: Historic American Newspapers*, Library of Congress, Washington, D.C., <https://chroniclingame.rica.loc.gov/lccn/sn84026753/1870-12-01/ed-1/seq-3/>.
- 23 <https://www.loc.gov/exhibits/civil-war-in-america/ext/cwo211.html>.
- 24 W. E. B. Du Bois, »The Perfect Vacation«, *The Crisis*, August 1931, 279.
- 25 »Whose Heritage? Public Symbols of the Confederacy«, <https://www.splcenter.org/20190201/whose-heritage-public-symbols-confederacy>.
- 26 Blight, *Race and Reunion*, 257.
- 27 Thomas Nelson Page, *Marse Chan: A Tale of Old Virginia* (New York: Charles Scribner's Sons, 1908), 13–14.
- 28 Kevin M. Levin, »Happy Richard Poplar Day«, *Civil War Memory* (blog), 18. September 2010, zitiert aus den Todesanzeigen in *Petersburg Index-Appeal*, May 23, 1886, <http://cwmemory.com/2010/09/18/happy-richard-poplar-day/>.
- 29 Kevin M. Levin, *Searching for Black Confederates: The Civil War's Most Persistent Myth* (Chapel Hill: Univ. of North Carolina Press, 2019), chap. 1, Kindle.
- 30 *Petersburg Index-Appeal*, 23. Mai 1886, <http://www.petersburgexpress.com/POW.html>.
- 31 Levin, *Searching for Black Confederates*.
- 32 Levin, *Searching for Black Confederates*.
- 33 Bruce Levine, *Confederate Emancipation: Southern Plans to Free and Arm Slaves During the Civil War* (New York: Oxford Univ. Press, 2006), 55.
- 34 Brief von Howell Cobb an James A. Seddon (8. Januar 1865) in *The War of the Rebellion: A Compilation of the Official Records of the Union and Confederate Armies* (Washington, D.C.: Government Printing Office, 1900), series 4,

- vol. 3, 1,009–1,010, https://www.encyclopediavirginia.org/Letter_from_Howell_Cobb_to_James_A_Seddon_January_8_1865.
- 35 »1865, March 13: Confederacy Approves Black Soldiers«, *This Day in History*, History.com, zuletzt geändert am 11. März 2020, <https://www.history.com/this-day-in-history/confederacy-approves-black-soldiers>.
- 36 Edward H. Bonekemper III, *The Myth of the Lost Cause: Why the South Fought the Civil War and Why the North Won* (Washington, D.C.: Regnery History, 2015), 258.
- 37 »A Declaration of the Immediate Causes Which Induce and Justify the Secession of the State of Mississippi from the Federal Union«, Lillian Goldman Library, Yale Law School, aufgerufen am 5. August 2019, <https://catalog.hathitrust.org/Record/010446488/Cite>.
- 38 »Confederate States of America – Declaration of the Immediate Causes Which Induce and Justify the Secession of South Carolina from the Federal Union«, Lillian Goldman Library, Yale Law School, aufgerufen am 5. August 2019.
- 39 »Address of George Williamson, Commissioner from Louisiana to the Texas Secession Convention«, *Causes of the Civil War*, aufgerufen am 5. August 2019, <http://www.civilwarcauses.org/gwill.htm>.
- 40 »Texas: A Declaration of the Causes Which Impel the State of Texas to Secede from the Federal Union«, American Battlefield Trust, aufgerufen am 5. August 2019, <https://www.loc.gov/resource/rbpe.34604300/?sp=1&st=text>.
- 41 Remarks by John C. McGehee, president of the convention, *Journal of the Proceedings of the Convention of the People of Florida, Begun and Held at the Capitol in the City of Tallassee [sic] on Thursday, January 3, A. D. 1861* (Tallahassee: Office of the Floridian and Journal, printed by Dyke & Carlisle, 1861), 8, <https://catalog.hathitrust.org/Record/010943337>.
- 42 Brief von Stephen F. Hale (Alabama state commissioner) an den Gouverneur Beriah Magoffin von Kentucky, 27. Dezember 1860, <https://docsouth.unc.edu/imls/smithwr/smith.html>.
- 43 »Virginia: The Secession Ordinance. An Ordinance to Repeal the Ratification of the Constitution of the United States of America by the State of Virginia, and to Resume All the Rights and Powers Granted Under Said Constitution«, American Battlefield Trust, aufgerufen am 21. August 2019, <https://catalog.archives.gov/id/598395>.
- 44 »Constitution of the Confederate States; March 11, 1861«, Lillian Goldman Law Library, Yale Law School, aufgerufen am 6. August 2019, http://avalon.law.yale.edu/19th_century/csa_csa.asp.
- 45 »Cornerstone Speech«, American Battlefield Trust, aufgerufen am 6. August 2019, <https://www.battlefields.org/learn/primary-sources/cornerstone-speech>.
- 46 Bonekemper, *The Myth of the Lost Cause*, 45.

- 47 George Ticknor Curtis, *Constitutional History of the United States from Their Declaration of Independence to the Close of the Civil War*, Vol. 2, ed. Joseph Culbertson Clayton (New York: Harper & Bros., 1896), 526, https://avalon.law.yale.edu/19th_century/critten.asp.
- 48 Jefferson Davis, *The Rise and Fall of the Confederate Government* (New York: Thomas Yoseloff, 1958), 79–80.
- 49 Kevin M. Levin, »Alexander Stephens Reinforces the Cornerstone«, *Civil War Memory* (Blog), 23. Januar 2013, <http://www.adena.com/adena/usa/cw/cw223.htm>.
- 50 »What Is the Sons of Confederate Veterans?« Webseite der Sons of Confederate Veterans, aufgerufen am 17. August 2019, <https://scv.org/what-is-the-scv/>.
- 51 Heidi Beirich, »Furling the Flag«, *Intelligence Report*, Southern Poverty Law Center, 27. Oktober 2015, <https://www.splcenter.org/fighting-hate/intelligence-report/2015/furling-flag>.
- 52 »Here's Why the Confederate Monuments in New Orleans Must Come Down«, Southern Poverty Law Center, 13. Januar 2016, <https://www.splcenter.org/fighting-hate/intelligence-report/2003/neo-confederates-scv-purges-moderates>.
- 53 »Here's Why the Confederate Monuments in New Orleans Must Come Down«, https://www.splcenter.org/sites/default/files/new_tedn_amicus_brief_doc_31-1_11.16_copy.pdf.
- 54 Thomas Upton Sisson, »Address of Greeting from Sons of Veterans«, »Minutes of the Nineteenth Annual Meeting and Reunion of the United Confederate Veterans Held at Memphis, Tenn. On Tuesday, Wednesday, and Thursday, June 8th, 9th, and 10th, 1909«, New Orleans: United Confederate Veterans, 74, https://books.google.com/books?id=JsUTAAAAYAAJ&dq=%22Great+and+trying+times+always+produce+great+leaders%22&source=gbs_navlinks_s_s.
- 55 »Statement from the President General«, Webseite der United Daughters of the Confederacy, 1. Dezember 2018, aufgerufen am 29. September 2020, <https://hqdc.org/>.
- 56 Karen L. Cox, *Dixie's Daughters: The United Daughters of the Confederacy and the Preservation of Confederate Culture* (Gainesville: Univ. Press of Florida, 2003), 1.
- 57 Kali Holloway, »Seven Things the United Daughters of the Confederacy Might Not Want You to Know About Them«, *Salon*, 6. Oktober 2018.
- 58 Laura M. Rose, *The Ku Klux Klan; or, Invisible Empire* (London: Forgotten Books, 2012), 14.
- 59 Rose, *The Ku Klux Klan*, 3.
- 60 Karen L. Cox, »The Confederacy's »Living Monuments««, *New York Times*, 6. Oktober 2017.

- 61 Eric Foner, »Our Lincoln«, *The Nation*, 8. Januar 2009.
- 62 Editors, »Mr. Lincoln and Negro Equality«, *New York Times*, 28. Dezember 1860.
- 63 Frederick Douglass, *The Collected Works of Frederick Douglass: Autobiographies, 50+ Speeches, Articles & Letters: The Future of the Colored Race, Reconstruction, My Bondage and Freedom, Self-Made Men, The Color Line, The Church and Prejudice ...* (New York: Mosaic Books, 2018), 180.
- 64 Foner, »Our Lincoln«.
- 65 Eric Foner, »Abraham Lincoln, Colonization, and the Rights of Black Americans«, in *Slavery's Ghost: The Problem of Freedom in the Age of Emancipation*, by Richard Follett, Eric Foner, and Walter Johnson (Baltimore: Johns Hopkins Univ. Press, 2011), 37.
- 66 Foner, »Our Lincoln«.
- 67 Ta-Nehisi Coates, »Small Truth Papering Over a Big Lie«, *The Atlantic*, 9. August 2010, <https://www.theatlantic.com/national/archive/2010/08/small-truth-papering-over-a-big-lie/61136/>.
- 68 James Oliver Horton, »Confronting Slavery and Revealing the ›Lost Cause‹«, National Park Service, zuletzt geändert 10. März 2017, aufgerufen am 15. Juni 2019, <https://www.nps.gov/articles/confronting-slavery-and-revealing-the-lost-cause.htm>.
- 69 Horton, »Confronting Slavery and Revealing the ›Lost Cause‹«.
- 70 Horton, »Confronting Slavery and Revealing the ›Lost Cause‹«.
- 71 Kenneth M. Stampp, *The Peculiar Institution: Slavery in the Ante-Bellum South* (New York: Vintage, 1956), 33.
- 72 Edward L. Ayers and Carolyn R. Martin, eds., *America on the Eve of the Civil War* (Charlottesville: Univ. of Virginia Press, 2011), 51–52.
- 73 Della Hasselle, »Lusher Charter School Considers Changing Confederate History-Based Name Amid Petitions, Protests«, NOLA.com, 25. Juni 2020, https://www.nola.com/news/education/article_b1a0e27c-b638-11ea-b57c-979247e8fc4e.html.
- 74 Campbell Robertson, »Flag Supporters React with a Mix of Compromise, Caution, and Outright Defiance«. *New York Times*, 23. Juni 2015.

»Unser Unabhängigkeitstag«

Galveston Island

- 1 »Texas Remembers Juneteenth«, Texas State Library and Archives Commission, 19. Juni 2020, <https://www.tsl.texas.gov/ref/abouttx/juneteenth.html>.
- 2 Ira Berlin, Marc Favreau, and Steven F. Miller, ed., *Remember Slavery: Afri-*

- can Americans Talk About Their Personal Experiences of Slavery and Emancipation* (New York: New Press, 2000), 266; und Elizabeth H. Turner, »Juneteenth: Emancipation and Memory«, in *Lone Star Pasts: Memory and History in Texas*, ed. Gregg Cantrell and Elizabeth H. Turner (College Station: Texas A&M Univ. Press, 2007), 143–175.
- 3 Imani Perry, *May We Forever Stand: A History of the Black National Anthem* (Chapel Hill: Univ. of North Carolina Press, 2018), 7, 12, Kindle.
 - 4 United States Census Bureau, »Texas Population: Race«, American Community Survey five-year estimates, 2018, <https://data.census.gov/cedsci/table?q=texas%20population%20race&t=Race%20and%20Ethnicity&tid=ACSDT5Y2018.B02001&hidePreview=false>.
 - 5 James L. Haley, *Sam Houston* (Norman: Univ. of Oklahoma Press, 2015), 390–391.
 - 6 Turner, »Juneteenth«, in *Lone Star Pasts*, 158.
 - 7 Turner, »Juneteenth«, in *Lone Star Pasts*, 162.
 - 8 William H. Wiggins Jr., *O Freedom: Afro-American Emancipation Celebrations* (Knoxville: Univ. of Tennessee Press, 1990), XVII.
 - 9 »Mintie Maria Miller, Galveston, Texas: Image 90«, *Federal Writers' Project: Slave Narrative Project, Vol. 16, Texas, Part 3, Lewis-Ryles*, 1936, Manuskript/verschiedenes Material, <https://www.loc.gov/resource/mesn.163/?sp=90>.
 - 10 »[Josephine Ryles] Image 285«, *Federal Writers' Project: Slave Narrative Project, Vol. 16, Texas, Part 3, Lewis-Ryles*, 1936, Manuskript/verschiedenes Material, <https://www.loc.gov/resource/mesn.163/?sp=284>.
 - 11 »William Mathews, Galveston, Texas: Image 73; Image 75«, *Federal Writers' Project: Slave Narrative Project, Vol. 16, Texas, Part 3, Lewis-Ryles*, 1936, Manuskript/verschiedenes Material, <https://www.loc.gov/resource/mesn.163/?sp=72&st=text>.
 - 12 »Tempie Cummins, Jasper, Texas: Image 270«, *Federal Writers' Project: Slave Narrative Project, Vol. 16, Texas, Part 1, Adams-Duhon*, 1936, Manuskript/verschiedenes Material, <https://www.loc.gov/resource/mesn.161/?sp=271>.
 - 13 W. Caleb McDaniel, »Historian: No, the Civil War Didn't Erase Slavery's Harm«, *Houston Chronicle*, 12. Juli 2019.
 - 14 Turner, »Juneteenth«, in *Lone Star Pasts*.
 - 15 Turner, »Juneteenth«, in *Lone Star Pasts*. Nancy Cohen-Lack, »A Struggle for Sovereignty: National Consolidation, Emancipation, and Free Labor in Texas, 1865«, *Journal of Southern History*, 58, Nr. 1 (February, 1992), https://www.jstor.org/stable/2210475?origin=crossref&seq=1#metadata_info_tab_contents.
 - 16 Turner, »Juneteenth«, in *Lone Star Pasts*, 146–147.
 - 17 Turner, »Juneteenth«, in *Lone Star Pasts*, 143–175; und Barry A. Crouch, *The Freedmen's Bureau and Black Texans* (Austin: Univ. of Texas Press, 1999).

- 18 Turner, »Juneteenth«, in *Lone Star Pasts*, 147; und Ron C. Tyler and Lawrence R. Murphy, ed., *The Slave Narratives of Texas* (Austin, TX: Encino Press, 1974), 121.
- 19 Turner, »Juneteenth«, in *Lone Star Pasts*, 147.
- 20 Turner, »Juneteenth«, in *Lone Star Pasts*, 148; und Tyler and Murphy, *The Slave Narratives of Texas*, 114.
- 21 Board of Governors of the Federal Reserve System, »Distribution of Household Wealth in the U.S. since 1989«, <https://www.federalreserve.gov/releases/z1/dataviz/dfa/distribute/table/>.
- 22 Frederick Douglass, *Oration, Delivered in Corinthian Hall, Rochester, by Frederick Douglass, July 5th 1852, Published by Request* (Rochester: Printed by Lee, Mann & Co., American Building, 1852), 15, http://www.lib.rochester.edu/IN/RBSCP/Frederick_Douglass/ATTACHMENTS/Douglass_Fifth_of_July_Speech.pdf.
- 23 https://tea.texas.gov/sites/default/files/enroll_2019-20.pdf.
- 24 Laura Isensee, »Why Calling Slaves ›Workers‹ Is More Than an Editing Error«, *Houston Public Media News* 88.7, NPR, 23. Oktober 2015.
- 25 Annabelle Timsit and Annalisa Merelli, »For 10 Years, Students in Texas Have Used a History Textbook That Says Not All Slaves Were Unhappy«, *Quartz*, 11. Mai 2018.
- 26 <https://www.npr.org/2018/11/16/668557179/texas-students-will-soon-learn-slavery-played-a-central-role-in-the-civil-war>.

»Wir waren die Guten, stimmt's?«

New York City

- 1 Ta-Nehisi Coates, »Slavery Made America«, *The Atlantic*, 24. Juni 2014.
- 2 Barbara E. Fields and Karen J. Fields, *Racecraft: The Soul of Inequality in American Life* (Brooklyn, NY: Verso, 2014), 17.
- 3 Ira Berlin and Leslie M. Harris, »Uncovering, Discovering, and Recovering: Digging in New York's Slave Past Beyond the African Burial Ground«, in *Slavery in New York*, ed. Ira Berlin and Leslie M. Harris (New York: New Press, 2005), 1–28.
- 4 »The Dutch and the Native Americans«, *Atlantic World Home*, Library of Congress, aufgerufen am 18. Oktober 2020, <http://international.loc.gov/intldl/awkbhtml/kb-1/kb-1-2-4.html>.
- 5 W. J. Sidis, *The Tribes and the States* (unpublished manuscript, ca. 1935), chap. 7, <http://www.mortenbrask.com/wp-content/uploads/The-tribes-and-the-states-SIDIS.pdf>.

- 6 Christopher Moore, »A World of Possibilities: Slavery and Freedom in Dutch New Amsterdam«, in *Slavery in New York*, ed. Ira Berlin and Leslie Harris (New York: New Press, 2005), 51.
- 7 Freeman Henry Morris Murray, *Emancipation and the Freed in American Sculpture: A Study in Interpretation* (Washington, D.C.: vom Autor veröffentlicht, 1916), 214–215.
- 8 Donald L. Fixico, »When Native Americans Were Slaughtered in the Name of ›Civilization‹«, History Stories, History.com, 2. März 2018, zuletzt geändert am 16. August 2019, <https://www.history.com/news/native-americans-genocide-united-states>.
- 9 Michael Richman, Daniel Chester French, and Metropolitan Museum of Art (New York), *Daniel Chester French, an American Sculptor* (New York: Preservation Press, 1983), 108.
- 10 Berlin and Harris, »Uncovering, Discovering, and Recovering«, in *Slavery in New York*, 1–28.
- 11 Eric Foner, *Gateway to Freedom: The Hidden History of America's Fugitive Slaves* (Oxford: Oxford Univ. Press, 2015), 30.
- 12 Berlin and Harris, »Uncovering, Discovering, and Recovering«, in *Slavery in New York*, 1–28.
- 13 Berlin and Harris, »Uncovering, Discovering, and Recovering«, in *Slavery in New York*, 1–28.
- 14 Berlin and Harris, »Uncovering, Discovering, and Recovering«, in *Slavery in New York*, 9.
- 15 Jill Lepore, »The Tightening Vise: Slavery and Freedom in British New York«, in *Slavery in New York*, ed. Ira Berlin and Leslie Harris (New York: New Press, 2005), 61.
- 16 David Brion Davis, *Inhuman Bondage: The Rise and Fall of Slavery in the New World* (New York: Oxford Univ. Press, 2008), 129, <https://books.google.com/books?id=cPn3NoCvKyAC&q=in+british+manhattan#v=snippet&q=in%20british%20manhattan&f=false>.
- 17 »The Tightening Vise«, in *Slavery in New York*, 62.
- 18 Berlin and Harris, »Uncovering, Discovering, and Recovering«, in *Slavery in New York*, 12.
- 19 Lepore, »The Tightening Vise«, in *Slavery in New York*, 81.
- 20 Lepore, »The Tightening Vise«, in *Slavery in New York*, 86.
- 21 Lepore, »The Tightening Vise«, in *Slavery in New York*, 87–88.
- 22 Eric Foner, »Slavery and Freedom in New York City«, Longreads.com, gepostet am 30. April 2015, Exzerpt aus *Gateway to Freedom: The Hidden History of the Underground Railroad* (New York: W. W. Norton, 2015), chap. 1.
- 23 Lepore, »The Tightening Vise«, in *Slavery in New York*, 60.

- 24 Lepore, »The Tightening Vise«, in *Slavery in New York*, 75.
- 25 »Mannahatta Park: New York's Municipal Slave Market«, NYC Parks, <https://www.nycgovparks.org/parks/mannahatta-park/highlights/19696>.
- 26 Allison Meier, »Wall Street's 18th-Century Slave Market Finally Recognized with Historic Marker«, *Hyperallergic*, 3. Juli 2015.
- 27 James C. Cobb, »Cleansing American Culture of Ties to Slavery Will Be Harder Than You Think«, *Time*, 30. März 2016.
- 28 Makebra M. Anderson, »JPMorgan Chase & Co. Admits Link to Slavery«, *St. Louis American*, 2. Februar 2005, zuletzt geändert am 13. April 2016.
- 29 David Quigley, »Southern Slavery in a Free City: Economy, Politics, and Culture«, in *Slavery in New York*, ed. Ira Berlin and Leslie Harris (New York: New Press, 2005), 269.
- 30 »Fernando Wood«, National Park Service, aufgerufen am 18. Oktober 2020, <https://www.nps.gov/people/fernando-wood.htm>.
- 31 »Fernando Wood«, National Park Service, aufgerufen am 18. Oktober 2020, <https://www.nps.gov/people/fernando-wood.htm>.
- 32 Ira Berlin, *The Long Emancipation: The Demise of Slavery in the United States* (Cambridge, MA: Harvard Univ. Press, 2015), 134–135.
- 33 Quigley, »Southern Slavery in a Free City«, in *Slavery in New York*, 281.
- 34 Manisha Sinha, »Black Abolitionism: The Assault on Southern Slavery and the Struggle for Racial Equality«, in *Slavery in New York*, ed. Ira Berlin and Leslie Harris (New York: New Press, 2005), 241.
- 35 Sinha, »Black Abolitionism«, in *Slavery in New York*, 239–262.
- 36 Sinha, »Black Abolitionism«, in *Slavery in New York*, 243.
- 37 Patrick Rael, »The Long Death of Slavery«, in *Slavery in New York*, ed. Ira Berlin and Leslie Harris (New York: New Press, 2005), 140.
- 38 Rael, »The Long Death of Slavery«, in *Slavery in New York*, 143.
- 39 Alondra Nelson, *The Social Life of DNA: Race, Reparations, and Reconciliation After the Genome* (Boston: Beacon Press, 2016), 44.
- 40 »African Burial Ground: History & Culture«, National Park Service, zuletzt geändert am 26. April 2019, <https://www.nps.gov/afbg/learn/historyculture/index.htm>.
- 41 Christopher Moore, »New York's Seventeenth-Century African Burial Ground in History«, National Park Service, zuletzt geändert am 26. April 2019, <https://www.nps.gov/afbg/learn/historyculture/african-burial-ground-in-history.htm>.
- 42 Lepore, »The Tightening Vise«, in *Slavery in New York*, 57–90.
- 43 Moore, »New York's Seventeenth-Century African Burial Ground«, <https://www.nps.gov/afbg/learn/historyculture/african-burial-ground-in-history.htm>.

- 44 De Costa and Miller, »American Resurrection and the 1788 New York Doctors' Riot«, 292–293.
- 45 »New York's Seventeenth-Century African Burial Ground«, <https://www.nps.gov/afbg/learn/historyculture/african-burial-ground-in-history.htm>.
- 46 Spencer P. M. Harrington, »Bones and Bureaucrats«, *Archaeology*, März/April 1993 (Online-Archiv 14. Juni 2006).
- 47 »The Lost Neighborhood Under New York's Central Park«, produced by Ranjani Chakraborty and Melissa Hirsch, *Vox*, Missing Chapter, Online-Video, 8:15, 20. Januar 2020.
- 48 Douglas Martin, »Before Park, Black Village; Students Look into a Community's History«, *New York Times*, 7. April 1995.
- 49 Martin, »Before Park, Black Village«.
- 50 »The Lost Neighborhood Under New York's Central Park«, *Vox*, Video.
- 51 »The Present Look of Our Great Central Park«, *New-York Daily Times*, 9. Juli 1856, 3, <https://www.nytimes.com/1856/07/09/archives/newyork-city-the-present-look-of-our-great-central-park-tired-of.html>.
- 52 Martin, »Before Park, Black Village«.
- 53 »Imagining Liberty«, Museum Management Program, National Park Service, aufgerufen am 18. Oktober 2020, https://www.nps.gov/museum/exhibits/statue_liberty/imagining_liberty.html.
- 54 James Baldwin, »This Morning, This Evening, So Soon«, *The Atlantic*, September 1960.
- 55 Gillian Brockell, »The Statue of Liberty Was Created to Celebrate Freed Slaves, Not Immigrants, Its New Museum Recounts«, *Washington Post*, 23. Mai 2019.
- 56 Alan Kraut, E-Mail an den Autor, 1. September 2020.

»Ein Sklave ist schon zu viel«

Gorée Island

- 1 »Gorée Island«, Slavery and Remembrance, The Colonial Williamsburg Foundation, aufgerufen am 9. November 2019, <http://slaveryandremembrance.org/articles/article/?id=A0110>.
- 2 »Goree: Senegal's Slave Island«, *BBC News*, 27. Juni 2013.
- 3 »Goree: Senegal's Slave Island«, *BBC News*.
- 4 Joseph-Roger de Benoist and Abdoulaye Camara, »Gorée dans l'histoire«, in *Histoire de Gorée*, ed. Joseph-Roger de Benoist and Abdoulaye Camara (Paris: Maisonneuve & Larose, 2003), 11–29.
- 5 Deborah L. Mack, »When the Evidence Changes: Scholarship, Memory, and

- Public Culture at the House of Slaves, Gorée Island«, *Exhibitionist* (Fall 2011), 40–45.
- 6 Mack, »When the Evidence Changes«, 40–45.
- 7 »Island of Gorée«, World Heritage List, Webseite der UNESCO, aufgerufen am 25. Oktober 2020, <https://whc.unesco.org/en/list/26/#:~:text=The%20island%20of%20Gorée%20lies,centre%20on%20the%20African%20coast.>
- 8 Max Fisher, »The Sincere Fiction of Goree Island, Africa's Best-Known Slave Trade Memorial«, *Washington Post*, 1. Juli 2013.
- 9 Fisher, »The Sincere Fiction of Goree Island«.
- 10 Fisher, »The Sincere Fiction of Goree Island«.
- 11 Walter Rodney, *How Europe Underdeveloped Africa* (Brooklyn, NY: Verso, 2018), 34. Deutsch: Walter Rodney, *Afrika: Die Geschichte einer Unterentwicklung* (Berlin: Wagenbach, 1980).
- 12 Darrel Moellendorf, »Racism and Rationality in Hegel's Philosophy of Subjective Spirit«, *History of Political Thought* 13, Nr. 2 (1992), 243–255, <https://de.soc.politik.texte.narkive.com/GBKe10U6/hegel-und-die-neger>.
- 13 Teshale Tibebu, *Hegel and the Third World: The Making of Eurocentrism in World History* (Syracuse, NY: Syracuse Univ. Press, 2011), 83, <https://www.nzz.ch/feuilleton/hegel-afrika-war-fuer-ihn-ein-geschichtsloser-kontinent-wieso-ld.1571992>.
- 14 Tibebu, *Hegel and the Third World*, 272, <http://texte.phil-splitter.com/html/qualitaten.html>.
- 15 Charles W. Mills, »Kant's *Untermenschen*«, in *Race and Racism in Modern Philosophy*, ed. Andrew Valls (Ithaca, NY: Cornell Univ. Press, 2005), 173, <https://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/kant/aa09/316.html>.

»Ich habe es durchlebt«

Epilog

- 1 Richard Pérez-Peña, »Woman Linked to 1955 Emmett Till Murder Tells Historian Her Claims Were False«, *New York Times*, 27. Januar 2017.

Über dieses Projekt

- 1 »The Limitations of the Slave Narrative Collection«, in *Born in Slavery: Slave Narratives from the Federal Writers' Project, 1936 to 1938* collection, Library of Congress, aufgerufen am 15. Oktober 2020, <https://www.loc.gov/>

collections/slave-narratives-from-the-federal-writers-project-1936-to-1938/
articles-and-essays/introduction-to-the-wpa-slave-narratives/limitations-of-
the-slave-narrative-collection/.

- 2 Saidiya V. Hartman, *Scenes of Subjection: Terror, Slavery, and Self-Making in Nineteenth-Century America* (New York: Oxford Univ. Press, 1997), 11, »The Limitations of the Slave Narrative Collection«.

Register

A

Abu-Jamal, Mumia 148
Adams, Buck 259
Aiello, Thomas 124 f.
Alabama 89, 201, 211, 257
Appomattox County 239
Araujo, Ana Lucia 340 f.
Arkansas 88, 171

B

Bâ, Mariama 346
Baldwin, James 316
Banks-Young, Shay 62
Barber, William J., II. 86
Bartholdi, Frédéric-Auguste 317 f.
Bates, Niya 67, 69–75
Baton Rouge 85 f., 90, 126
Beauregard, P. G. T. 20
Bedford County 29
Benns, Whitney 164
Berenson, Edward 317
Berlin, Ira 290–292, 301
Berry, Daina Ramey 101
Bibb, Henry 34
Bird, Henry Van Lewvenigh 182
Blandford 360
Blight, David 193, 195, 282
Bonekemper, Edward 33, 208
Bordelon, Gerald 139
Bostic, Jackie 271–274

Boufflers, Stanislas de 342
Bourdieu, Pierre 338
Boyd, Julian 61
Brookhaven 368, 371
Brooks, Gwendolyn 50
Brown, John 83
Bryant, Carolyn 364
Buckingham County 70
Burgis, William 297
Bush, George W. 309, 327

C

Cain, Burl 132
Callender, James 51 f.
Cangelosi, Robert, jun. 90
Carr, Peter 60 f.
Carr, Samuel 60 f.
Castillo Maldonado, Alonso del 243
Charleston 19, 27, 56–58, 70, 72, 177,
193, 220, 236, 299
Chicago 50, 87 f., 364
Childs, Dennis 130
Christensen, Heidi 220
Claiborne, William C. C. 81 f., 235
Cleburne, Patrick 207
Clinton, Bill 327
Cloverfields 72
Cobb, Chris 297
Cobb, Howell 207
Cocke, John Hartwell 54

Colbert, Brown 32 f.
 Coles, Edward 43
 Columbus, GA 192
 Columbus, MS 191 f.
 Coly, Eloi 332–335, 337–339, 341 f.,
 347
 Connecticut 44 f.
 Copeland, Cynthia 313
 Cox, Karen L. 220 f.
 Crittenden, John J. 213
 Cummings, John 85, 87, 107–113, 115
 Cummins, Tempie 259–261

D

Dakar 22, 113, 321–323, 332, 343 f.,
 352
 David, Epiphany 312
 Davidson, Nora 168
 Davis, Angela 327
 Davis, David Brion 82, 291
 Davis, Jefferson 20, 193, 201 f., 212,
 214, 235, 343
 Delaware 200
 Deslondes, Charles 80, 82 f.
 Dew, Charles 232
 Dillard, Brandon 58–60, 62–64
 District of Columbia 24
 Dorantes de Carranza, Andrés 243
 Douglas, Stephen A. 223
 Douglass, Frederick 34, 93 f., 184,
 200, 224, 266
 Dowling, Richard W. 274
 Downing, George 302
 Downing, Thomas 301–303
 Dreher, Patsy 146
 Du Bois, W. E. B. 143, 184, 201
 Duncan, Stephen 237 f., 250–254

E

Edwards, Al, II. 262–265
 Edwards, Al, sen. 241, 256 f., 262–265,
 278

F

Faidherbe, Louis 344
 Faust, Drew Gilpin 103
 Fedric, Francis 92
 Ferdinand V., König von Kastilien
 und León 242
 Ferguson 49
 Fields, Barbara 283
 Fields, Karen 283
 Fixico, Donald L. 289
 Florida 210, 372–374, 380 f.
 Floyd, George 19
 Foner, Eric 222, 225
 Forrest, Nathan Bedford 218 f., 343
 Forrest City 88
 Fossett (Familie) 31
 Fossett, Edith 32
 Fossett, Joseph 32
 Foster, Ephie 154
 Francis, Willie 152–155
 Franklin, Isaac 135
 Freedmen's Town 273
 French, Daniel Chester 287–289

G

Galveston 15, 237–240, 242 f., 245,
 249 f., 257 f., 260 f., 266–270, 272,
 276, 278, 360
 Gandhi, Mahatma 344
 Garnet, Henry Highland 303
 Georgia 168, 192 f., 343
 Gettysburg 65, 206
 Gillette (Familie) 31

Gillette, Edward 32
 Gillette, Jane 32
 Glatthaar, Joseph T. 230
 Goochland County 29
 Gordon-Reed, Annette 40, 45, 52,
 60–62, 68
 Gorée Island 321, 323, 325 f., 329,
 332 f., 336–339, 342, 345, 358, 360
 Gramling, Paul C., jun. 176, 190–192,
 194–198
 Granger (Familie) 31
 Granger, Gordon 237, 240, 242, 253,
 260 f., 272, 277
 Grant, Ulysses S. 183, 317
 Green, Monroe 147
 Grim, Linnea 58 f., 63 f.
 Guha, Ramachandra 344

H

Haiti 80–82
 Hall, Gwendolyn Midlo 115
 Hambleton, Samuel 83
 Hamburg 305
 Harris, Leslie M. 290–292
 Hartman, Saidiya V. 390
 Haydel, Jean Jacques, jun. 85
 Haydel, Marcellin 85
 Haydel, Marie Azélie 85 f.
 Hayden, Robert 50
 Haywood, Felix 240, 262
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
 355
 Heidel (Haydel), Ambroise 85
 Hemings (Familie) 31, 58, 61 f., 64,
 68–70, 359
 Hemings, Beverly 53, 68 f.
 Hemings, Elizabeth 37, 51
 Hemings, Eston 53, 61, 68 f.
 Hemings, Harriet 53, 68 f.

Hemings, James 78
 Hemings, Madison 53 f.
 Hemings, Madison 60–62, 68 f.
 Hemings, Robert 37
 Hemings, Sally 48, 51–54, 56, 60–62,
 64, 68–70, 78
 Henderson, Norris 122 f., 127, 133,
 137 f., 146, 161–165
 Hern (Familie) 31
 Hern, David 31 f.
 Hern, Isabel 31
 Holden, Yvonne 87 f., 92–96, 100,
 102, 104–108, 113, 117, 119, 333
 Holt, David 181 f.
 Horton, James Oliver 231 f.
 Houston, Sam 252
 Houston, TX 257, 262, 270 f., 273 f.
 Hubbard (Familie) 31
 Hubbard, James 37
 Hunter, Robert M. T. 207

I

Illinois 43, 88
 Isabella I., Königin von Kastilien
 und León 242

J

Jackson, Jesse 257
 Jackson, Stonewall 193, 229
 Jacobs, Harriet 93 f.
 James, Samuel Lawrence 134 f., 142
 Jasper 259
 Jefferson, Field 61
 Jefferson, Isaac 51
 Jefferson, Israel 61
 Jefferson, John Weeks 61
 Jefferson, Martha 51, 54
 Jefferson, Thomas 25 f., 28–33, 35–46,

- 48–57, 59–63, 65–70, 73–78, 81, 96,
224, 341, 359, 363
Johannes Paul II., Papst 327
Johnson, Bradley T. 202
Johnson, Brandish 86
Johnson, James Weldon 247
Johnson, Jessica Marie 91
Johnson, Sue 245, 266–270, 275
Johnson, Walter 21, 33, 99
Johnston, Joseph E. 192
Jordan, Winthrop D. 42
- K**
Kalifornien 131, 200
Kane, Hasan 346–352
Kant, Immanuel 355
Kelley, Vivienne 63
Kentucky 34, 213
Kieft, Willem 286
King, Mark 147
King, Martin Luther 257, 264 f.,
385
Kolumbus, Christoph 289
Kraut, Alan 318
- L**
Laboulaye, Édouard René de
316–319
Lamont 374, 380
LaPlace 83
LeBlanc, Jimmy 157
Lee, Mary 178
Lee, Robert E. 20 f., 177–181,
183–185, 192, 201, 206 f., 229, 231,
234 f., 238 f., 343
Lee, Sheila Jackson 253
Lepore, Jill 292 f.
Levin, Kevin M. 178, 180, 182 f., 206
Lincoln, Abraham 181, 208–211, 214,
222–226, 232, 238 f., 247, 252, 255
Little Rock 385
Livingston, Peter 304
London 313
Long Island 281
Lorde, Audre 50
Louisiana 19 f., 79–86, 96, 98, 102,
106, 108, 113 f., 119 f., 123 f., 126,
129, 134, 136, 138 f., 145, 152, 156,
158, 195, 210, 232, 234, 271, 298,
333, 351
Ludwig IX., König von
Frankreich 344
Lusher, Robert Mills 234
Lyons, Kirk 217
- M**
Mack, Deborah 329
Madison, James 25, 43, 81
Mahone 183
Marigny, Bernard de 21
Martin Rose, Laura 221
Maryland 101, 168, 171, 391
Massachusetts 200
Matagorda County 272
Mathews, William 258
Matthews, Doug 245
McDaniel, W. Caleb 260
McDonogh, John 20
Merritt, Susan 261
Michigan 172
Middleburg 108
Miller, Mintie Maria 257
Minnesota 172
Mississippi 88, 92, 113, 115, 125,
191–193, 201, 209, 212, 221, 271,
343, 361, 364–366, 368–371, 373
Mitchell, Grant 249

Mobley, Mamie Till 364
 Money 364
 Montana 172
 Montgomery 89
 Monticello 15, 24–27, 29–33, 37, 39,
 42, 51, 53 f., 56–60, 62–64, 66–70,
 72–78, 106, 186, 287, 359, 365
 Montpelier 25
 Moore, Christopher 308

N

Napoleon I., Kaiser der Franzosen
 81
 Nash, Woodrow 92
 Ndiaye, Boubacar Joseph 329, 332,
 336, 340
 Nelson, Lane 148
 Nelson, Louis 336, 339
 New Hampshire 45
 New Orleans 15, 17 f., 20 f., 79–81,
 83, 86 f., 90, 109 f., 112 f., 122 f., 125,
 196, 218, 234, 262, 366, 373
 New York (City) 15, 22, 280 f., 283 f.,
 286, 290–294, 296, 298–304,
 307–314, 450
 New York (Staat) 200, 296, 304
 Niang, Momar 321, 323 f., 327–329,
 331–333, 342–345, 347, 349
 Norfolk 174
 North Carolina 168, 201, 232

O

Oakland 131
 Obama, Barack 327, 337, 385
 Obama, Michelle 385
 Obi, Damaras 281–285, 287–289,
 294 f., 299–301, 305–308, 310,
 314

Odom, Per Laban 182
 Oregon 124
 Oxford 113 f.

P

Page, Thomas Nelson 202
 Paris 313
 Parker, C. Harrison 125
 Pennington, James W. C. 303
 Pennsylvania 44 f., 90 f., 101
 Pépin, Anna Colas 328 f.
 Perry, Imani 247, 380
 Petersburg 166, 168 f., 183, 186, 193,
 204–206
 Philadelphia 78, 109, 301
 Phillips, M. W. 92
 Phillips, Ulrich Bonnell 103
 Poplar, Richard 205–207
 Port Arthur 152
 Prince George's County 391
 Pryor, Elizabeth Brown 179
 Pryor, Roger A. 192

Q

Quincy 373 f.

R

Rael, Patrick 304
 Rembrandt Harmensz. van Rijn
 90
 Rhode Island 44 f.
 Richard, François 338
 Richmond 52, 177, 217, 234
 Rideau, Wilbert 158
 Roberts, James 102
 Rocard, Michel 326
 Rodney, Walter 348

Ruggles, David 303
 Rusk County 261
 Ryles, Josephine 258

S

Sabine 261
 Saint-Louis 344
 Saint John the Baptist 117
 Saint Martinville 152 f.
 Salem 293
 Samora 131, 133
 San Antonio 276
 Sanchez, Sonia 50
 Santo Domingo 43, 81 f., 211
 Sawyer, Robert 139
 Scott, Dread 83
 Seattle 109, 220
 Seck, Ibrahima 113–116, 119, 351
 Senghor, Léopold Sédar 329, 346
 Shaw, John 83
 Sherman, William T. 192
 Shreveport 195
 Simpson, Lewis, jun. 246
 Sinclair, Billy Wayne 151
 Sinha, Manisha 303
 Smith, Larry 131
 South Carolina 19, 171, 181, 193 f.,
 201, 209
 South Dakota 200
 Sparks, Jared 42 f.
 Stamp, Kenneth M. 103, 232
 Stanton, Lucia 30, 36
 Stephens, Alexander 214
 Stevenson, Bryan 89
 Stewart, Greg 236
 Stuyvesant, Peter 286

T

Tadman, Michael 44
 Tallahassee 376
 Tampa 243
 Tappan, Arthur 301, 303
 Tappan, Lewis 301, 303
 Taylor, Moses 298
 Texas 152, 168, 201, 210, 237–240,
 242 f., 249–252, 255–257,
 259–261, 263 f., 266 f., 270–273,
 276–278
 Thomas, Andrew 152 f.
 Thomas, James »Son« 113 f.
 Thorson, David 27–32, 38, 40, 46,
 57 f., 64–67, 78, 359
 Tiernan, Kathy 245, 253
 Tiffany, Charles Lewis 169
 Tiffany, Louis Comfort 169
 Till, Emmett 364, 369, 383, 385
 Tilman, Terry 74
 Trump, Donald 47
 Tubman, Harriet 93 f.
 Turner, Elizabeth Hayes 255, 260
 Turner, Nat 83
 Tuscaloosa 257

U

Unger, Chuck 148

V

Verdery, James 182
 Virginia 19, 24, 31, 36 f., 45, 54, 76,
 92, 100 f., 108, 166, 184–186, 190,
 193, 202, 205, 207, 211, 239, 272 f.,
 301

W

Wallace 79, 86
 Washington (Staat) 200, 220
 Washington, D.C. 24, 32, 142, 197,
 391
 Washington, George 341
 Waters, Leon A. 18–21, 111
 Wayles, John 37, 51
 West Palm Beach 373, 376
 Wetmore, S. f. 60
 Wheatley, Phyllis 49
 Whitehead, Elizabeth 312
 Whitehead, John 312
 Williams, Andrew 312

Williams, Dick 180
 Williams, Dobie Gillis 139
 Willis, Harriet 272
 Wilson, Ron G. 218
 Wood, Fernando 299, 313
 Woodfox, Albert 150
 Woodrich, Julia 98 f.
 Woodward, C. Vann 44

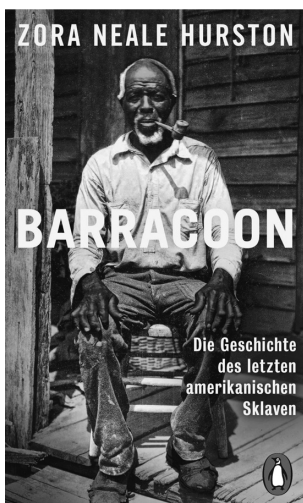
Y

Yates, Jack 271–274
 Yates, Jerome B. 182



Das neue Buch der Bestsellerautorin: Wie wir WIRKLICH rassismuskritisch leben

Wir alle sind rassistisch sozialisiert. Rassismus findet sich in jedem Bereich unseres Lebens, unserer Gesellschaft. Allerdings haben wir nicht gelernt, ihn zu erkennen, geschweige denn darüber zu sprechen. Sei dabei! Entscheide dich jeden Tag bewusst dafür, das System Rassismus Stück für Stück mit zu dekonstruieren. Tupoka Ogette ist DIE deutsche Vermittlerin für Rassismuskritik. Ihr Buch gibt dir – konkret und alltagsnah – Anregungen, wie du rassismuskritisch leben lernst. Im Freundeskreis, in der Familie, als Lehrer*in in der Schule, in der Freizeitgestaltung und im Beruf.



»Barracoon« ist literarisch einzigartig, historisch relevant und ein Beispiel für Humanität und ihr Gegenteil.«
Bücher am Sonntag

Ein einmaliger Zeitzeugenbericht: Die Lebensgeschichte des letzten amerikanischen Sklaven

»Barracoon« erzählt die wahre Geschichte von Oludé Kossola, auch Cudjo Lewis genannt, der 1860 auf dem letzten Sklavenschiff nach Nordamerika verschleppt wurde. Zora Neale Hurston befragte 1927 den damals 86-Jährigen über sein Leben. Berührend schildert er seine Jugend im heutigen Benin, die Gefangennahme und Unterbringung in den »Barracoons«, den Baracken, in die zu verkaufende Sklaven eingesperrt wurden, seine Zeit als Sklave in Alabama, seine Freilassung und seine anschließende Suche nach den eigenen Wurzeln und einer Identität in den rassistisch geprägten USA.



PENGUIN VERLAG



»Me and White Supremacy« ist eine unverzichtbare Ressource für weiße Menschen, die die weiße Vorherrschaft infrage stellen wollen, aber nicht wissen, wo sie anfangen sollen.« *Robin DiAngelo*

Der internationale Bestseller zur erfolgreichen Instagram-Challenge #meandwhitesupremacy

Bist du unbewusst rassistisch? Wahrscheinlich schon, sagt Layla F. Saad. Doch was wirst du dagegen tun? Mit diesem 28-tägigen Anti-Rassismus-Programm fordert sie uns auf, unsere rassistischen Verhaltensweisen und Denkmuster aktiv zu entlernen. Dabei stellt Saad viele unbequeme Fragen, hilft uns, unsere eigenen Privilegien kritisch zu reflektieren, und benennt schonungslos und deutlich, wie oft wir uns alle tatsächlich zu Komplizen des Rassismus machen. Wer dieses mutige Buch vollendet, wird sein Leben und die Welt zum Besseren verändern.



PENGUIN VERLAG

